JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN GERMANISTIK
2013

Scanned with CamScanner

Scanned with CamScanner

Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2013

herausgegeben von
Johanna Backes und Zoltán Szendi

DEBRECENI EGYETEM
Germanisztikai Intézet
KÖNYVTÁR
R II 5/70
37.928/2016

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

Scanned with CamScanner

Leitender Redakteur
Lehel Sata
Literaturwissenschaft
Johanna Backes
Andrea Horváth
Szilvia Ritz
Zsuzsa Bognár
Sprachwissenschaft
Attila Péteri
Petra Szatmári
Deutsch als Fremdsprache
Anna Reder
Susanne Ufer
Wissenschaftlicher Beirat
Peter Canisius (Pécs)
Sabine Dengscherz (Wien)
Peter Ernst (Wien)
Csaba Földes (Erfurt)
Andrea Geier (Trier)
Elke Hentschel (Bern)
Erzsébet Knipf (Budapest)
András Masát (Budapest)
Paul Rössler (Regensburg)
Klaus Schenk (Dortmund)
Artur Tworek (Wrocław)

Anschrift der Redaktion
Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. Lehel Sata
Pécsi Tudományegyetem Bölcsészettudományi Kar
Germanisztikai Intézet
Ifjúság u. 6.
H-7624 Pécs
jug.redaktion@gmail.com

Alle Rechte vorbehalten
Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Verlag: Gondolat Kiadói Kör Budapest
Auflage: 700 Exemplare
Budapest/Bonn 2014

ISSN 1217-0216
Hergestellt mit der Unterstützung durch den DAAD, aus Mitteln,
die das Auswärtige Amt bereitstellt.

Scanned with CamScanner

Inhalt

Vorwort der Herausgeber.....9

Vorträge der Jahrestagung der Gesellschaft ungarischer Germanisten (GuG) am Lehrstuhl für Germanistik (Mittel-Europäisches Institut) der Katholischen Péter Pázmány Universität Piliscsaba-Budapest mit dem Titel „Perspektiven des historischen Blicks" (31. Mai-1. Juni 2013)

Elke Ronneberger-Sibold: Einführung in die historische Morphologie des Deutschen von der Gegenwartssprache aus.....13

Imre Gábor Majorossy (Piliscsaba): „einen vinger vlorn" – Blut als Liebesbeweis bei Ulrich von Liechtenstein („Vrouwen dienest") und Marie de France („Laüstic") 35

Péter Lőkös (Piliscsaba): Balthasar Knellingers Türkenpredigt über die Krönung von Joseph I. zum Erbkönig in Ungarn (1687).....51

István Gombocz (The University of South Dakota): „Sophisten, Betrüger und Marcktschreyer". Zur Gelehrtensatire der Frühaufklärung. 67

Henriett Lindner (Piliscsaba): Der Irrenhaustopos in der Romantik 77

Abseits der Norm. Innovative Textgestaltung in der Literatur

Kálmán Kovács (Debrecen): Theodor Körner als Festfigur in dramatischen Spielen des 19. Jahrhunderts. Goethe, Brentano, Hauptmann und andere 89

Karl Vajda (Komárno): Diesseits, Jenseits, Abseits. Zur Apokalyptik des Expressionismus. 109

Annika Knöpfle (Mannheim): „Schlurrt den Traum durch Furchen." Der Traum vom Krieg in August Stramms „Wecken". 131

László V. Szabó (Veszprém): Abseits des orthographischen Kanons. Zur Orthographie von Rudolf Pannwitz 147

Erika Hammer (Pécs): Wurzel und Wege. Konstruierte Enge bei Herta Müller und Terézia Mora.....161

Scanned with CamScanner

„Böse Wörter/Konstruktionen kommen überall hin..." Fragen der Normierung in der Sprachwissenschaft

Katalin Gyuricza (Budapest): Textsorten-Intertextualität in der linguistischen Fachliteratur: eine Bestandsaufnahme.....181

Bernadett Modrián-Horváth (Budapest): Topikkontinuität und Funktionale Satzperspektive in deutschen und ungarischen Erzähl- und Berichtstexten.....205

Abseits der Norm. Traditionelle und alternative Ansätze im Deutschunterricht

Timea Berényi-Nagy (Pécs): Transferbrücken bauen: Lexikalische Interkomprehensionsfähigkeit im Falle von L3-Deutschlernenden.....229

Dóra Pantó-Naszályi (Budapest): Wörterbucharbeit ins Bild gesetzt – eine Skizze der Möglichkeiten der Wörterbuchdidaktik im DaF – Unterricht.....249

Rezensionen

Balogh, András F. (Hg.): Ungarnbilder im 17. Jahrhundert. Budapest: ELTE Eötvös József Collegium, 2013. 323 S. *(Hajnalka Forgács)* 275

Márta Fata (Hg., unter Mitarbeit v. Katharina Drobac): Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2013 (= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Bd. 16). 233 S. *(Endre Hárs)*.....278

Haberland, Detlef; Géza Horváth (Hg.), unter Mitwirkung von Tünde Katona und Judit Szabó: Hermann Hesse und die Moderne: Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Praesens, 2013. 360 S. *(Karl Katschthaler)* 282

Kerekes, Gábor; Korb, Angela (Hg.): „Bretter, die die Welt bedeuten." 200 Jahre Deutsches Theater in Pesth. Budapest: Ad Librum, 2013 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft Band 3). 113 S. *(Károly B. Szabó)*.....287

Kerekes, Gábor; Müller, Márta (Hg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Budapest: Ad librum, 2012 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft Band 1. Hg. Johann Schuth). 231 S. *(Angela Korb)*.....290

Kispál, Tamás: Methodenkombination in der Metaphernforschung. Metaphorische Idiome des Lebens. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2013 (= Metalinguistica. Bd. 25). 308 S. *(Krisztián Majoros)*.....293

Scanned with CamScanner

Pankau, Johannes G. (Hg.): Fin de Siècle. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2013. 240 S. *(László V. Szabó)* 295

Pott, Hans-Georg: Kontingenz und Gefühl. Studien zu/mit Robert Musil. München: Wilhelm Fink, 2013 (= Musil-Studien Bd. 41. Hg. Josef Strutz). 233 S. *(Tamás Harmat)* 297

Berichte der Institute 2013 305

Jahresbibliografie 2013 341

Autorinnen und Autoren 369

Scanned with CamScanner

Scanned with CamScanner

Vorwort der Herausgeber

Das Jahrbuch der ungarischen Germanistik besteht 2013 aus zwei Hauptteilen: Die ersten fünf Untersuchungen stellen die Vorträge der 2013 an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität Piliscsaba stattgefundenen Jahrestagung der ungarischen Germanisten dar und sind durch den Titel „Perspektiven des historischen Blicks" miteinander verknüpft. Die zweite und zugleich umfangreichere Einheit des Bandes steht unter dem Motto „Abseits der Norm". Zwar beleuchten die beiden Teile damit jeweils eigene Aspekte, trotzdem sind sie in einem weiteren Sinne miteinander verknüpft.

Obwohl der historische Gesichtspunkt in der Germanistik seit langer Zeit allzu oft vernachlässigt wird, ist er „für ein tieferes Verständnis" in unserem Fachbereich unentbehrlich. Das Zitat entstammt dem einführenden Plädoyer der sprachwissenschaftlichen Abhandlung von Elke Ronneberger-Sibold und gilt für die Literaturwissenschaft gleichermaßen. Ohne eine geschichtliche Betrachtungsweise wären die ästhetischen Fragen der Normierung und Normverletzung nur einseitig erklärbar. Zwar sind alle diesbezüglichen Phänomene genau beschreibbar, ihre Polyfunktionalität ist aber nur zusammen mit ihrem sozial- und kulturgeschichtlichen Hintergrund rekonstruierbar.

Das beweist auch der zweite Teil, in dem vor allem die literaturwissenschaftlichen Beiträge diesen historischen Aspekt zur Geltung bringen. Die zentrale Frage alle Beiträge in diesem Teil ist die Normverletzung, die sowohl in der Literatur- als auch in der Sprachwissenschaft eine entscheidende Rolle spielt. In beiden Disziplinen sind die Ursachen der ‚Normabweichungen' zum Teil unterschiedlich: Während in der Literatur die radikalen Erneuerungen neben den zeitbedingten Motivationen immer auch stark ausgeprägte individuelle Züge haben, sind die Spracherneuerungen in der Gesellschaft vor allem kollektiv bedingt. Die Prozesse und die Ergebnisse der jeweiligen Normabweichungen enthalten jedoch auffallende Parallelen.

Die hier veröffentlichten Beiträge beleuchten und differenzieren diese Zusammenhänge aus ganz verschiedenen Perspektiven, indem sie sich ihrem Forschungsobjekte mit jeweils eigenen Methoden annähern. Diese Vielfalt zeugt einerseits von dem Reichtum der untersuchenden Themen selbst und nicht zuletzt von dem beachtlichen wissenschaftlichen Potential der ungarischen Germanisten, von denen die jüngere Generation erfreulicherweise mit Beiträgen stark vertreten ist.

Scanned with CamScanner

Den dritten Teil des Bandes bilden Rezensionen, die Neuerscheinungen von überwiegend ungarischen Germanistinnen und Germanisten besprechen. Abschließend folgen die Jahresüberblicke über die wissenschaftliche Tätigkeit der germanistischen Institute und Doktorandenkollegs in Ungarn sowie die in- und ausländischen Publikationen der ungarischen Germanistik.

Unser besonderer Dank gilt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Redaktion und des wissenschaftlichen Beirats für ihre sorgfältige Vorbereitungsarbeit und die Betreuung der einzelnen Beiträge. Vor allem möchten wir uns aber – auch dieses Mal – herzlich bei unserem leitenden Redakteur Lehel Sata bedanken, der während des ganzen Jahres die größte Arbeit bei der Anfertigung des Jahrbuchs auf sich genommen hat.

Johanna Backes *Zoltán Szendi*

Scanned with CamScanner

Vorträge der Jahrestagung der Gesellschaft ungarischer Germanisten (GuG) am Lehrstuhl für Germanistik (Mittel-Europäisches Institut) der Katholischen Péter Pázmány Universität Piliscsaba-Budapest mit dem Titel „Perspektiven des historischen Blicks" (31. Mai-1. Juni 2013)

Scanned with CamScanner

Elke Ronneberger-Sibold

Einführung in die historische Morphologie des Deutschen von der Gegenwartssprache aus

1. Motivation und Methode

In diesem Aufsatz möchte ich ein noch wenig praktiziertes didaktisches Konzept für die Behandlung der deutschen Sprachgeschichte in der germanistischen Universitätslehre vorstellen. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Beobachtung, dass die historische Sprachwissenschaft des Deutschen zwar inhaltlich in den ministeriellen Vorgaben für das Lehramt in der Sekundarstufe I und II enthalten ist,[1] jedoch im konkreten akademischen Unterricht und Schulunterricht ein Motivationsproblem hat: Sie gilt als „überflüssig" und „langweilig". Vor allem wird ihr ein fehlender Bezug zur Gegenwartssprache und zur Lebenswirklichkeit der Studierenden und erst recht der Schüler und Schülerinnen vorgeworfen, und dies nicht nur von den Betroffenen selbst, sondern auch von vielen Lehrenden.

Demgegenüber möchte ich die These vertreten, dass sprachgeschichtliche Kenntnisse sehr wohl einen Bezug zur Gegenwartssprache haben, ja, dass sie für ein tieferes Verständnis von deren Struktur, Verwendung und interner Variation stellenweise geradezu unerlässlich sind. Dies gilt meines Erachtens sogar auch im akademischen Unterricht von Deutsch als Fremdsprache, auch wenn man sich hier normalerweise auf die Gegenwartssprache konzentriert. Das Problem ist jedoch, dass der Bezug der Sprachgeschichte zur Gegenwartssprache im akademischen Unterricht und den entsprechenden einführenden Lehrwerken zu wenig systematisch thematisiert wird.

Viele derzeit im Gebrauch befindliche Einführungen haben eine Lektürekompetenz für historische Texte, vor allem der mittelhochdeutschen höfischen Literatur, zum Ziel.[2] Gerade wenn sie dieses Ziel erreichen (und viele tun das in hervorragender Weise), wird den Studierenden der Eindruck vermittelt, historische Sprachwissenschaft wäre eine Art Hilfswissenschaft für das Studium der Älteren deutschen Literatur; sprachhistorische Inhalte „lohnten sich" folglich nur für diejenigen, die sich für mittelhochdeutsche Literatur interessieren.

1 „Ländergemeinsame inhaltliche Anforderungen für die Fachwissenschaften und Fachdidaktiken in der Lehrerbildung" (Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 16.10.2008 i.d.F. vom 16.09.2010) , S. 23. (http://www.akkreditierungsrat.de/fileadmin/Seiteninhalte/KMK/Vorgaben/KMK_Lehrerbildung_inhaltliche_Anforderungen_aktuell.pdf, abgerufen am 04.03.2014)

2 Viel verwendet werden etwa Weddige (2007) und Hennings (2003). Einen originellen, neuen Ansatz mit Methoden der Fremdsprachendidaktik verfolgen Wegera/Schultz-Balluff/Bartsch (2013).

Diese Gefahr besteht weniger bei eher sprachwissenschaftlich orientierten Einführungen. Aber auch diese behandeln entweder bestimmte synchrone Systemschnitte (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch), für die das Neuhochdeutsche keine Rolle spielt[3], oder aber es geht um Längsschnitte zu bestimmten Systembereichen wie Phonologie, Morphologie, Syntax usw., die zwar den Anschluss an das Neuhochdeutsche finden, es aber auch nicht zum eigentlichen Explanandum machen. Im Mittelpunkt stehen in diesen Werken vielmehr die „Gesetze" oder zumindest typischen Abläufe des Sprachwandels an sich.[4] Dies ist ein wissenschaftlich anspruchsvoller und höchst interessanter Ansatz, der viele Studierende mit Recht fasziniert, aber das Motivationsproblem bei denjenigen, die sich vor allem eine Anbindung an die deutsche Gegenwartssprache wünschen, wird so auch nicht gelöst. Dies gilt auch für die eigentlichen Sprachgeschichten, in denen die innere und äußere Geschichte der deutschen Sprache als Ganzes erzählt wird[5].

Seit mehreren Jahren wird daher in Eichstätt eine konsequente Darstellung der deutschen Sprachgeschichte von der Gegenwartssprache aus erprobt. Die Leitfrage lautet: „Wie und warum ist unsere Sprache so geworden, wie sie heute ist?" Ein didaktischer Vorteil einer solchen Darstellung ist, dass die Studierenden dort „abgeholt" werden, wo sie sich am Anfang ihres Studiums befinden, nämlich bei einer mehr oder weniger unreflektierten Kenntnis des neuhochdeutschen Sprachsystems und seiner Variation. Der Weg führt also für sie vom Bekannten zum Unbekannten. Dies könnte auch für fortgeschrittene Studierende von Deutsch als Fremdsprache interessant sein. Vor allem aber werden den zahlreichen Studierenden, die einen Lehrberuf im Bereich der deutschen Sprache (auch außerhalb der klassischen Schulkarriere) anstreben, die historischen Inhalte gleich aus der Perspektive präsentiert, die sie in ihrem künftigen Berufsleben brauchen. Auch andere bayerische Universitäten haben sich diesem Ansatz angeschlossen. Aus den gemeinsamen Bemühungen ist bisher das Arbeitsbuch von Stricker/Bergmann/Wich-Reif (2012) hervorgegangen. Eine Einführung speziell in die historische Flexionsmorphologie des Deutschen ist in Vorbereitung. (Ronneberger-Sibold in Vorb.)

---

3 Klassiker auf diesem Gebiet (die sich übrigens durchaus auch als Grundlage für das Studium der älteren deutschen Literatur eignen), sind Sonderegger (2003) für das Althochdeutsche, Bergmann/Moulin/Ruge (2011) für das Alt- und Mittelhochdeutsche sowie Hartweg/Wegera (2005) für das Frühneuhochdeutsche. Etwas älter, aber wegen ihrer methodischen Strenge und des Eingehens auf die Dialekte nicht überholt sind Penzl (1984, 1986, 1989).

4 Hervorragende neuere Werke dieser Art sind Nübling et al. (2013) und Wegera/Waldenberger (2012). Immer noch originell und sehr lesenswert ist auch Sonderegger (1979).

5 Neuere oder neu aufgelegte große Sprachgeschichten sind Schmidt (2013), von Polenz (1994-2000), Wells (1990), Besch/Wolff 2009)

Ansatzpunkte in der Gegenwartssprache, die nach einer historischen Erklärung verlangen, sind etwa die folgenden:
Erstens die diatopische, diaphasische, diastratische und diasituative Variation (z.B. ‚trotz dem schlechten Wetter' neben ‚trotz des schlechten Wetters'), die häufig auf das Nebeneinander von älteren und jüngeren Sprachformen oder auf historisch verschiedene diachrone Entwicklungen zurückzuführen ist. Die Varianten verdienen bei weitem nicht immer das Verdikt des Fehlerhaften, das naive Sprachbenutzer oft über sie verhängen, indem sie entweder ihre eigene Sprechweise oder die geschriebene Sprache zur einzig gültigen Norm auch für den mündlichen Sprachgebrauch erheben.[6] Es gehört meines Erachtens zu den wichtigsten Kompetenzen eines Deutschlehrers oder einer Deutschlehrerin, solche Fälle vernünftig erklären und eine begründete Empfehlung für einen differenzierten Sprachgebrauch geben zu können.
Zweitens lädt auch die Betrachtung des Systems der deutschen Standardsprache an sich zur Reflexion ein, enthält es doch zahlreiche scheinbar unnötige Komplikationen wie z.B. eine reiche Allomorphik (etwa bei der Pluralflexion der Substantive oder der Verbalflexion), schwerfällige wirkende Mehrfachmarkierungen durch Kongruenz (‚Jeder Student und jede Studentin, der bzw. die sein bzw. ihr Zeugnis noch nicht abgeholt hat, ...') sowie das Auseinanderreißen von inhaltlich Zusammengehörigem in den zahlreichen Klammerkonstruktionen (‚sie *holt* das Zeugnis morgen im Prüfungsamt *ab*', ‚sie *hat* das Zeugnis gestern im Prüfungsamt *abgeholt*' usw.). Ein besonderes Kapitel ist auch die Orthographie der deutschen Gegenwartssprache mit ihren zahlreichen historischen Schreibungen wie z.B. das so genannte Dehnungs-h etwa in ‚nehmen' oder die Markierung der Kürze von Vokalen durch Verdoppelung des folgenden Konsonanten, etwa im Wort ‚Kamm'. Wie sind diese Komplikationen entstanden? Ein Deutschlehrer oder eine Deutschlehrerin sollte die historische Entstehung solcher Komplikationen erklären und vor allem zeigen können, dass sie im Neuhochdeutschen in einem funktionalen Zusammenhang stehen.
Drittens fordert gerade die Betrachtung der scheinbar unnötigen Komplikationen der deutschen Gegenwartssprache geradezu den Vergleich mit anderen Sprachen heraus, nicht nur mit den Schulsprachen, sondern heutzutage auch mit den verschiedensten Erst- und Zweitsprachen der Schülerinnen und Schüler. Die Behandlung solcher Fragen verlangt nach Grundkenntnissen in der Genealogie des Deutschen sowie in allgemeiner Typologie. Dies dürfte besonders interessant für Studierende von Deutsch als Fremd- und Zweitsprache sein.

6 An diesem Punkt setzen auch explizit die „Ländergemeinsamen inhaltlichen Anforderungen für die Fachwissenschaften und Fachdidaktiken in der Lehrerbildung" an. (S. Fußnote 2) Für die Sekundarstufe I wird hier ausdrücklich die Kenntnis von Sprachvarietäten und deren historischem Hintergrund erwähnt. (S. 23) Auch in der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen selbst spielt das Thema Variation und Sprachwandel derzeit eine große Rolle. Beispielsweise ist ihm das ganze Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 2013 gewidmet (Vogel Hg. 2013).

Eine solche Einführung von der Gegenwartssprache aus hat bestimmte Konsequenzen für die Auswahl von Stoffen und Themen. Sie erfordert eine Beschränkung auf diejenigen Entwicklungen, die in den genannten drei Hinsichten nennenswerte Reflexe im Neuhochdeutschen hinterlassen haben. Dies führt zu gewissen Umgewichtungen im Vergleich zu traditionellen Grammatiken und Einführungen. Beispielsweise hat das System der Ablautklassen der starken Verben für die Gegenwartssprache längst nicht mehr die Bedeutung wie für frühere Sprachstufen, weil es nicht mehr produktiv ist. Dagegen entwickelt die in der traditionellen historischen Grammatik eher unbedeutende Restklasse der Präteritopräsentien in der Gegenwartssprache eine (wenn auch eingeschränkte) Produktivität etwa bei der Flexion des ehemals rein schwachen Verbs ‚brauchen' wegen seiner Verwendung als Modalverb: Konjunktiv Präteritum ‚ich/er bräuchte' vs. Indikativ ‚ich/er brauchte' wie ‚ich/er müsste' vs. ‚ich/er musste'; 3. Singular Indikativ Präsens ‚er brauch' ohne die Endung -t wie ‚er muss' und Verwendung ohne die Infinitivpartikel ‚zu': ‚sie brauch das nicht lernen' wie ‚sie muss das nicht lernen'. (Duden 2009: 459) Diese gegenwartssprachlichen Entwicklungen machen aus der gegenwärtigen Perspektive die Präteritopräsentien zu einer lebendigeren und wichtigeren Klasse als die starken Verben. Dies sollte sich in der relativen Bedeutung widerspiegeln, die den Präteritopräsentien in einer historischen Einführung von der Gegenwartssprache aus eingeräumt wird.

Im Folgenden wird am Beispiel von Auszügen aus drei Kapiteln des geplanten Buches gezeigt, wie eine Einführung in die historische Morphologie des Deutschen von der Gegenwartssprache aus aussehen könnte. Diese Kapitel behandeln die Numerusflexion der Substantive, die Flexion der Adjektive und Artikelwörter und die Nominalklammer. Im ersten und zweiten Kapitel werden ausgehend von einer Darstellung der Verhältnisse in der Gegenwartssprache Fragen formuliert, die durch die Sprachgeschichte und den funktionellen Zusammenhang aller drei Kapitel beantwortet werden. Man könnte einwenden, dass die Nominalklammer nicht in die Flexionsmorphologie gehöre, sondern in die Syntax. Da sich jedoch der funktionelle Zusammenhang zwischen der Numerusflexion und dem Genus der Substantive einerseits und der Flexion der Adjektive und Artikelwörter andererseits aus ihrem Zusammenwirken in der Nominalklammer ergibt, ist dieses Ausgreifen in die Syntax im Sinne einer funktionell begründeten Darstellung notwendig.

Da das Schwergewicht dieses Aufsatzes auf der Art der Darstellung und nicht auf den historischen Daten selbst und ihrer Interpretation ruht, beschränke ich mich bewusst so weit wie möglich auf die Fakten, so wie sie in den einschlägigen großen Grammatiken dargestellt sind. Was den funktionellen Zusammenhang zwischen diesen Fakten angeht, so fließen auch einige eigene Forschungsergebnisse ein, die an anderer Stelle ausführlicher dargestellt sind. (Ronneberger-Sibold 2010 a, b und im Druck). Deren Forschungszusammenhang wird selbstverständlich erwähnt. Insgesamt strebt die Darstellung jedoch Neutralität gegenüber verschiedenen linguistischen Theorien an.

2. Die Numerusflexion der Substantive

2.1. Das neuhochdeutsche standardsprachliche System. Fragen an die Sprachgeschichte

Ausgangspunkt dieses Kapitels ist die maximal komprimierte Darstellung der neuhochdeutschen Pluralallomorphe in Tabelle 1

Mit /-ə/	Ohne /-ə/	Bevorzugtes Genus	Ausnahmen vom bevorzugten Genus
(1) /-ən/ Uhr-en	**(2) /-n/ Rose-n Nadel-n**	**Femininum**	Mensch-en, Bote-n (mask.) Ohr-en, Auge-n (neutr.)
(3) /-ə/ Tag-e Jahr-e	**(4) 0 Wagen Gebirge**	**Maskulinum Neutrum**	
(5) UL + /-ə/ Gäst-e (Flöß-e)	(6) UL + 0 Väter (Wässer)	Maskulinum Neutrum	Gäns-e, Mütter (fem.)
(7) /(UL)...-ər/ Bild-er, Lämm-er, W*äld*-er		Neutrum Maskulinum	
(8) /-s/ Park-s, Auto-s, Lok-s		Alle Genera	

Tabelle 1: Die Pluralflexion der nhd. Substantive[7]

Die besonders produktiven Typen (1) bis (4), d.h. das so genannte zentrale Pluralsystem (s. Fußnote 7), ist durch Fettdruck hervorgehoben.

Die Darstellung des standardsprachlichen neuhochdeutschen Pluralsystems in Tabelle 1 hebt besonders die folgenden distributionellen Fakten hervor, die Anlass zu Fragen an die deutsche Sprachgeschichte geben:[8]

a.) Die paarweise Anordnung der Typen (1) bis (6) jeweils mit und ohne /ə/**.** Sie geht aus einer synchronen morphonologischen Regel des Neuhochdeutschen hervor, die ich „die neuhochdeutsche **/ə/-Regel" nen**ne: Durch die Flexion eines neuhochdeutschen Substantivs dürfen keine zwei Silben mit dem Kern /ə/ unmittelbar aufeinander folgen. Daher haben alle Pluralendungen, bei denen das geschehen könnte, neben sich ein Allomorph ohne /ə/. Es heißt z.B. ‚Uhr-en', aber nicht *‚Rose-en', *‚Nadel-en', sondern ‚Rose-n', ‚Nadel-n'. Diese Regel gilt auch für das Pluralallomorph /-ə/: Nach einer Silbe, die schon /ə/ enthält, wird es getilgt, also ‚Tag-e', ‚Gäst-e', ‚Flöß-e' (das einzige Neutrum dieses Typs), aber nicht *‚Wagen-e', *‚Lehrer-e', *‚Gebirge-e', *‚Väter-e' *‚Wässer-e', sondern ‚Wagen-0', ‚Lehrer-0', ‚Gebirge-0' ‚Väter-0', ‚Wässer-0' (letzteres nur als Sortenplural). Dieses ist der einzige Fall, in dem im Neuhochdeutschen das Pluralallomorph /-0/ vorkommen kann.

7 Vgl. die ähnliche Darstellung (bis auf die Rolle des Umlauts) in Duden (2009: 181).

8 Die Entstehung und Distribution des Umlauts wird in einem eigenen Kapitel des geplanten Buches behandelt.

Der so genannte Nullplural des Neuhochdeutschen ist also eigentlich nicht Null, d.h. „nichts“, sondern „kein /ə/“. Diese Darstellung wird die Studierenden zunächst einmal verwundern, weil in vielen Einführungen wie etwa Kessel/Reimann (2012: 74-75) oder Elsen (2011: 52) der Nullplural als eigenständiger Typ geführt wird. Vor allem im L2-Unterricht wird den Studierenden (z.B. in der weit verbreiteten Grammatik von Helbig/Buscha 2002: 214ff.) der Eindruck vermittelt, dass sie die Substantive mit Null-Plural einzeln lernen müssten und diese nicht etwa durch eine allgemeine Regel von denen auf /-ə/ ableiten könnten. Für diese Studierenden stellt sich also die Frage, ob sie sich auf die Interpretation von Null als „kein /ə/“ wirklich verlassen können. Daher wird es sie interessieren, dass genau diese Interpretation durch die Sprachgeschichte gestützt wird.

b.) Die nahezu komplementäre Verteilung zwischen /-**ən**/~/-n/ und den anderen Allomorphen (bis auf /-s/) in Bezug auf das Genus: /-**ən**/~/-n/ steht bevorzugt bei Feminina, /-**ə**/~/-0/ und /UL...-ər/ bevorzugt bei Maskulina und Neutra. Nur /-s/, das jedoch aus anderen Gründen ein eher randständiges Suffix ist, kommt mit allen drei Genera vor. Hier wird es die Studierenden interessieren, warum diese praktische Bindung der Pluralallomorphe an das Genus nicht durchgängig gilt. Sind Ausnahmen vom zentralen Pluralsystem wie das Femininum ‚Gänse‘ mit Umlaut + /ə/ oder das Maskulinum ‚Menschen‘ mit /-ən/ Reste eines früheren Systems oder im Gegenteil erste Anzeichen eines Verfalls des gegenwartssprachlichen Systems?

c.) Dies gibt Anlass zu der grundsätzlichen Frage, warum es überhaupt so viele verschiedene Pluralallomorphe gibt und nicht nur eins, wie z.B. engl. *-(e)s*. Ist vielleicht das Plural-s die Lösung der Zukunft? Wenn es nur noch eine Pluralendung gäbe, wäre auch die Bindung an ein Genus überflüssig. Und schließlich: Wozu brauchen wir überhaupt die Kategorie Genus?

2.2 Die Numerusprofilierung, die gemischte Flexion

Frage (a) hat aus sprachgeschichtlicher Perspektive eine klare Antwort: Der nhd. Null-Plural ist tatsächlich eine phonologisch nach der **/ə/-Regel vorhersagbare Variante der Pluralendung** /ə/. Dieser Zustand resultiert aus zwei historischen Ketten von Veränderungen: Erstens war in den meisten Fällen (außer denen auf auslautendes /-ə/ im Singular), in denen heute ein Null-Plural steht, tatsächlich früher ein unbetonter Vokal als Pluralendung vorhanden. Es konnte also z.B. im Mittelhochdeutschen noch ‚nagele‘/‚negele‘ (Nägel), ‚wagene‘/‘wegene‘ (Wagen, Pl.) heißen. (Paul 2007: 189) Diese Vokale wurden in mehreren Schritten apokopiert. Zweitens wurden die zahlreichen anderen Fälle von Null-Plural, die im Mittelhochdeutschen noch existiert hatten, nach und nach durch eine Kette von morphologischen Veränderungen eliminiert. Diese Veränderungen fasst

man mit weiteren, ebenfalls der Stärkung der Kategorie Numerus dienenden zusammen unter der Bezeichnung *Numerusprofilierung*. (Hotzenköcherle 1962) Sie begann bereits im (Vor-)Althochdeutschen, konzentrierte sich aber im Frühneuhochdeutschen. Auch die komplementäre Verteilung der Pluralallomorphe nach dem Genus (Frage b) geht weitgehend auf die Numerusprofilierung zurück. Daher wird diese im Folgenden in Grundzügen dargestellt, soweit dies zur Beantwortung der Fragen (a) und (b) notwendig ist.

In der Flexion der mittelhochdeutschen Substantive bestand das Problem, dass in vielen Flexionstypen keine formale Unterscheidung zwischen Singular und Plural bestand. Besonders betroffen waren die Typen in Tabelle 2. Die homonymen Formen sind durch Fettdruck hervorgehoben.[9]

	Schwache Flexion: alle Genera (‚bote' „Bote", ‚zunge' „Zunge", ‚ouge' „Auge")		Starke Feminina (Typ ‚gebe' „Gabe")		Starke Neutra (Typen ‚wort', ‚gebirge')		Starke Maskulina (Typ ‚lêrære' "Lehrer")	
	Sg.	Pl.	Sg.	Pl.	Sg.	Pl.	Sg.	Pl.
Nom.	bote zunge ouge	bote-n zunge-n ouge-n	**gebe**	**gebe**	**wort** **gebirge**	**wort** **gebirge**	**lêrære**	**lêrære**
Gen.	**bote-n** **zunge-n** **ouge-n**	**bote-n** **zunge-n** **ouge-n**	gebe	gebe-n	wort-es gebirge-s	wort-e gebirge	lêrære-s	lêrære
Dat.	**bote-n** **zunge-n** **ouge-n**	**bote-n** **zunge-n** **ouge-n**	gebe	gebe-n	wort-e gebirge	wort-en gebir- ge-n	lêrære	lêræ- re-n
Akk.	**bote-n** **zunge-n** ouge	**bote-n** **zunge-n** ouge-n	**gebe**	**gebe**	**wort,** **gebirge**	**wort,** **gebirge**	**lêrære**	**lêrære**

Tabelle 2. Wichtige mittelhochdeutsche Flexionstypen mit homonymen Formen im Singular und Plural

9 Die Beispielwörter entsprechen weitgehend den traditionell in der historischen Grammatik verwendeten, vgl. z.B. Paul (2007: 185). Nur ‚lêrære' (Lehrer) und ‚gebirge' wurden statt der üblichen Beispielwörter ‚hirte' und ‚künne' (Geschlecht) für die maskulinen bzw. neutralen ja-Stämme gewählt, weil sie mit in 2.1 erwähnten neuhochdeutschen Beispielwörtern korrespondieren.

Das Problem war besonders ausgeprägt bei der so genannten schwachen Flexion[10] in allen drei Genera. Die schwache Flexion umfasste nur zwei verschiedene Endungen: /-0/ im Nominativ Singular (im Neutrum nach allgemeiner Regel auch im Akkusativ Singular) und /n/ in allen anderen Formen. Außer im Nominativ (bei den Neutra auch im Akkusativ) lauteten bei diesem Typ also der Singular und Plural in allen Kasus gleich. Nach diesem Paradigma flektieren in der neuhochdeutschen. Standardsprache nur noch einige Maskulina, die Personen oder Tiere bezeichnen (so genannte belebte Maskulina) wie z.B. ‚der Bote', ‚der Mensch', ‚der Affe'. (Duden 2009: 212) Neben der schwachen Flexion gab es in allen Genera auch so genannte starke Typen ohne Numerusunterscheidung im Nominativ und Akkusativ: ‚diu gebe – die gebe' „die Gabe – die Gaben" (Femininum), ‚daz wort – diu wort' „das Wort – die Wörter oder Worte", ‚daz gebirge – diu gebirge' (Neutrum), ‚der lêrære – die lêrære' „der Lehrer – die Lehrer" (Maskulinum).
Im Zuge der Numerusprofilierung wurde das Problem der Homonymie zwischen Singular und Plural auf verschiedene Weise gelöst. Die kreativste und gleichzeitig effizienteste war die so genannte gemischte Flexion: eine im Mittelhochdeutschen entstehende, bis dahin unmögliche Kombination eines starken Singulars mit einem schwachen Plural, dargestellt am Beispiel der neuhochdeutschen Feminina ‚Zunge' (ehemals schwach) und ‚Gabe' (ehemals stark):

	Gemischte Feminina	
	Sg.	Pl.
Nom.	Zunge Gabe	Zunge-n Gabe-n
Gen.	Zunge Gabe	Zunge-n Gabe-n
Dat.	Zunge Gabe	Zunge-n Gabe-n
Akk.	Zunge Gabe	Zunge-n Gabe-n

Tabelle 3: Die gemischte Flexion bei den nhd. Feminina

10 Die Bezeichnungen ‚schwache' und ‚starke' Flexion gehen auf Jacob Grimm zurück und sind durch unterschiedliche Stammbildung im Indogermanischen und Urgermanischen motiviert. (Paul 2007: 179) Hier sind sie als einfache Etiketten für bestimmte Flexionsklassen, d.h. Gruppen von Flexionstypen zu verstehen. (Die schwache Klasse enthält nur einen Typ.) Kennformen, aus denen sich für jeden Flexionstyp alle anderen Formen auch heute noch ableiten lassen, sind der Nominativ und Genitiv Singular und der Nominativ Plural. Bei dem schwachen Typ enden der Genitiv Singular und der Nominativ Plural auf /-n/, bei den starken endet der Genitiv Singular auf /(ə)-s/ bei den Maskulina und Neutra, aber auf /-0/ (bei einem älteren mhd. Typ auch auf /-ə/) bei den Feminina. Im Nominativ Plural haben die starken Typen verschiedene Endungen außer /-(ə)n/.

Wie die ehemalige schwache Flexion umfasst die gemischte Flexion der Feminina auch nur zwei Formen: eine endungslose und eine auf /-(ə)n/. Aber diese sind nun durchgängig nach dem Numerus verteilt: Der ganze Singular ist endungslos, der ganze Plural endet auf /-(ə)n/. Dadurch sind Singular und Plural in allen Kasus zuverlässig unterschieden. Der Preis dafür ist allerdings eine völlige Nivellierung der Kasusunterscheidungen.[11]

Die gemischte Flexion setzte sich bei den Feminina fast vollständig durch. Heute ist sie dort der einzige produktive Flexionstyp. Ein unproduktiver Restbestand eines alten starken Typs sind die oben erwähnten Feminina mit /-(ə)/ und Umlaut (‚Gans – Gänse', ‚Mutter-Mütter'). Für den großen Erfolg der neu entstandenen gemischten Flexion bei den Feminina lassen sich mehrere Gründe finden: Erstens waren die Typen ‚zunge' und ‚gebe' beide durch zahlreiche Wörter belegt. Sowohl der Singular als auch der Plural der gemischten Flexion entsprach also einem quantitativ starken Muster. (Paul 2007: 198-199)

Zweitens ähnelten sich die beiden Typen ‚zunge' und ‚gebe' in ihrer Grundform im Nominativ Singular: Beide sind typischerweise Trochäen mit dem Ausgang auf /-ə/.[12]

Drittens wurde der Bedarf nach einer absolut zuverlässigen Pluralmarkierung am Substantiv bei den Feminina besonders dringend, als im Frühneuhochdeutschen die Artikelformen mittelhochdeutsch *diu* (Nom. Sg. Fem. und Nom./Akk. Pl. Neutr.) und *die* (Nom./Akk. Pl. Mask. und Fem. und Akk. Sg. Fem.) in neuhochdeutsch *die* zusammenfielen, weil die Numerusopposition nun nicht mehr vom Artikel getragen wurde. (Entsprechendes galt für die starke Flexion der Adjektive, s.u.)

Auch bei den Maskulina und Neutra entstand eine gemischte Flexion aus dem starken Singular (mit Genitiv auf /-(ə)s/) und dem schwachen Plural auf /-(ə)n/. Dies ist in Tabelle 4 am Beispiel von neuhochdeutsch ‚Staat' (Maskulinum) und ‚Auge' (Neutrum) dargestellt.

	Sg.	Pl.
Nom.	Staat, Auge	Staat-en, Auge-n
Gen.	Staat-es, Auge-s	Staat-en, Auge-n
Dat.	Staat(-e), Auge	Staat-en, Auge-n
Akk.	Staat, Auge	Staat-en, Auge-n

Tabelle 4: Die gemischte Flexion der Maskulina und Neutra

11 Dies wird in dem geplanten Buch in einem gesonderten Kapitel zum Kasus behandelt.

12 Aus diesem Grunde gab es schon im Mittelhochdeutschen bei zahlreichen Substantiven Vermischungen zwischen den beiden Paradigmen. (Paul 2007: 196)

Dieser Typ war bis ins späte 18. Jahrhundert durchaus produktiv, wenn auch nicht im selben Maße wie bei den Feminina, verlor danach aber stark an Bedeutung. (Ronneberger-Sibold im Druck) Heute handelt es sich im nativen Wortschatz um eine Restklasse. Auch dafür lassen sich verschiedene Gründe finden:
Erstens blieb im Maskulinum und Neutrum die Numerusopposition bei den Artikelwörtern und den stark flektierten attributiven Adjektiven erhalten: ‚der/das' – ‚die', ‚guter/gutes' – ‚gute'. Wegen dieser distinktiven Begleiter sind die wenigen verbleibenden Typen mit Numerusambiguität (‚der Lehrer – die Lehrer', ‚den Boten' (Akk.Sg.) – ‚die Boten' (Akk. Pl.) hier zu „verkraften".
Zweitens standen schon seit mittelhochdeutscher Zeit bei den Maskulina die hochfrequenten Typen mit der eindeutigen starken Pluralendung /-ə/ eventuell mit zusätzlichem Umlaut zur Verfügung: ‚der Tag' – ‚die Tag-e', ‚der Gast' – ‚die Gäst-e'. Diese Typen wurden auch für die Neutra geöffnet: ‚das Wort' – ‚die Wort-e', (‚das Floß' – ‚die Flöß-e'[13]). Umgekehrt wurde der bis dahin auf die Neutra beschränkte starke Typ mit dem Plural auf /-ər/ mit Umlaut bei umlautfähigem Stammvokal (‚das Lamm' –‚die Lämmer') auch auf Maskulina übertragen (‚der Wald' – ‚die Wälder').
Auf diese Weise entstand also die oben bemerkte weitgehend eindeutige Verteilung zwischen gemischter Flexion mit dem Pluralsuffix /-(ə)n/ bei den Feminina einerseits und starker Flexion mit allen anderen Pluralsuffixen bei den Maskulina und Neutra andererseits. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass diese genussensitive Verteilung sogar das eigentliche Motiv für den Erhalt der starken Pluralendungen bei den Maskulina und Neutra war.

2.3 Warum nicht ein einziges Pluralsuffix?

Dieser Gedanke führt zur Antwort auf Frage (c): Wenn sich schon so viel am Pluralsystem änderte, warum dann nicht zugunsten eines einzigen Pluralsuffixes für alle Substantive wie im Englischen? Produktive Kandidaten wären heute /-(ə)n/, /-(ə)/ und /-s/.
Die Parallele mit dem Englischen lässt zunächst an /-s/ denken. Als *jüngste*s unter den standarddeutschen Pluralsuffixen wurde es erst im (Früh-)Neuhochdeutschen vermutlich aus dem Französischen und Niederdeutschen entlehnt (Hartweg/Wegera 2005: 121) und ist bis heute (noch?) nicht voll ins standarddeutsche Sprachsystem integriert. Es steht bei Substantiven an der Peripherie des neuhochdeutschen Wortschatzes.[14] Solche sind:

13 Floß – Flöße ist im Neuhochdeutschen das einzige Neutrum mit –e und Umlaut. (Duden 2009: 184)

14 Werner (1969). Wegener (2004) sieht in /-s/ einen „Übergangsplural" auf dem Wege zu /-(ə)n/ bei der Integration von Fremdwörtern.

- Substantive auf unbetonten Vollvokal. Da spätestens im Mittelhochdeutschen alle unbetonten Vollvokale (bis auf /ɪ/ und /ʊ/ in einigen Derivativa) lautgesetzlich in /-ə/ zusammenfielen, können unbetonte Vokale wie /a/, /o/, /e/, /i/ usw. nicht lautgesetzlich entwickelt sein. Daher kommen sie nur vor in Wörtern wie ‚Uhu-s' (lautmalend), ‚Mutti-s' (Koseform), ‚Sofa-s' (Fremdwort) usw.
- Kürzungen wie ‚LKWs' < ‚Lastkraftwagen', ‚Loks' < ‚Lokomotiven'
- Manche Fremdwörter wie ‚Parks'
- Familiennamen, wenn mehrere Familienmitglieder gemeint sind: ‚die Müllers'.

Ein Grund dafür, dass /-s/ sich als Pluralsuffix im Deutschen bis heute nicht wirklich eingebürgert hat, liegt vermutlich in seiner rhythmischen Gestalt: Da es keine Silbe füllt, verletzt es ein Gestaltprinzip für die Flexionsformen neuhochdeutscher Substantive. Der prototypische Plural eines deutschen Simplex ist nämlich ein Trochäus (ˈ- -) (Köpcke 1993): ‚ˈUhr-en', ‚ˈRose-n', ‚ˈNadel-n', ‚ˈTag-e', ‚ˈWagen', ‚ˈGäst-e', ‚ˈV*äter*', ‚ˈLämm-er'. Auch viele mehrsilbige Fremdwörter folgen diesem Prinzip, indem sie zumindest auf einen Trochäus enden: ‚Geneˈräl-e', ‚Autoˈmat-en'. Bei den zahlreichen Substantiven, die nicht schon im Singular auf eine Schwa-Silbe enden (vor allem Maskulina und Neutra), ändert sich dadurch im Plural die rhythmische Gestalt der Wortform: Der Plural ist um eine Silbe länger als der Singular: ‚Tag' (ˈ-) – ‚Tag-e' (ˈ- -). Bei diesen Wörtern ist also der Plural nicht nur konstruktionell ikonisch kodiert (was inhaltlich „mehr" ist, ist auch im Ausdruck „mehr", Wurzel 1984: 23), sondern auch phonetisch auffällig (salient). Dies entspricht dem stärker flektierenden Typ des Deutschen etwa im Vergleich zum Englischen. Diese typologisch bedeutsame Eigenschaft des Deutschen ist bei dem Pluralsuffix /-s/ nicht erfüllt, weil es die Silbenzahl nicht erhöht: Eine hypothetische Pluralform *'die Tag-s' *wäre ebenso einsilbig wie der entsprechende Singular ‚der Tag'*.

Dieses Argument spricht zwar gegen /-s/ als Pluralsuffix, schließt aber nicht grundsätzlich die Verallgemeinerung eines einzigen Suffixes für alle Substantive aus. Warum hat sich von den beiden hochfrequenten silbischen Suffixen /-(ə)n/ und /-(ə)/ nicht eines durchgesetzt, sondern beide, weitgehend verteilt nach Genus? Die Antwort wurde schon angedeutet: Aus dieser Verteilung kann der Hörer/Leser aus der Pluralform eines Substantivs weitgehend auf sein Genus schließen. Endet der Plural auf /-(ə)n/, handelt es sich sehr wahrscheinlich um ein Femininum, ist das Pluralsuffix dagegen /-(ə)/, um ein Maskulinum oder Neutrum. Das heißt, die Pluralflexion stärkt das Genus. (Nübling 2008, Dammel/Kürschner/Nübling 2010) Das Genus aber ist von größter Bedeutung für die Syntax der deutschen Nominalphrase. Dies wird im Folgenden erklärt. Dazu ist es zunächst notwendig, die Formenbildung der Adjektive und Artikelwörter genauer zu betrachten.

3. Die Flexion der Adjektive und Artikelwörter

Deutsche Adjektive können auf zwei verschiedene Arten flektieren, die man die starke und schwache Flexionsart nennt, z.B. Dat.Sg.Mask. stark ‚(bei) gut-**em** (Wetter)', schwach ‚(bei dem) gut-**en** (Wetter)'. Außerdem existiert die unflektierte Form ‚gut'. Die Artikelwörter flektieren nur stark (‚d-**em**', ‚ein-**em**'/'mein-**em**', ‚dies-**em**' usw.), wobei für den bestimmten und unbestimmten Artikel einige Besonderheiten gelten.
Die starke und schwache Flexionsart der Adjektive ist nicht zu verwechseln mit den Flexionsklassen gleichen Namens bei den Substantiven. Etymologisch gehen sie zwar auf dieselben Formen zurück15 (daher die identischen Bezeichnungen), aber funktional sind sie heute verschieden: Die Flexionsklassen und –typen der Substantive sind Merkmale, die fest mit jedem Substantivlexem verbunden sind und ebenso wie das Genus mit diesem gelernt werden müssen. Z.B. flektiert das Substantiv ‚Tag' immer stark nach dem Typ mit Plural auf /-ə/. Die Flexionsarten der Adjektive hängen dagegen von deren syntaktischer Verwendung ab (s.u.), d.h. jedes Adjektiv wird normalerweise in allen drei Flexionsarten verwendet. Auch die unflektierte Verwendung eines Adjektivs in bestimmten syntaktischen Funktionen ist nicht zu verwechseln mit einzelnen endungslosen Formen innerhalb der Substantivparadigmen z.B. im Nominativ Singular. Schließlich unterscheiden sich die Endungen der starken Adjektivflexion auch formal stark von denen der verschiedenen Typen der starken Substantivflexion. Dies zeigt Tabelle 5.

	Adjektive/Artikelwörter (außer possessiven und Artikeln)			Unbest. Artikel/ possessive Artikelwörter			Best. Artikel		
	Mask.	Neutr.	Fem.	Mask.	Neutr.	Fem.	Mask.	Neutr.	Fem.
Nom.Sg.	gut-er/ dies-er	gut-es/ dies-es	gut-e/ dies-e	ein/mein	ein/mein	eine/ mein-e	d-er	d-as	d-ie
Akk.Sg.	gut-en/ dies-en	gut-es/ dies-es	gut-e/ dies-e	ein-en/ mein-en	ein/mein	ein-e/ mein-e	d-en	d-as	d-ie
Gen.Sg.	gut-es/ dies-es	gut-es/ dies-es	gut-er/ dies-er	ein-es mein-es	ein-es mein-es	ein-er/ mein-er	d-es	d-es	d-er
Dat.Sg.	gut-em/ dies-em	gut-em/ dies-em	gut-er/ dies-er	ein-em/ mein-em	ein-em/ mein-em	ein-er/ mein-er	d-em	d-em	d-er
Nom.Pl.	gut-e/dies-e			mein-e			die		
Akk.Pl.	gut-e/dies-e			mein-e			die		
Gen.Pl.	gut-er/dies-er			mein-er			der		
Dat.Pl.	gut-en/dies-en			mein-en			den		

Tabelle 5: Starke Flexion der Adjektive und Artikelwörter

15 Es handelt sich um die so genannte n-Stammbildung. Diese hatte ursprünglich individualisierende Funktion. Z.B. geht ‚(der) Bote' auf eine germanische Bildung mit der Wortbildungsbedeutung „der, der etwas (z.B. einen Gruß) (ent)bietet" (Kluge/Seebold 2011: 143) zurück, und ‚(der) Bär' auf „der Braune" oder „das (bestimmte) wilde Tier" (Kluge/Seebold 2011: 90). Die Grammatikalisierung dieses Wortbildungstyps zu einer Flexionsart der Adjektive war eine germanische Neuerung (Braune/Reiffenstein 2004: 218).

Wie aus Tabelle (5) hervorgeht, unterscheiden sich die Paradigmen der drei Gruppen nicht stark voneinander, was die Distinktivität der Formen untereinander angeht (hier angedeutet durch die Umrahmung gleich lautender Formen in so genannten Synkretismus-Feldern, Duden 2009: 259-261). Das Paradigma des unbestimmten Artikels (einschließlich ‚kein') und der possessiven Artikelwörter enthält - im Gegensatz zu den Paradigmen des bestimmten Artikels und der Adjektive bzw. der anderen Artikelwörter - im Nominativ Singular Maskulinum und Neutrum sowie im Akkusativ Singular Neutrum die endungslosen Formen ‚ein', ‚mein', ‚dein' usw. Dadurch wird hier die Genusopposition zwischen Maskulinum und Neutrum im Nominativ Singular nicht ausgedrückt: ‚ein'/'mein' (Mask. oder Neutr.), aber ‚gut-er'/'d-er' (Mask.) im Unterschied zu ‚gute-es'/'d-as' (Neutr.). Dafür hebt sich der endungslose Nominativ/Akkusativ Neutrum beim unbestimmten Artikel und den Possessiva deutlich vom Genitiv Singular ‚ein-es'/'mein-es' ab, während bei den Adjektiven und anderen Artikelwörtern die beiden Formen zusammenfallen in ‚gut-es'/'dies-es'. Der gleiche distinktive Effekt entsteht bei den Endungen des bestimmten Artikels durch die Vollvokale (‚das' : ‚des'). Ansonsten drücken die Vollvokale im Paradigma des bestimmten Artikels die Distinktionen zwar deutlicher aus als der Reduktionsvokal /ə/ in den Endungen der anderen Paradigmen[16], aber die grundsätzliche Verteilung der Distinktionen bleibt gleich. Diachron erklärt sich die Ähnlichkeit der Paradigmen dadurch, dass die Formen des bestimmten Artikels diejenigen der Adjektive und der anderen Artikelwörter im Laufe der Sprachgeschichte wiederholt beeinflusst haben.

Die schwache Adjektivflexion war noch im Mittelhochdeutschen formal identisch mit der schwachen Substantivflexion aller drei Genera. Heute gilt das nur noch für die Maskulina vom Typ ‚Bote', da es, wie oben erklärt, keine schwachen Feminina und Neutra mehr gibt.[17] Tabelle (6) zeigt das Paradigma der nhd. schwachen Adjektivflexion.

	Mask.	Neutr.	Fem.
Nom. Sg.	gut-e	gut-e	gut-e
Akk. Sg.	gut-en	gut-e	gut-e
Gen. Sg.	gut-en	gut-en	gut-en
Dat. Sg.	gut-en	gut-en	gut-en
Nom. Pl.	gut-en		
Akk. Pl.	gut-en		
Gen. Pl.	gut-en		
Dat. Pl.	gut-en		

Tabelle 6: Die schwache Adjektivflexion

16 In der Schrift wird das nicht überall sichtbar.

17 Im Femininum stimmt die schwache Adjektivflexion auch nicht mehr genau mit der mhd. Flexion der entsprechenden Substantive vom Typ ‚zunge' überein, da, anders als bei den Maskulina, der Akkusativ Singular wie der entsprechende Nominativ auf –e endet: nhd. ‚die gut-e Frau' (Nom. und Akk.Sg.), aber mhd. ‚diu guot-e vrouwe' (Nom.Sg.) vs. ‚die guot-en vrouven' (Akk.Sg.)

Wie bei der starken ist auch bei der schwachen Flexion das Genus im Plural völlig neutralisiert. Dies gilt auch für alle Pronomina: Im Gegensatz zu früheren Sprachstufen wird das Genus der Substantive im Neuhochdeutschen im Plural grundsätzlich nicht mehr an seinen Begleitern und Vertretern angezeigt. Abgesehen von dieser Gemeinsamkeit der beiden Flexionsarten fällt jedoch beim Vergleich auf, dass zwar beide zahlreiche homonyme Formen enthalten, die starke mit fünf distinkten Endungen (-er, -e, -es, -em und -en) aber immer noch bedeutend differenzierter ist als die schwache mit nur zwei distinkten Endungen (-e und -en).
Man fragt sich also, was dieses Nebeneinander von zwei Flexionsarten eigentlich für die Grammatik des Neuhochdeutschen leistet. Könnte man nicht auf die schwache Flexion verzichten? Oder ist gerade die schwache Adjektivflexion eine Vorstufe zu einer Zukunft ganz ohne flektierte Adjektive wie im Englischen? Solche Fragen lassen sich nur durch eine Analyse des Gebrauchs der Flexionsarten beantworten.

4. Die syntaktische Verwendung der Flexionsarten des Adjektivs. Die Nominalklammer

Eine typische komplexe deutsche Nominalphrase enthält vor ihrem Kernsubstantiv ein Artikelwort und/oder ein attributives Adjektiv (oder mehrere attributive Adjektive). Diese kongruieren durch ihre Flexion in Kasus, Numerus und Genus mit dem Kernsubstantiv. Die starke Flexion wird dabei für alle Artikelwörter verwendet, sowie für vorangestellte, attributiv verwendete Adjektive, wenn kein Artikelwort mit Flexionsendung vorhergeht (‚gut-**es** Wetter', ‚ein gut-**es** Wetter'). Schwach flektieren attributiv verwendete Adjektive, wenn ein Artikelwort mit Flexionsendung vorhergeht (‚d-**as** gut-**e** Wetter', ‚ein-**es** gut-**en** Wetters' usw.).[18] Unflektiert sind Adjektive in prädikativer und adverbialer Verwendung, auch innerhalb der Nominalphrase (‚das **gut** gebliebene Wetter', ‚das **zutreffend** vorhergesagte Wetter'[19]. In Tabelle 7 sind solche Fälle zusammengefasst.

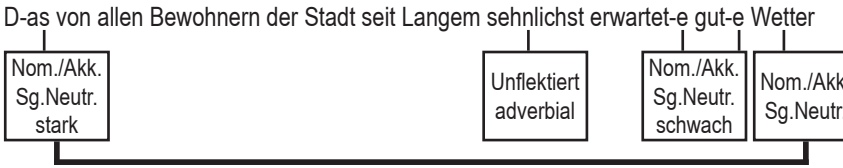
18 Diachron gesehen, ist diese Regel der letzte Reflex der ursprünglich individualisierenden Funktion der n-Stammbildung (vgl. Fußnote 15).

19 Im ersten Fall ist die Verwendung prädikativ (das Wetter ist gut), im zweiten Fall adverbial (die Vorhersage war zutreffend).

Endunglose Form des unbest. Artikels/ eines poss. Artikelworts	Unflekt. präd./adv. Adj.	St. flekt. Artikelwort/ Adj.	Unflekt. präd./adv. Adj.	Sw. flekt. Adj.	Kernsubst.
		d-as/dies-es...			Wetter
		gut-es			Wetter
Ein/kein/sein...		gut-es			Wetter
		da-s/dies-es...		gut-e	Wetter
		ein-em/kein-em/ sein-em		gut-en	Wetter
		d-as/dies-es...	gut	geblieben-e	Wetter
		d-as/dies-es...	zutreffend	vorhergesagt-e	Wetter
Ein/kein/sein...	zutreffend	vorhergesagt-es			Wetter

Tabelle 7: Morphosyntaktischer Aufbau der neuhochdeutschen komplexen Nominalphrase: Typische Fälle

Wie aus Tabelle (7) hervorgeht, steht in der deutschen Nominalphrase so weit links vom Kernsubstantiv wie möglich ein maximal distinktives, d.h. mit einer starken Flexionsendung versehenes Artikelwort oder Adjektiv in Kongruenz mit dem Kernsubstantiv nach Kasus, Numerus und Genus. Auch der unbestimmte Artikel und die possessiven Artikelwörter fügen sich in dieses Prinzip ein: Nach ihren endungslosen Formen (‚ein', ‚kein', ‚mein'...) flektiert ein attributives Adjektiv stark, weil es das erste überhaupt an der Oberfläche flektierbare Element der Nominalphrase ist. Tragen diese Wörter hingegen selbst eine starke Endung (z.B. im Genitiv und Dativ Singular und im ganzen Plural), so flektiert ein folgendes Adjektiv schwach, weil die Position für das stark flektierte Element schon durch das Artikelwort besetzt ist.
Das stark flektierte Element am Anfang der Nominalphrase bildet also mit dem Kernsubstantiv an ihrem Ende eine Kongruenzklammer. In diese müssen alle kongruenzfähigen Attribute samt ihren Erweiterungen eingeschlossen werden. Bekanntlich kann das zu sehr langen Klammern führen. Ist das stark flektierte Element am Anfang ein Artikelwort mit Endung, so flektieren alle in die Klammer eingeschlossenen Attribute des Kernsubstantivs schwach z.B. in der folgenden Nominalphrase:



Figur 1: Die nominale Kongruenzklammer des Neuhochdeutschen

Die schwache Adjektivflexion zeigt also nicht in erster Linie Kasus, Genus und Numerus des Kernsubstantivs an (dazu sind ihre Formen nicht distinktiv genug), sondern die syntaktische Stellung eines Adjektivattributs innerhalb einer nominalen Kongruenzklammer.

Die Nominalklammer hilft dem Hörer oder Leser bei der syntaktischen Dekodierung, indem sie die Grenzen der komplexen Nominalphrasen markiert. Die starke Flexion kennzeichnet den linken Rand und weckt gleichzeitig beim Hörer oder Leser die Erwartung eines Kernsubstantivs im selben Kasus, Genus und Numerus. Erst wenn dieses Substantiv erscheint, ist die Klammer geschlossen.

Dieses so genannte klammernde Verfahren zur Markierung der Grenzen verschieden definierter Konstituenten ist ein fundamentaler Zug der deutschen Grammatik. Es ist auch im verbalen Bereich bei den berühmt-berüchtigten Satzklammern aktiv (Duden 2009: 861- 867), z.B. ‚ich **habe** das Buch zurück**gegeben**', ‚**dass** ich das Buch zurückgegeben **habe**', ‚ich **gebe** das Buch **zurück**'. Auch die Grenzen einzelner Wörter können markiert sein, so etwa in der Morphologie bei der Bezeichnung der Partizips Perfekt durch die Zirkumfixe ge...(e)t (‚**ge**-red-**et**') und ge...en (‚**ge**-halt-**en**'), und sogar in der Phonologie durch die bekannten Grenzsignale des Wortes, wie z.B. die Auslautverhärtung und den Glottisverschluss vor vokalischem Anlaut, der eine *liaison* wie im Englischen oder Französischen verhindert (dt. ‚ein Ei' [aˈn.ʔaˈ] vs. engl. ‚an egg' [ə.neg]). Die Nominalklammer ist also tief in der inneren Typologie des Deutschen verankert. (Ronneberger-Sibold 2010 a, b)

Damit die nominale Kongruenzklammer funktioniert, sind kongruierende Kategorien notwendig. Insbesondere das Kernsubstantiv sollte, um seine klammerschließende Funktion zu erfüllen, möglichst eindeutig in Kasus, Genus und Numerus sein. Der Kasus wird spätestens seit dem Mittelhochdeutschen immer weiter abgebaut.[20] Umso wichtiger sind Numerus und Genus. Eine weitgehend eindeutige Numerusmarkierung am Substantiv wurde, wie oben dargestellt, durch die Numerusprofilierung eingeführt.

Das Genus braucht dagegen nicht grundsätzlich am Substantiv selbst markiert zu werden, denn es wird ja als inhärentes Merkmal mit dem Substantiv gelernt. Dies ist deshalb für das klammernde Verfahren besonders günstig, weil das Genus als inhärentes Kategorienmerkmal im Gegensatz zu allen flexivisch realisierten Kategorien unabhängig von seiner konkreten Realisierung in der Performanz ist. Wenn z.B. ein Hörer die Pluralendung [-***ə***] in ‚Tag-e' nicht deutlich wahrnimmt, weil sie von einem Hintergrundgeräusch übertönt wird oder weil sein Gehör nachlässt oder weil der Sprecher „nuschelt" usw., so wird dieser Hörer meinen, dass ‚Tag' im Singular stünde. Damit würde die Wort-

20 Dazu enthält die geplante Einführung in die historische Morphologie ein eigenes Kapitel.

form nicht mehr zum klammeröffnenden Element im Plural (z.B. ‚die') passen, und die ganze Kommunikation drohte punktuell zusammenzubrechen. Um hingegen zu wissen, dass ‚Tag' ein Maskulinum ist, braucht der Hörer keine Endungen zu dekodieren; er weiß es ja, weil er es beim Spracherwerb gelernt hat. Daher ist gerade das Genus unter allen grammatischen Kategorien des Substantivs die zuverlässigste. Insofern ist es sehr funktional, dass gerade das Kernsubstantiv mit seinem Genus die Klammer schließt.

Welches Genus ein Substantiv hat, erschließt das Kind beim Spracherwerb aus der starken Flexion seiner Begleiter und Vertreter, d.h. der Artikelwörter und attributiven Adjektive sowie der Pronomina. Damit dieser Lernprozess zuverlässig erfolgen kann, ist es also notwendig, dass das Substantiv häufig genug mit solchen Begleitern und Vertretern auftritt, die im Genus eindeutig sind. Für diese Aufgabe fallen alle Verwendungen des Substantivs im Plural aus, da, wie erwähnt, das Genus in der Pluralflexion der Artikelwörter, Adjektive und Pronomina grundsätzlich nicht ausgedrückt wird. Der Plural stellt also eine mögliche Gefahr für den sicheren Genuserwerb dar. Daher ist es sehr funktional für das klammernde Verfahren, dass gerade im Plural das Genus indirekt an der Flexion des Substantivs selbst erkennbar ist, zumindest was die Opposition zwischen Feminina einerseits und Maskulina und Neutra andererseits betrifft. Dies ist meiner Überzeugung nach der strukturelle Hauptgrund für die Aufrechterhaltung erstens für das Genus als Kategorie und zweitens von zwei zentralen Pluralsuffixen, nämlich /-(ə)/ ***für die Maskulina und Neutra und*** /-(ə)n/ ***für die Feminina.***

Damit reiht sich die weitgehende Durchführung einer genusabhängigen Pluralflexion durch die Numerusprofilierung in eine ganze Reihe von Neuerungen und Bewahrungen in der Geschichte der deutschen Flexionsmorphologie ein, die mehr oder weniger direkt der Aufrechterhaltung der drei Genera dienten.[21] Diese Veränderungen gehören nicht mehr zum Thema dieses Aufsatzes im engeren Sinne; eine weitgehend vollständige Auflistung und Kommentierung findet sich in Ronneberger-Sibold (2010 a). Hier seien nur schlaglichtartig einige erwähnt, die besonders relevant für das neuhochdeutsche System sind:

Erstens: Die maskuline Form des bestimmten Artikels im Nominativ Singular ‚der' ist eine ausschließlich voralthochdeutsche Neuschöpfung, gebildet aus der lautgesetzlich entstandenen Form 'de' (die z.B. englisch ‚the' entspricht) und der eindeutig maskulinen Form des Personalpronomens ‚er'. Das endungslose ‚de' hätte leicht (wie etwa im Englischen) zur Keimzelle eines völligen Flexionsverlusts beim Artikel werden können. (Dal 1942)

21 Darin unterscheidet sich das Deutsche von den meisten anderen germanischen Sprachen, die sowohl die Zahl der Genera als auch der Pluralallomorphe reduziert haben. (Dammel/Kürschner/Nübling 2010)

Zweitens: Nach dem so entstandenen Muster des bestimmten Artikels im Nominativ Singular ahd. ‚der' – ‚diu' – ‚daz' wurden die entsprechenden Formen der starken Adjektivflexion geschaffen, z.B. ahd. ‚guot-er' – ‚guot-iu' – ‚guot-az'. Lautgesetzlich war auch hier die endungslose Form ‚guot' entstanden, die im Laufe der Zeit mehr und mehr auf den prädikativen Gebrauch eingeschränkt wurde. (Braune/Reiffenstein 2004: 218-219)
Drittens: Das Motionssuffix –in zur Ableitung von femininen Substantiven aus maskulinen zur Bezeichnung von weiblichen Personen und Tieren (z.B. ‚Student-in' ← ‚Student', ‚Löw-in ← ‚Löwe') hätte ebenfalls den Lautwandel nicht „überdauert", wenn es nicht (wiederum nur im Althochdeutschen) durch die lautlich vollere Form des Akkusativs Singular –inna ersetzt worden wäre. (Henzen 1965: 153) Damit wurde im Deutschen eine systematisch produktive Quelle von so genannten Utra verhindert, das heißt von Substantiven, die ohne formale Veränderung sowohl maskulines als auch feminines Genus haben können. Für das Funktionieren der Nominalklammer wären Utra fatal, weil damit nicht klar wäre, ob z.B. ‚Student' wirklich das maskuline Kernsubstantiv ist, das ein klammereinleitendes maskulines Artikelwort wie z.B. ‚der' erwarten lässt.
Offensichtlich stärken die ersten beiden Fälle den Ausdruck des Genus am linken Klammerrand, der dritte den Ausdruck des Genus am Substantiv selbst und damit am rechten Klammerrand. Letzteres gilt, wie oben dargestellt, auch für die Pluralallomorphe, und dies in genau der Konstellation, in der das Genus am linken Klammerrand nicht ausgedrückt wird, nämlich im Plural. Diese Beispiele (denen sich weitere hinzufügen ließen) zeigen, dass die neuhochdeutsche Verteilung der Pluralallomorphe, von der unsere Überlegungen ausgingen, nur eine „Momentaufnahme" in einem langen diachronen Prozess ist, durch den das klammernde Verfahren aufgebaut und das Genus in dessen Dienst gegen verschiedene Abbautendenzen bis heute aufrechterhalten wurde.

5. Zusammenfassung

In diesem Aufsatz habe ich versucht, an einem Beispiel zu zeigen, wie eine Einführung in die deutsche Sprachgeschichte aussehen könnte, die ihren Ausgangspunkt nicht auf einer historischen Sprachstufe, sondern in der Gegenwartssprache nimmt. Ziel einer solchen Einführung ist weder die Erzeugung einer Lesekompetenz für historische Texte noch die Kenntnis der Sprachgeschichte um ihrer selbst willen, sondern die Erklärung von Eigenheiten des neuhochdeutschen Sprachsystems, die für den unvoreingenommenen Blick des sprachwissenschaftlichen Laien erstaunlich, eben „erklärungs-bedürftig" sind. Einerseits soll gezeigt werden, wie diese Eigenheiten historisch entstanden sind, andererseits nach Möglichkeit auch, warum die Entwicklung für das Gesamtsystem funktional war. Dadurch soll gleichzeitig der Blick für die funktionellen Zusammenhänge innerhalb des neuhochdeutschen Sprachsystems geschärft werden.

Das gewählte Beispiel ist die Pluralflexion der neuhochdeutschen Substantive. Ausgehend von einer maximal komprimierten Darstellung der bekannten acht Pluralallomorphe einschließlich ihrer Genuspräferenzen wurde zunächst unterschieden zwischen dem produktiven zentralen System mit /-(ə)n/, bevorzugt für Feminina (‚Rose' – ‚Rose-n), bzw. /-(***ə***)/, bevorzugt für Maskulina/Neutra (‚Tag' – ‚Tag-e'), einerseits und verschiedenen unproduktiven Resttypen sowie dem s-Plural andererseits. Zu den Restklassen gehört z.B. /-(ə)n/ bei den sogenannten „schwachen" Maskulina (‚der Bote' – ‚des Bote-n' – ‚die Bote-n') und den „gemischten" Maskulina/Neutra (‚der Staat' – ‚des Staat-es' – ‚die Staat-en', ‚das Auge' – ‚des Auge-s' – ‚die Auge-n'). Für das zentrale System wurden mehrere Fragen an die Sprachgeschichte formuliert. Die größte Reichweite unter diesen Fragen hatten diejenigen (a) nach der Herkunft der Genuspräferenzen und (b) nach der grundsätzlichen Motivation für das Beibehalten mehrerer Pluralallomorphe (etwa im Gegensatz zum Englischen).

Frage (a) wurde zunächst auf der Ebene der historischen Fakten durch den unterschiedlichen Verlauf der frühneuhochdeutschen Numerusprofilierung mit Entstehung der gemischten Flexion mit dem Plural auf /-(ə)n/ bei den Feminina, aber Abbau der schwachen Flexion zugunsten der starken und damit Verlust des Plurals auf /-(ə)n/ bei den Maskulina und Neutra beantwortet. Diese Entwicklung macht Frage (b) noch dringender: Wenn die gemischte Flexion sich bei den Feminina als eine so sichere und einfache Methode der Pluralkennzeichnung erwies, warum dann nicht auch bei den Maskulina und Neutra? Die daraus folgende Verallgemeinerung von /-(ə)n/ als einzigem Pluralallomorph wäre doch eigentlich eine willkommene Vereinfachung des Systems gewesen. (Dass /-s/ wie in ‚Auto-s' sich aus prosodischen Gründen im Deutschen nicht für diese Funktion eignet, wurde kurz erklärt.)

Dass trotzdem zwei verschiedene Pluralallomorphe erhalten blieben, wurde in den folgenden beiden Abschnitten über die Flexionsmorphologie und Syntax der Adjektive und Artikelwörter erklärt. Entscheidend war dabei die Funktion der Pluralallomorphe als Stütze des Genus: Gerade im Plural, wo im Neuhochdeutschen die Kinder beim Spracherwerb das Genus der Substantive nicht mehr aus der Flexion der Artikelwörter, Adjektive und Pronomina erschließen können, bietet das Pluralallomorph ihnen wenigstens einen Anhaltspunkt, ob ein Substantiv feminines Genus hat oder nicht. Dadurch beugt die Numerusflexion indirekt einer Genusunsicherheit in der Sprachgemeinschaft und damit einem drohenden Verlust der Kategorie Genus vor.

Die Kategorie Genus ist im Deutschen notwendig für das Funktionieren der Kongruenzklammern, die die berüchtigten langen und komplexen Nominalphrasen umschließen. Eine Kongruenzklammer besteht aus einem stark flektiertes Artikelwort oder Adjektiv am Anfang einer komplexen Nominalphrase und dem

Kernsubstantiv mit seinem Genus und gegebenenfalls seiner Flexion an ihrem Ende. Dieses so genannte klammernde Verfahren ist sehr typisch für das Deutsche und durchzieht seinen gesamten Sprachbau auch im Bereich der verbalen Syntax und sogar in der Morphologie und Phonologie. Abschließend wurde skizzenhaft an einigen Beispielen gezeigt, wie in der deutschen Sprachgeschichte wiederholt mögliche Anlässe für Genusverlust durch verschiedene morphologische Veränderungen vermieden wurden. So gesehen, ist die Bindung der Pluralallomorphe an das Genus nur ein Glied in einer langen Kette von Neuerungen und Bewahrungen im Dienste des klammernden Verfahrens.

So hat die diachrone Beantwortung von zwei scheinbar einfachen Fragen, die von der neuhochdeutschen Pluralflexion nahegelegt werden, schrittweise weite Bereiche sowohl des deutschen Sprachsystems als auch seiner Geschichte berührt. Die Studierenden lernen dadurch nicht nur die entsprechenden Fakten, sondern sie entwickeln – was eigentlich wichtiger ist – ein Verständnis für das eng geknüpfte Netz von Beziehungen, das aus verschiedenen, scheinbar isolierten und „merk-würdigen" sprachlichen Erscheinungen ein Sprachsystem macht. Vor allem aber können sie die Fragen und Antworten, die sie hier lernen, direkt für ihren eigenen späteren Sprachunterricht nutzbar machen, entweder wenn sie von ihren Schülern und Schülerinnen gefragt werden, oder indem sie selbst solche Fragen in ihren Unterricht einbringen. Diese Möglichkeit erhöht (hoffentlich) ihre Motivation, sich in ihrem Studium auch der zu Unrecht als „langweilig" und „nutzlos" geltenden historischen Sprachwissenschaft zu widmen.

Literaturverzeichnis

Bergmann, Rolf/Moulin, Claudine/Ruge, Michael 2011: Alt- und Mittelhochdeutsch: Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte. 8. Aufl. Göttingen.

Besch, Werner/Wolf, Norbert Richard 2009: Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – Linguistische Studien. Berlin.

Braune, Wilhelm 2004: Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre. 15. Aufl. bearb. von Ingo Reiffenstein. Tübingen.

Dal, Ingerid 1942: Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie. In: Norsk tidsskrift for sprogvidenskap 12, 199-212. (Wieder in: Dal, Ingerid 1971: Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte, 158-170. Oslo, Bergen, Tromsö.)

Dammel, Antje/ Kürschner, Sebastian/ Nübling, Damaris 2010: Pluralallomorphie in zehn germanischen Sprachen: Konvergenzen und Divergenzen in Ausdrucksverfahren und Konditionierung. In: Dammel, A./Kürschner, S./Nübling, D. (Hg.): Kontrastive Germanistische Linguistik. Teilbd. 2, 587-642. Hildesheim.

Duden. Die Grammatik 2009. 8. Aufl. hg. von der Dudenredaktion. Mannheim, Wien, Zürich.
Hartweg, Frédéric/Wegera, Klaus-Peter 2005: Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2. Aufl. Tübingen.
Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim 2002: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Neubearb. (Nachdr.) Leipzig etc.
Hennings, Thordis 2003: Einführung in das Mittelhochdeutsche. 2. Aufl. Berlin.
Henzen, Walter 1965: Deutsche Wortbildung. 3. Aufl. Tübingen.
Hotzenköcherle, Rudolf 1992: Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Neuhochdeutschen. In: Wirkendes Wort 12, 321-331.
Kessel, Katja/Reimann, Sandra 2012: Basiswissen deutsche Gegenwartssprache. 4. Aufl. Tübingen, Basel.
Kluge, Friedrich 2011. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25. Aufl. bearb. von Elmar Seebold. Berlin, Boston.
Köpcke, Klaus-Michael 1993: Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen: Versuch einer kognitiven Morphologie. Tübingen.
Nübling. Damaris 2008: Was tun mit Flexionsklassen? Deklinationsklassen und ihr Wandel im Deutschen und seinen Dialekten. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75, 282-330.
Nübling, Damaris/Dammel, Antje/Duke, Janet/Szczepaniak, Renata 2013: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 4. Aufl. Tübingen.
Paul, Hermann 2007. Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Aufl. neu bearb. von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera mit einer Syntax von Ingeborg Schröbler, neu bearb. u. erw. von Heinz-Peter Prell. Tübingen.
Penzl, Herbert 1984: Frühneuhochdeutsch. Bern, Frankfurt, Nancy, New York.
Penzl, Herbert 1986: Althochdeutsch. Eine Einführung in Dialekte und Vorgeschichte. Bern, Frankfurt, New York.
Penzl, Herbert 1989: Mittelhochdeutsch. Eine Einführung in die Dialekte. Bern, Frankfurt, New York, Paris.
Polenz, Peter von 1994, 1999, 2000: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: 2. Aufl. 2000, Bd. 2 1994, Bd.3 1999. Berlin, New York.
Ronneberger-Sibold, Elke 2010a: Die deutsche Nominalklammer: Geschichte, Funktion, typologische Bewertung. In: Ziegler, A. (Hg.): Historische Textgrammatik und historische Syntax des Deutschen: Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Bd. 1.: Diachronie, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, 85-120. Berlin.

Ronneberger-Sibold, Elke 2010b: Der Numerus – das Genus – die Klammer: die Entstehung der deutschen Nominalklammer im innergermanischen Vergleich. In: Dammel, A./Kürschner, S./Nübling, D. (Hg.): Kontrastive Germanistische Linguistik. Teilbd. 2, 719-748. Hildesheim.
Ronneberger-Sibold, Elke (im Druck): Aufstieg und Fall eines Flexionstyps: Die Entwicklung der gemischten Maskulina im Frühneuhochdeutschen. In: Bittner, Andreas/Spieß, Constanze (Hg.): Formen und Funktionen morpho-semantischer Prozesse im Deutschen.
Ronneberger-Sibold, Elke (in Vorbereitung): Geschichte der deutschen Flexionsmorphologie. Berlin.
Schmidt, Wilhelm 2013: Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 11. Aufl. hg. von Elisabeth Berner und Norbert Richard Wolf. Stuttgart.
Sonderegger, Stefan 1979: Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1: Einführung, Genealogie, Konstanten. Berlin, New York.
Sonderegger, Stefan (2003): Althochdeutsche Sprache und Literatur. 3. Aufl. Berlin, New York.
Stricker, Stefanie/Bergmann, Rolf/Wich-Reif, Claudia 2012: Sprachhistorisches Arbeitsbuch zur deutschen Gegenwartssprache. Heidelberg.
Vogel, Petra (Hg.) 2013: Sprachwandel im Neuhochdeutschen. Berlin/Boston.
Weddige, Hilkert 2007: Mittelhochdeutsch: eine Einführung. 7. Aufl. München.
Wegener, Heide 2004: *Pizza* und *Pizzen*, die Pluralformen (un)assimilierter Fremdwörter im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23, 47-112.
Wegera, Klaus-Peter/Waldenberger, Sandra 2012: Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen. Berlin.
Wegera, Klaus-Peter/Schultz-Balluff, Simone/Bartsch, Nina 2013: Mittelhochdeutsch als fremde Sprache: eine Einführung für das Studium der germanistischen Mediävistik. 2. Aufl. Berlin.
Wells, Christopher J. 1990: Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945. Aus dem Englischen übersetzt von Rainhild Wells. Tübingen.
Werner, Otmar 1969: Das deutsche Pluralsystem. Strukturelle Diachronie. In: Sprache, Gegenwart und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1968, 92-125. Düsseldorf.
Wurzel, Wolfgang Ullrich 1984: Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung. Berlin.

Imre Gábor Majorossy (Piliscsaba)

„einen vinger vlorn“ – Blut als Liebesbeweis bei Ulrich von Liechtenstein („Vrouwen dienest“) und Marie de France („Laüstic“)

Einleitung

Auf den ersten Blick passen die von mir ausgewählten Werke kaum zueinander. Denn der mit zahlreichen Gedichten versehene Reisebericht von Ulrich von Liechtenstein, der um seiner Dame willen unglaubliche Abenteuer unternahm, und die immer etwas rätselhafte Kurzerzählung von Marie de France weisen zweifellos unterschiedliche Umgebungen auf. Im mittelhochdeutschen Werk steht ein einziger Held im Mittelpunkt, der sich der Liebe von verschiedenen Damen völlig hingibt, während sich im altfranzösischen eine kurze traurige Geschichte mit einer Dreiecksbeziehung abspielt. Aber es taucht ein Motiv in beiden Werken auf, das meines Erachtens die von mir ausgewählten Erzählungen gewissermaßen tief miteinander verbindet und von inneren Gefühlen ein gewaltiges Zeugnis ablegt: Das Blut, sei es vom menschlichen Finger, wie bei Ulrich, oder vom unschuldigen Vöglein, wie bei Marie, trägt eine tiefgreifende Bedeutung, die allen auffallen kann. So wird die künstlerische Botschaft der verschiedenen Szenen weit über die gewohnten Liebesformeln aus Wörtern hinaus geführt. Nach zahlreichen Wendungen, die den Liebesregeln entsprechen, kommt es jeweils zu einer Tat, die als höchstes Zeichen gelten soll. Das Blutvergießen, das sich tief an archaische Initiationsrituale[1] anknüpft, gilt oft als letzte Instanz, als stärkste Formel, als überzeugendster Beleg, um das Engagement nachzuweisen. In diesem Sinne wird sich im Folgenden auf wörtliche Ausdrücke und vielversprechende Gebärden konzentriert.

1 „Die Umwandlung von Mädchen in Erwachsene erfolgt auf eine natürlich sichtbare Art (Blutung, Schwangerschaft). Dennoch bestehen auch weibliche Initiationsriten, die häufig mit dem Eintreten der Menstruation zusammenhängen. Das Menstruationsblut, dann Blut i. a., dürfte als besonderes Zeichen der Fruchtbarkeit interpretiert worden sein.“ Metzeltin, Michael / Thir, Margit: Erzählgenese. Ein Essai über Ursprung und Entwicklung der Textualität. Wien: Eidechsen 1998, S. 61.

Inhaltliche Zusammenfassung

Zur besseren Verständlichkeit soll hier zunächst ein kurzer Überblick über den Inhalt der zur Untersuchung ausgewählten Abschnitte gegeben werden.
Nach einer Verwundung[2] in einem Turnier stellt sich heraus, dass der verletzte Finger von Ulrich kaum heilt.[3] Ulrich fällt ein, dass er damit einen einzigartigen Anlass habe, seine Liebe zum Ausdruck zu bringen: Er lässt seine Geliebte wissen, dass er gerade für sie einen Finger verloren hat,[4] selbst wenn das so nicht wahr ist. Da seine Lüge bei der Dame erneut Abweisung auslöst[5] und die Werbung mittels vieler Gedichte (gereimter Briefe und Lieder) bislang auch mit keiner[6] positiven Antwort belohnt wurde, entscheidet er sich, den Finger wirklich und endgültig abschlagen zu lassen,[7] und ihn inmitten einer mit goldenen Händchen geschmückten Gedichtsammlung dem Fräulein zuzusenden.[8] Das gewinnt ihm die Ehre zurück[9] und hat zumindest vorübergehend Erfolg: Ulrich bekommt die Erlaubnis, die lange sogenannte Venusfahrt zu unternehmen[10] und zwar im Dienst der geliebten Dame. Schließlich erweist sich das Dienstverhältnis nicht als dauerhaft, aber das reicht über unsere jetzige Untersuchung hinaus.
Im Lai von Marie de France, der zu ihrer Sammlung sonderbarer Kurzerzählungen gehört, fällt eine Nachtigall der Liebe zum Opfer. Unter dem Vorwand, sich den Vogelgesang anzuhören[11], unterhält sich nämlich die Dame im Garten mit

2 „der hochgelobt Ulschalc mir stach / einen vinger uz der hant;“ Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst. Hg. v. Franz Viktor Spechtler. Göppingen: Kümmerle 1987, Strophe 343, Zeilen 4–5 (im Weiteren: Frauendienst, immer mit Strophen- und Zeilennummer).

3 „do was si swarz und ungevar, / des erschrac ich und der meister gar.“ Ebd., 347, 7–8.

4 „ich habe bi vil kurzen tagen / durch si gar einen vinger vlorn;“ Ebd., 389, 2–3.

5 „du sagest mir (daz ist mir zorn), / daz er het einen vinger vlorn / in minem dienst – des ist niht.“ Ebd., 430, 3–5.

6 „des han ich weizgot niht für guot“ Ebd., 396, 3 „Das halt ich wirklich nicht für gut.“ Dann: „diu liet (und) swaz er immer kann / gedienen, daz hebt mich unho, / daz sag im von mir rehte so.“ Ebd., 404, 6–8.

7 „ich slahe in abe und sende in ir, / so muoz si doch gelouben mir, / daz er sit vlorn, so si in siht; / er muoz da hin, des laze ich niht.“ Ebd., 436, 4–8.

8 „zehant ich tihten do began / ein vil gefüege büechlin; / bi dem sant ich den vinger min / hin da riu rine, süeze was. / in einem samet als ein gras / want man daz büechel an der stat / ein goltsmit ich mir würken bat“ Ebd., 444, 2–8.

9 „Du sage im von mir, höfscher knabe, / daz ich den vinger hier behabe; / des tuo ich niht uf solhen muot, / daz im sin dienst immer guot / gegen mir wird als umb ein har –“ Ebd., 454, 1–5.

10 „und ist, daz er die vart getuot, / als du mir sagest, si ist im guot, / im wirt dar umbe ein sölher solt, / saz im die biderben werdent holt.“ Ebd., 467, 3–6.

11 „il nen a joie en icest mund, / ki nen ot l’aüstic chanter; / pur ceo me vois ici ester.“ Marie de France: Laüstic. In: Dies.: Lais. Aus dem Altfranzösischen Laurence Harf-Lancner. Hg. v. Karl Warnke. Paris: Librairie Générale Française 1990, 84–86 (im Weiteren: Laüstic, mit Zeilennummern; „il ne connaît pas la joie en ce monde, / celui qui n’entend pas le rossignol chanter; voilà pourquoi je vais à ma fenêtre.“

ihrem benachbarten Geliebten.[12] Ohne eigentlich die heimliche Beziehung seiner Frau zu entdecken, tötet der Ehemann das Vöglein[13] und wirft die Leiche der Dame mit dem Ziel hin, die nächtliche Ruhe zu sichern. Die Dame schreibt, was passiert ist, und lässt ihrem Geliebten die Vogelleiche in einem kostbaren Stück Seide zuschicken.[14] Der Ritter nimmt die Botschaft zur Kenntnis und legt die eingepackte Leiche in ein kostbares Kästchen.[15]

In beiden Fällen springt das Blutmotiv ins Auge, als etwas, das von den vorangehenden Formeln deutlich abweicht und den Einsatz beträchtlich erhöht. Von nun an handelt es sich nämlich nicht bloß ums Hofmachen durch Liebesformeln im Sinne von Wörtern, Wendungen oder Sätzen[16], sondern durch das Blut ums Leben selbst, das normalerweise im Falle von Liebenden der Liebe gleichkommt. Wie dieser Einsatz erhöht wird, wie die Liebe tatsächlich dem Leben gleichkommt und wie das Blutvergießen zu den Liebesformeln gehört – das steht im Mittelpunkt der vorliegenden Auslegungen.

Erfolglose Werbung

Wie vorhin schon gesagt, unterscheiden sich in gewisser Hinsicht die beiden blutigen Taten. Der Entscheidung fürs Fingerabschlagen gehen zunächst der Unfall während des Turniers und dann die falsche Nachricht über den Fingerverlust voran. Zugleich stellt sich die Frage, ob Ulrich von selbst zu einer ähnlichen Entscheidung gekommen wäre. Zur Beurteilung und Einschätzung des Falls muss Ulrichs Seelenzustand vor Augen geführt werden, weil Ulrich hier am Ende einer Reihe von erfolglosen Versuchen steht, die der Werbung um seine Geliebte

12 „quant a la fenestre s’estut, / poeit parler a sun ami, / de l’altre part e il a li, “ Ebd., 40–42. „la dame, debout à sa fenêtre, / pouvait parler à son ami, / de l’autre côté, et il lui répondait.“

13 A sun seignur l’a demandé, / e il l’ocist par engresté. / Le col li runt a ses dous meins:“ Ebd., 113–115. „demande l’oiseau à son mari / qui le tu par pure méchanceté, / en lui tordant le cou:“

14 „En une piece de samit, / a or brusdé e tut escrit, / a l’oiselet envolupé. / [...] / a sun ami l’a enveié.“ Ebd., 135–137, 140. „Dans une étoffe de soie / sur laquelle el a brodé leur histoire en lettre d’or, / elle a enveloppé l’oiseau. / [...] / et l’envoyé à son ami.“

15 „Un vaisselet a fet forgier. / Unkes n’i ot fer ne acier: / tuz fu d’or fin od bones pieres, / mult preciüses e mult chieres; / covercle i ot tresbien asis.“ Ebd., 149–153. „Il a fait forger un coffret, / qu’il n’a pas voulu de fer ni d’acier, / mais d’or fin serti des pierres / les plus précieuses, / avec un couvercle bien fixé:“

16 „Im ‚Frauendienst‘ sind also typische Formeln und Motive der Minnelyrik im Sinne eines vorbildlichen ‚Minnedienstlebens‘ zu einer ‚Minnesängerbiographie‘, bekannte Szenen des höfischen Romans zum Lebensbericht eines vorbildlichen Minneritters verarbeitet worden. Er darf deshalb nicht als ein historisches Zeugnis für den Wahrheitsgehalt der in der Minnedichtung dargestellten Minnedienstverhältnisse verstanden werden.“ Peters, Ursula: Frauendienst. Untersuchungen zu Ulrich von Lichtenstein und zum Wirklichkeitsgehalt der Minnedichtung. Göppingen: Kümmerle 1971, S. 165.

dienten.[17] Bisher hielt er sich an die Minneregeln, die ihn dazu einluden, seinen Dienst der geliebten Dame vor allem in Gedichten[18] anzubieten, und die gescheiterten Versuche wurden nicht verschwiegen.[19] Neben den Liedern und gereimten Briefen widmete er der Dame seine künftig erhofften Antritte in Einzelkämpfen am Friesacher Turnier.[20] Trotz dieser unaufhörlichen Bemühungen, eine positive Liebesantwort zu bekommen, darf er nur ein einziges Mal die Dame treffen,[21] seine Werbung wird sonst immer abgelehnt. Danach passiert die Verwundung während des Turniers, die Ulrich einen Anlass gibt, sich zu einem erbitterten Schritt zu entschließen.

Wenn Ulrichs bislang getroffenen Maßnahmen hinsichtlich der höfischen Liebesformeln betrachtet werden, fällt auf, wie reich sein Wortschatz ist, den er in den verschiedenen Gedichten einsetzt. Die Anreden (guote,[22] vrowe,[23] reine, süeze,[24]), die teils wirklich als Anreden, teils als Benennung der Dame dienen und die vor allem im Zweiten Büchlein auftauchende Aufzählung der Adjekti-

17 „Die Geschichte von Ulrichs Werbung ist in ihrer Reihung von Mißerfolgen der permanente Versuch, die jeweils letzte noch ausstehende Bedingung zu erfüllen, damit der Lohn gewährt werden muß." Grubmüller, Klaus: Minne und Geschichtserfahrung. Zum „Frauendienst" Ulrichs von Liechtenstein. In: Geschichtsbewußtsein in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hg. v. Christoph Gerhardt. Tübingen: Niemeyer 1985, S. 41.

18 „Das Werk ist nur insoweit Darstellung seines Lebens, als es höfischer Frauendienst war. Es wählt aus der Gesamtheit eines bewegten Lebens nur das aus, was einem bestimmten Streben diente, dieses aber erhebt es zu exemplarischer Geltung. Ulrichs ‚Frauendienst' ist also nur in dem beschränkten Sinne Selbstbiographie, wie die Heiligenvita Biographie ist: Auswahl und Gestaltung eines geschichtlichen Rohstoffes unter dem Aspekt einer bestimmten Vorbildlichkeit. [...] Der Vergleich mit der Heiligenvita macht aber auch sofort das Neuartige des Werkes klar: ein diesseitiges, innerweltliches Bestreben tritt mit dem Anspruch auf, lebensbestimmend und lebensgestaltend zu sein und darum als exemplarische zu gelten und dargestellt zu werden." de Boor, Helmut: Die höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang. München: C. H. Beck 1991, S. 319 f.

19 „Während die eingelegten Lieder, Büchlein und Briefe das Idealkonzept der höfischen Liebe und das Zeremoniell des vorbildlichen Minneverhaltens abbilden, sind die epischen Teile durchgängig komisch akzentuiert." Bumke, Joachim: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. München: DTV 2004, S. 275.

20 „Ze Frisach ist ein ritterschaft / gewesen mit vil grozer craft, / Da hat daz beste gar getan / iwer getriwer dienstman / min neve Ulrich von Liehtensteine," Frauendienst, Brief b, 7–11. „Zu Friesach ist ein Rittertag / gewesen mit ganz großer Macht, / es hat das Beste ganz getan / dort euer treuer Dienstmann, / mein Neffe Ulrich von Liechtenstein". Er sollte daran nicht teilnehmen: „ein turney wurde ze Vrisach / von dem tage an dem zwelften tage. / des chom min herze in groze clage, / daz ich da bi niht solde sin." Ebd., 362, 4–7. Und in der Tat, kann er an den Kämpfen nicht beteiligt sein: „sol ich der einer wesen niht, / der ez wol uf dem veld hie tuot, / so bin ich immer ungemuot." Ebd., 366, 6–8.

21 Ebd., 146–155.

22 Ebd., Lied 6, I, 1.

23 Ebd., Lied 6, III, 2.

24 Ebd., 413, 6.

ve (werde, reine, hochgemuote, hohe)[25] legen ein klares Zeugnis von der starken Liebessehnsucht, die sich unaufhörlich entwickelt und sich nach Antwort sehnt. Zwar hält sich Ulrich an die Minneregeln, laut denen die Liebesbotschaft überwiegend durch Boten mitgeteilt werden soll. Unter Boten können Gegenstände wie Briefe oder Gesandte wie Knappen verstanden werden.[26] Im Fall von Ulrich kann die Reihe von Boten leicht zusammengestellt werden: Nach zwei Liedern und einem Brief darf er zum ersten Mal der Dame persönlich begegnen.[27] Aber danach werden die Boten immer Schriftstücke, durch Gesandte übermittelt.[28] Die Anzahl der Lieder vermehrt sich: Wenn sie arithmetisch berechnet wird, stellt

25 Die Anreden sind zu lesen wie folgt: „den ich ze boten über lant / der werden, reinen het gesant, / der minneclichen guoten, / der werden, hochgemuoten, / der hohen, der werden, / der werdesten uf erden." Ebd., 2. Büchlein, 31–36.

26 „Ulrich spricht die Dame nicht direkt an, sondern überführt seine eigene Figur zusammen mit der des Boten in das Medium des Büchleins, verabredet innerhalb dieser Fiktion zunächst mit dem Boten, was dieser der Dame ausrichten soll, und läßt den Büchleinboten dann seine Nachricht bei der Dame überbringen. Ulrich kann zwar nicht selbst zum Gespräch mit der Dame erscheinen, aber er sendet ein literarisches Abbild seiner selbst. Indem Ulrich das mündliche Botengespräch in die Schrift überführt, bleibt die ursprüngliche Nachricht an die Dame konstant bewahrt, egal durch wie viele Hände das Büchlein geht, bevor es zu ihr gelangt." Linden, Sandra: Kundschafter der Kommunikation. Modelle höfischer Kommunikation im Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein. Tübingen/Basel: Francke 2004, S. 70–71. „Einen Höhepunkt dieser nur medial möglichen Selbstmitteilung bildet die Äußerung durch das Büchlein als Text im Text. Unterdessen reflektiert der beigefügte Finger die nur bruchstückhaft mögliche Präsenz im Rahmen sprachlicher Kommunikation und metaphorisiert die Trennung von (inszeniertem) Subjekt der Äußerung und Subjekt des Geäußerten. Sie sucht Ulrich aufzuheben und führt sie doch gerade herbei, wenn er Büchlein und Körperfragment für sich ‚sprechen' läßt. Dem Ineinander von Trennung und Vereinigung entspricht das Verhältnis von Minnediener und Herrin; der Finger dient dazu, die Distanz zwischen ihnen zu überbrücken. Immerhin wendet sich die Dame Ulrich so wenigstens ‚zum Teil' zu. Sie verwahrt den Finger in ihrer lade, um ihn sich immer wieder ansehen zu können (vgl. FD 453,5–7). Ulrich schafft so eine mittelbare Nähe der Körper, die allerding auf der Fragmentierung seines Körpers basiert." Ackermann, Christiane: Im Spannungsfeld von Ich und Körper. Subjektivität im „Parzival" Wolframs von Eschenbach und im „Frauendienst" Ulrichs von Liechtenstein. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2009, S. 248.

27 Frauendienst, 146–155.

28 „Ohne gesellschaftliche Sanktion dürfte der Minneritter nicht verholn eine Dame treffen, der Bote aber bekleidete eine Vertrauensstellung, die diese Nähe zulässt. Und er nutzt sie bei seinem ersten Botendienst für Ulrich über die Maßen aus bis hin zur Distanzlosigkeit. Er exponiert zunächst das Fingeropfer seines Herrn im Minnedienst (394), adressiert anschließend weit elaborierter als von Ulrich instruiert dessen Werbung an die Dame (395; 398) und repliziert ihre zornige Ablehnung unbeeindruckt mit einem: ‚Nein, vrowe mîn' (401,1). Zuletzt bringt er das Lied, das Ulrich ihn zu überreichen bat, akustisch zu Gehör (403). An die Stelle der Übergabe von Schrift tritt die Aufführung." Kellermann, Karina: Ulrichs von Liechtenstein „Frauendienst" als mediales Labor. In: Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung. Hg. v. Sandra Linden u. Christopher Young. Berlin/New York: De Gruyter 2010, S. 253–254.

sich heraus, dass zwischen den Strophen 46 und 339 fünf Lieder und ein Brief verfasst werden, während zwischen den Strophen 340 und 467 fünf Lieder entstehen. Das heißt, je intensiver die Werbung wird, desto häufiger werden dichterisch formulierte Texte eingesetzt. Ulrichs Sehnsucht wird aber nicht befriedigt, und deshalb gerät er allmählich in eine aussichtslose Lage. Nach den wiederholten Ablehnungen muss Ulrich deutlich werden, dass es unmöglich ist, die Werbung in der bislang gewohnten Weise fortzusetzen. Eine Erneuerung ist nötig. Ulrich ist außerdem auch erbittert, weil er während des Turniers eine körperliche Verletzung erlitt, auch wenn ihm diese Art von Verletzung schon vertraut gewesen sein muss: Da er von der Dame zum ersten Mal wegen seines Mundes abgewiesen wird,[29] unterwirft er sich in Graz einer schmerzhaften Operation.[30] Die neue Verletzung scheint zunächst besonders schmerzhaft und übrigens vergeblich zu sein, die umgehend ausgeheilt werden muss. Als sich herausstellt, dass die Dame von anderen bereits erfahren hat, Ulrich habe mit dem angeblichen Fingerverlust beim Turnier gelogen, entschließt er sich, ein unwiderrufliches Zeugnis von seiner Hingabe abzulegen. Durch die Mundoperation wollte er etwas attraktiver werden, nun ist er bereits, einen Finger aufzuopfern.

Ein Finger als Ersatzopfer

Wie erwähnt, wird dabei der Einsatz der Heftigkeit der Minne entsprechend deutlich erhöht. Zur Minne gehört nämlich eine unaufhörliche Kommunikation durch vielfältige Darstellungen der leidenschaftlichen Liebesgefühle. Die Vielfalt der Selbstoffenbarungen kommt in den verschiedenen Liebesideologien den Liebesformeln gleich, wie davon die fin'amors oder die Minnedichtung in zahlreichen Werken bezeugen. Als engagierter Dichter hat Ulrich bisher literarische Formeln eingesetzt und seine Liebe lyrisch zum Ausdruck gebracht. Damit hört er nicht auf: Gleich nach seiner Verletzung verfasst und schickt er der Dame fünf Lieder[31], die unter verschiedenen Aspekten und auf unterschiedlichen emotionellen

29 „er sol aber solhe rede verbern / der ich in nimmer will gewern." Frauendienst, 75, 7–8.

30 „Er het mich meisterlich gesniten, / daz het ouch ich manlich erliten." Ebd., 97, 1–2.

31 Im Mittelpunkt des sechsten Lieds steht das Herzeleid, dem die Minne ferngehalten wird. („We daz mir diu guote / so verret ir minne!" Ebd., Lied 6, I, 1–2. Das Lied sieben beruht auf einer Melodie, die die Frau Ulrich zugeschickt hat, und schildert, wie schön es wäre, wenn dem Dichter die Minne erteilt würde. („chanstu, Minne, triuwe minnen, / so hilfestu mir enzit." Ebd., Lied 7, IV, 7–8.) Das Lied acht geht weiter und gibt sich zuversichtlich, als ob die Minne bereits dem Dichter gehören würde. Selbst der Gedanke ist genug. „der gedanc mir sanfte tut." Ebd., Lied 8, VII, 7. Nach dem traditionellen Natureingang des darauffolgenden neunten Liedes überwiegt erneut die „minnesiechheit": „Der meie troestet al daz lebt / wan mich vil minnesiechen man, / daz herze min ist minne wunt," Ebd., Lied 9, II, 1–3. Nach Lied zehn, in dem der Dichter und die Minne dialogisch die Chancen einschätzen („Wie chanstu, Minne, mit sorgen die sinne, / den muot berouben mit sender klage!" und der Antwort: „Dune darft niht sorgen, daz ir vor verborgen / din stetiu triwe die lenge noch si!" Ebd., Lied 10, I, 1–2; IV, 1–2) werden dann die neuesten Ablehnungen durch die Lüge gerechtfertigt.

Ebenen die Minne und dadurch auch die Dame würdigen und preisen. Zugleich wird ihm die vorhin erwähnte Lüge vorgeworfen, was seine Chance deutlich vermindert. Ulrich muss also gegensteuern und sofort wirksam handeln. Alles, was Ulrich bislang der Dame zugeschickt hat, versinnbildlicht ein Stück Seele. Achten wir auf die zwei Wörter: versinnbildlichen und Seele.

Unabhängig von der umfangreichen Bedeutung und kaum überschaubaren Reichtum der Lyrik, soll unterstrichen werden, dass sich im Bereich der Lyrik viel zu viele Möglichkeiten ergeben können, die für Missverständnisse sorgen[32] und das Hauptanliegen scheitern lassen können. Nach ausgesuchten und in gewisser Hinsicht kostbaren[33] Gegenständen, die als Boten seiner leidenschaftsvollen Seele gelten, will Ulrich nun ein Stück von sich selbst übergeben, das seine Gefühle der Dame gegenüber unwiderruflich, andauernd, erfassbar und überzeugend zur Geltung bringt.

In dieser Art und Weise dürfte Ulrich auf den Gedanken gekommen sein, seinen endlos langsam heilenden Finger abhacken zu lassen.[34] Damit verzichtet er auf einen Körperteil, der zwar nicht unerlässlich ist, dessen Fehlen aber abstoßend sein kann. Über die körperliche Behinderung hinaus wird er nach dieser Operation auf keinen Fall hübscher oder attraktiver. Trotzdem entscheidet er sich nach einem kurzen Streit[35] mit Ulrich von Hasendorf für diese Maßnahme, die durch den treuen Freund durchgeführt wird.[36] Die Tat wird dadurch noch eindrucksvoller, dass deren Folge betont wird: Die Wunde blutet stark.[37] Dadurch wird die Sache tatsächlich ernst: Der Finger ist zum Leben nicht unerlässlich, das Blut ist es schon. Dank dem Blutvergießen nimmt die ersehnte Vertiefung der oft unerfreulichen Fernbeziehung zwischen Ulrich und der Dame einen archaischen Charakterzug an. Abgesehen von der äußerlichen Hilfe, verletzt Ulrich eigentlich sich

32 „Zumal der Bote als mögliche Fehlerquelle in der Kommunikation nicht in dem Blick gerät, hält diese Figur vor allem Distanz im Bewußtsein. Der Bote sucht zwischen Ritter und Dame zu vermitteln, überwindet die räumliche Entfernung, steht zugleich aber für Distanz als konstantes Merkmal der Beziehung ein." Klinger, Judith: Ich – Körper – Schrift. In: Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Hg. v. Horst Wenzel u. Erich Schmidt. Berlin: Schmidt 1997, S. 114.

33 Gewiss, die wahre Kostbarkeit hängt vom persönlichen Engagement ab. Ulrich setzt sich zunehmend ein, die Minne zu gewinnen und schließlich ist er bereit, etwas von sich selbst abzugeben.

34 „Ich gedaht: will mir min vrowe sin / gehaz wan durch den vinger min, / daz ich den han, des wiert wol rat, / sit er doch krump ein lützel stat. / ich slahe in abe und sende in ir, / so muoz si doch gelouben mir, / daz er sit vlorn, so si in siht; / er muoz da hin, des laze ich niht." Frauendienst, 436.

35 „er was ze dienst mir bereit. / den bat ich durch die triuwe sin, / daz er abe slüege den vinger min." Ebd., 437, 6–8. „Do sprach er: „neina, herre, nein! / so weren iwere sine clein / und were ein groziu missetat." Ebd., 438, 1–3. „[...] ez ist friundes muot, / swes ich iuch bitte, daz ir daz tuot." Ebd., 439, 7–8.

36 „er sluoc – der vinger der spranc dan." Ebd., 440, 8.

37 „Diu wunde diu bluot krefticlich;" Ebd., 441, 1.

selbst und verzichtet auf einen eigenen Körperteil. Das sorgt für Schmerzen in der Hoffnung, eine positive Antwort, so zu sagen, auszuhandeln. Metonymisch gesehen zeigt sich Ulrich bereit, sein Leben für die Liebe der Dame aufzuopfern und dafür soll der abgeschlagene Finger stehen.[38] Bislang wurden der geliebten Dame wenige Stücke seiner Seele zugeschickt, nun aber wird nach dem Fingerabschlagen ein Stück Körper zugesandt, was ein stärkeres, die bisherigen deutlich übertreffendes Liebeszeichen sein soll. Der Finger spielt gewissermaßen die Rolle des Sündenbocks: Er wird vor allem für die begangene Lüge zum Ersatzopfer[39], auch wenn Ulrich eigentlich unschuldig ist. Der Finger stirbt statt[40] Ulrich, und zwar schmerzhaft. Laut der archaischen Auffassung und dem biologischen Aufbau des Menschen kündigt der Schmerz immer etwas Gefährliches an, das vielleicht gleich den Tod bedeutet. Je stärker der Schmerz, desto Größeres wird aufs Spiel gesetzt. Dazu kommt hier noch die starke Blutung, die die Szene einerseits erschreckender, andererseits bedeutungsvoller macht, weil dabei das Wesentliche

38 „Die Mundoperation beseitigt den Einwand eines ästhetischen Makels (geviel ir niht mîn zeswiu hant, / ich slüeg si ab bî got zehant [V. 101,5–6]), eine Turnierfahrt den der körperlichen Schwäche und Unerfahrenheit (swîget! ir sît gar ze kint [V. 151,1]), eine weitere den des zu geringen Ruhmes (mir lobent sîn aber die vremden niht [Brief a, 3]), das Abhacken des Fingers schließlich – als grotesker Höhepunkt dieser Qualifizierungsserie – widerlegt den Vorwurf der Unaufrichtigkeit.“ Grubmüller: Minne und Geschichtserfahrung, S. 41.

39 „Dann soll er vom Blut des Jungstiers nehmen und es mit seinem Finger gegen die Vorderseite der Deckplatte spritzen; auch vor die Deckplatte soll er mit seinem Finger siebenmal etwas Blut spritzen. Nachher soll er den Bock schlachten, der als Sündopfer für das Volk bestimmt ist, und sein Blut hinter den Vorhang tragen. Er soll es mit diesem Blut ebenso machen wie mit dem Blut des Jungstiers und es auf die Deckplatte und vor die Deckplatte spritzen. [...] Hat er so die Entsühnung des Heiligtums, des Offenbarungszeltes und des Altars beendet, soll er den lebenden Bock herbringen lassen. Aaron soll seine beiden Hände auf den Kopf des lebenden Bockes legen und über ihm alle Sünden der Israeliten, alle ihre Frevel und alle ihre Fehler bekennen. Nachdem er sie so auf den Kopf des Bockes geladen hat, soll er ihn durch einen bereitstehenden Mann in die Wüste treiben lassen.“ Lev 16,14–15.20–22.

40 „Der Finger selbst hat eine dreifache Funktion: Er ist Reliquie des Minnemärtyrers und er ist Synekdoche des Minneritters, d.h. er ist selbst ein kleiner Minneritter, der – zum Frauendienst geboren – nun im Frauendienst gestorben ist. Im Tode erreicht er das, was dem lebenden Frauenritter Ulrich verwehrt bleibt: die permanente Nähe der Dame. Diese weist den Boten an, Ulrich zu bestellen, ‚daz ich in [den Finger] welle hie behaben, / in mîner lade alsô begraben, / daz ich in sehe wol alle tage‘ (453,5–7). Dem toten Körper wird ein Begräbnis und ein ehrendes Gedenken zuteil, genau das, was der implizite Bote des ersten Büchleins gefürchtet hat: in der lade der Dame lebendig begraben zu werden. [...] Der Finger wird nicht als Reliquie in einem beliebigen Kästchen zusammen mit dem Buch versandt, sondern das Buch ist der Reliquienbehälter, und der Zugang zum Geschriebenen erfolgt über das vis-à-vis mit dem metonymischen Minnediener. [...] In diesem Dialog [d.h. im zweiten Büchlein] wird der Finger verschriftlicht; Ulrich reklamiert ihn als staetez pfant (2. Büchlein, 267), das er seiner Dame gesandt habe, als Unterpfand seiner Beständigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit. Und wieder – zum dritten Mal – wird die Bestimmung des Fingers zum Minnediener exponiert (2. Büchlein, 283).“ Kellermann: Ulrichs von Liechtenstein „Frauendienst“, S. 229–230.

der Liebe zur Geltung kommt, und zwar die Selbstopferung und Selbsthingabe. Es handelt sich nicht mehr um ausgedachte und ausgesprochene, sondern durchgesetzte und verwirklichte Formeln. Keine Wörter mehr also, sondern Taten.
Diesem Blutvergießen ist nicht so einfach zu entgehen. Wie gesehen, nähert sich Ulrich in verschiedenen Weisen der Dame. Dabei bilden die Lieder und Briefe aufeinanderfolgende Stufen, die allem Anschein nach nicht ausreichen und nicht unmittelbar, nicht einmal im erwünschten Tempo zur Dame hinführen. Auch ohne die ausführliche Analyse jedes einzelnen Schriftstückes lässt sich feststellen, dass die dichterische Tätigkeit für Ulrich der menschlichen Initiation gleichkommt. Dabei eignet er sich Fähigkeiten und Tugenden an, die sich zum Leben und Überleben als erforderlich erweisen können.[41] Die im Liebesbereich erfahrene Erfolglosigkeit regt Ulrich an, den entscheidenden Schritt zu machen, womit er sich selbst – zumindest metonymisch – aufopfern kann. Auch wenn seine Kommunikation mittels der Lieder kaum erfolgreich ist, verändert sich Ulrich allmählich. Er passt sich immer an die neuen Situationen an und findet immer etwas Neues,[42] um Aufmerksamkeit zu erregen, und doch muss er wiederholt Ablehnungen einstecken und verschiedene schmerzhafte Momente erleben. Kein Wunder: Ein Initiationsverfahren wird immer mit Schmerzen, gar Blutvergießen begleitet.[43] Um vollkommen initiiert werden zu können, muss Ulrich sich verletzen[44] oder verletzt werden[45] und auf jeden Fall Blut vergießen.[46]

41 „Die Übergänge sind für den Initianden von besonderer Bedeutung für sein zukünftiges Leben. Sie sind zugleich mit einer gewissen Angst vor dem Unbekannten verbunden. [...] Die Initiation im engeren Sinne besteht aus einer Reihe von auferlegten Proben, durch die der Initiand ursprünglich magische Kräfte über die Natur erhalten soll. [...] Mit der Initiation hat der Initiierte besondere Eigenschaften erworben, die er jetzt eine Zeitlang auf die Probe stellt, ausübt, verfestigt. Die Summe dieser Eigenschaften dürfte das sein, was die Römer später virtus, die Germanen Tugend und die Chinesen te nannten." Metzeltin/Thir: Erzählgenese, S. 51, 66, 77.

42 Gleich nach der Verletzung in Brixen wünscht er sich, am Turnier in Friesach teilzunehmen (siehe Fußnote 18). Er entschließt sich, ohne Verzögerung nach Rom zu fahren: „sit daz de sumer ist da hin, / so ist daz min muot und ouch min sin: / ich will ze Rome in kurzen tagen / varn; [...]" Frauendienst, 414, 3–6. Hinzu kann selbst die Idee der Fingerentsendung gezählt werden... Mit den Neuigkeiten rechnet auch die Frau: „sage an: sagestu iht niwes mir, / daz will ich wol erlouben dir." Ebd., 447, 3–4.

43 „Für den Vollzug dieses Ritus wurden manchmal spezielle Häuser oder Hütten gebaut, die die Form eines Tieres hatten, wobei die Tür den Rachen darstellte. Hier wurde auch die Beschneidung vorgenommen. Der Ritus vollzog sich immer tief im Walde oder im Dickicht unter strenger Geheimhaltung; er war von körperlichen Mißhandlungen und Verletzungen (Abhacken eines Fingers, Ausschlagen mehrerer Zähne u a.) begleitet." Propp, Wladimir Jakowlewitsch: Die historischen Wurzeln des Zaubermärchens. Aus dem Russischen Martin Pfeiffer. München/Wien: Carl Hanser 1987, S. 64.

44 „[...] ez ist friundes muot, / swes ich iuch bitte, daz ir daz tuot." Frauendienst, 439, 7–8.

45 „der hochgelobt Ulschalc mir stach / einen vinger uz der hant;" Ebd., 343, 4–5.

46 „Diu wunde diu bluot krefticlich;" Ebd., 441, 1. „Mir muost we von gedanken sin, / ouch tet mir we der vinger min, / den man mir zwir des tages bant / also daz plüeten muost min hant." Ebd., 374, 1–4.

Ulrich muss die Bedeutung und den einzigartig günstigen Zeitpunkt seiner Tat erkannt haben. Ungeachtet des Schmerzens fängt er gleich an, ein Büchlein zu verfassen, das der Dame mit dem abgehackten Finger zuzuschicken ist.[47] In dieser Weise werden alle bisherigen Taten miteinander verbunden, und so wird die Liebe im mit dem Finger ‚angereicherten' Büchlein vollkommen umfasst. Nun werden alle vorangehenden Gedichte durch ein einzigartiges kostbares Werk gekrönt, das gewissermaßen auch den liebenden Verfasser beinhaltet. Der Finger ist aber mittlerweile verstorben, und da soll sich das Hauptanliegen der Tat von Ulrich verstecken. Er schafft ein Gesamtkunstwerk, das seines Erachtens seine Liebe unwiderstehlich zum Ausdruck bringen soll, und zwar durch den unwiderruflichen und unbestreitbaren Beweis[48] der Initiation, die erfolgreich stattgefunden haben dürfte. Ulrich wäre sogar bereit, für die Dame zu sterben, wie er es mit seinem kleinen Finger bereits vorgeführt hat. Auch wenn ein winziger Körperteil des Dichters dem Initiationsverfahren zum Opfer gefallen ist[49], muss Ulrich fortan als initiiert betrachtet werden, daher sollte er nicht mehr abgewiesen werden. Sein Ersatzopfer gilt als höchste Liebesformel, die nicht bloß immer wieder versprochen, sondern in der Tat umgesetzt wurde.

Diese Interpretation kann noch weitergedacht werden. Auch wenn es zweifellos ziemlich gewöhnlich klingt, kann der Finger auch als eine sexuelle Anspielung betrachtet werden. Der Körperteil, der zwischen goldene Händchen gelegt wird[50], ruft unvermeidlich Gedanken an Geschlechtsverkehr hervor und ist so ein ungeheuer tapferes und gewaltiges Zeichen in Richtung Dame. In einem breiteren Sinne kann der abgehackte Finger nachweisen, dass eine Art Beschneidung erfolgreich durchgeführt wurde. Diese Botschaft wird noch belangreicher in der Szene, wo die Dame das eigenartige Geschenk in Empfang nimmt.[51] Wenn es hier er-

47 „zehant ich tihten do began / ein vil gegüege büechlin; / hin da diu rine, süeze was." Ebd., 444, 2–5.

48 Auf Mittelhochdeutsch wird der abgeschlagene Finger nicht nur als Beweis oder Beleg betrachtet, sondern als ständiger Pfand: „ich bin ir staeter dienestman. / des sende ich ir ein staetez pfant: / ich sende ir zu miner hant / miner vinger einen." Ebd., 2. Büchlein, 266–269.

49 „Manche überlebten die Initiation nicht. Nicht jeder findet den Ausgang aus dem Labyrinth wieder." Metzeltin/Thir: Erzählgenese, S. 80.

50 „daz diu sprere solde sin, / daz was also zwei hendelin / gemachet harte lobelich; / den vinger dar in meisterlich / machte wir sa an der stat," Frauendienst, 445, 3–7.

51 „[...] im Gegensatz zu den gleichgültig rezipierten Liedern zeigt sich die Dame von dieser körperlichen Botschaft immerhin so beeindruckt, da sie den Finger aufbewahrt. So kann Ulrich zumindest mit einem Teil seines Körpers – und zwar einem sehr bezeichnenden, wenn man den Finger, wie in der Forschung bisweilen der Fall, als Phallussymbol verstehen will – dauerhaft in ihrer Nähe bleiben. [...] Ulrich ist es gelungen, ein Stück seines Körpers in die Nähe der Dame zu bringen, der Finger wird zu einer Art Schaustück, das aufgrund seiner Unbeweglichkeit keine Gefahr mehr darstellt und von der Dame wie ein kurioses Sammlerstück aufbewahrt wird. [...] Als vollständige Person kann Ulrich sich der Dame zwar noch nicht annähern, doch ihrem Versuch, seine Minnebotschaften lediglich auf einer abstrakt-künstlerischen Ebene zu rezipieren, hat er durch seinen deutlichen Körper-Text erfolgreich entgegengewirkt." Linden: Kundschafter der Kommunikation, S. 73–74.

neut zu einer Ablehnung kommen würde, würde für Ulrich kaum mehr Hoffnung bleiben. Aber es kommt anders: Die tapfere Tat findet bei der Dame umso mehr Beifall[52], als dass das Büchlein alle bisherigen Gefühle von Ulrich zusammenfasst: Das lange Gedicht unter dem Titel „Zweites Büchlein"[53], das unter anderem aus einigen Gesprächen mit Minne besteht, bietet vor allem einen umfangreichen Überblick auf den bislang erlebten Liebeskummer.[54] Angesichts der aufrichtigen Liebe, Treue und Hingabe von Ulrich stimmt Minne zu,[55] sich für Ulrich bei der Dame einzusetzen.[56] Wie vorhin erwähnt, nicht ohne Ergebnis: Ulrich darf bei der Dame in Dienst treten und die einzigartige Venusfahrt unternehmen.[57] Die unaufhörliche dichterische Tätigkeit, die Hingabe im Namen der Minne und vor allem die schmerzhafte Initiation dürften den Liebeserfolg für Ulrich erbracht haben.

Getötetes Vöglein, tote Liebe

Dass die Werke von Ulrich von Liechtenstein und von Marie de France in einem rätselhaften, jedoch nicht philologisch gemeinten Verhältnis stehen, geht aus wenigen, auf den ersten Blick unwichtigen Einzelheiten hervor, die hinter dem Hauptanliegen der Erzählungen leicht außer Acht gelassen werden können: Zunächst springen nämlich die ähnlichen Einpackungen ins Auge, die in beiden Fällen sorgfältig vorbereitet und einzigartig geschmückt sind. In Bezug auf diese Einpackungen lohnt es sich nun den Vergleich mit der Erzählung von Marie de France fortzusetzen.

52 „do si den vinger reht ersach, / die reine, guote, süeze sprach: / ‚owe, ditz ist ein groz geschiht," Frauendienst, 448, 3–5.

53 „So erscheinen die Büchlein stets abgelöst vom Autor in der Situation, in der die Dame sie liest, in einer personifizierter Rede: daz büechel ir für wâr des jach. / nu sült ir hoeren, wie ez sprach. (V. 449,7–8) So kann der Text – ein zweiter Objektivierungsschritt – auf Rollen übertragen werden, von denen die eine der Büchlein-Autor und die andere Frau Minne selbst übernimmt, womit dieser sie notwendig sein eigenes Bewußtsein ausformulieren und bestätigen läßt (zweites Büchlein)." Grubmüller: Minne und Geschichtserfahrung, S. 42.

54 „An diesem Punkt erscheinen Körper und Schrift nebeneinander, verbunden, insofern sie vollkommene Dienstbereitschaft zum Ausdruck bringen sollen, gegeneinander abgegrenzt in der Opposition von Präsenz und Abwesenheit der Person. Da Ulrich erfährt, daß die Dame seinen Finger in einer Lade aufbewahrt, sieht er dadurch seine ständige Präsenz in ihren Gedanken gesichert (Str. 455 f.), während von den überstellten Texten eine solche Wirkung offenbar nicht anzunehmen ist." Klinger: Ich – Körper – Schrift, S. 124.

55 „Ulrich bittet Frau Minne um Beistand beim Erwerb der hulde der Dame. Sie möge das Herz der Dame, das für ihn zugesperrt sei, öffnen, damit er gemeinsam mit Frau Minne dort eintreten könne. Frau Minne verspricht: ‚dar inne sul wir gesinde sîn, / ich unde dû, geselle mîn. [...] ich helf uns drin, dir unde mir' (2. Büchlein, 373–6)." Kellermann: Ulrichs von Liechtenstein „Frauendienst", 230–231.

56 „ir herze ist allez tugende vol, / dar inne sul wir gesinde sin / ich und du, geselle min; / des kann si niht geweigern mir, / ich helf uns drin, dir und mir." Frauendienst, 2. Büchlein, 372–376.

57 „und ist, daz er die vart getuot, / als du mir sagest, si ist im guot, / im wirt dar umbe ein sölher solt, / daz im die biderben werdent holt." Ebd., 467, 3–6.

In beiden Abschnitten kommt ein kostbarer Stoff – Seide – vor[58], die zur Verpackung von etwas Gestorbenem verwendet wird. Ulrich rollt den Finger in ein Stück grüne Seide[59], während bei Marie de France die Dame zunächst die Liebesgeschichte auf ein Stück Seide schreibt und danach die getötete Nachtigall darin einhüllt.[60] Wie Ulrich von Liechtenstein, so hält es auch die unbekannte französische Dame für notwendig, die Liebesgeschichte schriftlich zu verewigen. Für das Schreiben wird in verhältnismäßig ungewöhnlicher Weise, aber zum Wert der Sache passend ein Stück Seide ausgewählt.
Noch bedeutender ist das Blutmotiv. Bei Marie de France handelt es sich nicht um das Blut der Liebenden, sondern um das einer Nachtigall, die zwar nichts mit der Liebe zu tun hat, dennoch zum Ersatzopfer der verheimlichten Liebesbeziehung wird. Anscheinend wird die Grausamkeit des Ehemannes[61] in Richtung Vöglein zum Ausdruck gebracht, aber sie richtet sich offensichtlich an die Dame, was durch das Hinwerfen der Leiche zur Geltung kommt.[62]

58 „Ebenso viel Interesse wie die Kleider fanden die kostbaren Stoffe, aus denen sie verfertigt wurden. Am höchsten geschätzt waren orientalische Seidenstoffe. Für die Seide benutzte man die Wörter sîde aus lat. saeta und phellel aus franz. paile. [...] Die meisten waren aus dem Französischen entlehnt (baldekîn, blîât, diasper, samît, siglât, zindâl), einige aus dem Lateinischen.“ Bumke, Joachim: Höfische Kultur, I., München: DTV 1992, S. 178. Bemerkenswert, wie das gleiche Wort zur Seide (samet ~ samit) in den folgenden Abschnitten verwendet wird.

59 „in einem samet als ein gras / want man daz büechel an der stat / ein goltsmit ich mir würken bat“ Frauendienst, 444, 6–8.

60 „En une piece de samit, / a or brusdé e tut escrit, / a l’oiselet envolupé.“ Laüstic, 135–137. „Dans une étoffe de soie / sur laquelle elle a brodé leur histoire en lettre d’or, / elle a enveloppé l’oiseau.“

61 „A sun seignur l’a demandé, / e il l’ocist par engresté.“ Ebd., 113–114. „demande l’oiseau à son mari / qui le tu par pure méchanceté,“

62 „Tatsächlich trifft das Töten des Vogels die Dame im Innersten ihres Herzens, so wie der blutige Vogelkörper auch äußerlich die Stelle des Herzens markiert (Ls 118 f.). Mit dem Entgegenschleudern des Kadavers will der Ehemann zusätzlich seine demonstrative Verachtung bezeigen – für die ihm unerträgliche Liebe und für die Dame, da sie Liebende bleibt.“ Zahn, Ulrike: Liebeskonzeption und Erzählverfahren in den Lais der Marie de France. Bochum: Ruhr-Universität Bochum 1987, S. 125.

Die tiefe Traurigkeit der Dame wird zunächst durch den Blutfleck[63] auf ihrem Kleid[64] veranschaulicht. Später bricht sie in Tränen aus[65] und äußert sich in der schriftlichen Verewigung der unterdrückten Liebesgeschichte[66], was psychologisch gesehen als Trauerakt gilt. Wie im Falle von Ulrich, so wird auch nun ein Gesamtkunstwerk[67] geschaffen, das alle vorangehenden Liebesgespräche krö-

63 Auf ähnliche Weise taucht ein Blutfleck in Lancelot („Veillant la trueve et les dras voit / del fres sanc tachiez et gotez;" Chrétien de Troyes: Le Chevalier de la Charrette. Publ., trad., prés. et notes par Catherine Croizy-Naquet/Honoré Champion. Paris 2006, vv. 4756–4757) und in Yonec („Devant la dame el lit descent, / que tuit li drap furent sanglent. / Ele veit le sanc e la plaie, / mult anguissusement s'esmaie." Yonec, Marie de France: Lais. Aus dem Altfranzösischen Laurence Harf-Lancner. Hg. v. Karl Warnke. Paris 1990, S. 319–322) auf.

64 „Sur la dame le cors geta, / si que sun chainse ensanglenta / un poi desur le piz devant." Laüstic, 117–119. „Il jette sur la dame le cadavre, / qui tache de sang sa robe, / sur le devant, juste à l'endroit du coeur. [genauer: à la poitrine]" „Als die Frau von ihm den toten Vogel verlangt, wirft er den Tierkörper auf die Dame, so daß ein blutiger Fleck auf ihrem Hemd gerade über dem Herzen entsteht. Es ist, wenn man so will, der ‚semiologische' Wendepunkt der Novelle. Denn was diese Szene verdeutlicht ist dies: Der Betrogene und Eifersüchtige erkennt, daß in dem listigen Vorwand der ‚Nachtigall' zugleich ein Liebesgeständnis für den Rivalen verborgen ist und reagiert mit aggressiver Grausamkeit. Er verwandelt das Argument der Nachtigall, das zum Symbol einer Liebesbeziehung zu werden droht, in Aggression, in blutige Materialität und Körperlichkeit zurück." Neumann, Gerhard: Verpackte Zeichen. Zum novellistischen Liebesnarrativ im Laüstic der Marie de France und der sogenannten ‚Falken'-Novelle Boccaccios. In: Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters. Hg. v. Ursula Peters. München: Fink 2009, S. 329.

65 „Durement plure" Laüstic, 122a. „pleure tendrement".

66 „Um die Unverbrüchlichkeit ihrer Neigung zu zeigen, beschließt nämlich die Frau, ihrem Geliebten die tote Nachtigall als Liebeszeichen zu senden. Der Vorwand gegenüber dem Ehemann, aus der Betrugsstrategie geboren, wird so explizit zur Liebeserklärung an den Geliebten. Damit erweist sich das ‚Zeichen', das das ‚Dritte' zwischen zweien ist, als Störer und als Ermöglicher der Kommunikation zugleich." Neumann: Verpackte Zeichen, S. 329. „Rather, the husband's sordid gesture in killing an innocent bird is transformed by the lady's creative act. The nightingale evokes at once passionate, unconsummated love, the jealous ire of the husband, and the lady's resourcefulness and artistry in conveying the bird and its story to her lover. The knight's subsequent creation of a tomb / reliquary / adorned enclosure encapsulates Marie's poetic commemoration even as it images the enclosure of desire within small, intimate spaces that characterizes this lai." Krueger, Roberta L.: The Wound, the Knot and the Book: Marie de France and Literary Traditions of Love in the Lais. In: A Companion to Marie de France. Hg. v. Logan E. Whalen. Leiden/Boston: Brill 2011, S. 72.

67 „[...] natürlich handeln diese Kunstprodukte von Liebe: Die Erzählungen schildern sie, und das Artefakt des Goldkästchens zeigt und bezeugt sie, dient es in seiner materiellen Präsenz doch offenbar der Visualisierung und der memoria. Gerade dadurch relativiert das Ende der Kurzerzählung auch die erbarmungslose Opposition zwischen Leben und Tod: Es präsentiert den in Schrift verhüllten und in Gold eingesperrten toten Nachtigallkörper als einprägsames Bild der Fortdauer (als Reliquie) und führt uns das Weiterleben einer von der Vogelstimme getrennten Kunst und der Erinnerung an die Passion vor." Einleitung. In: Der Tod der Nachtigall. Hg. v. Martin Baisch u. Beatrice Trînca. Göttingen: V&R unipress 2009, S. 8–9.

nen soll[68] und ein ähnliches Päckchen wird ebenfalls zusammengestellt. Diesmal werden aber die höfischen Liebesformeln nicht einzeln übermittelt, sondern es wird eine Zusammenfassung gemacht, die sowohl die Fernbeziehung, als auch die aus zahlreichen Minnedichtungen und Troubadourgedichten bekannte günstige Umgebung schildert[69] – als ob alle Formeln dem Publikum aller Zeiten bereits wohl bekannt wären. Abweichend ist das Mitspiel des Ritters, denn ihm obliegt es, das Kästchen[70] herstellen zu lassen.[71] Diesmal spielt die Nachtigall, die als gängiges Seelensymbol für die Dame steht, die Rolle des letzten Arguments, also des Fingers. Eigentlich wird sie für die nie erfüllte Liebe aufgeopfert und hingegeben. Zugleich veranschaulicht das Vöglein auch den nie erwischten Ritter[72] im benachbarten Schloss, weil den Regeln entsprechend er zum Gegner des

68 Krönen scheint keine Übertreibung zu sein, weil die Liebesgeschichte mit goldenen Buchstaben geschrieben, genauer gesagt gestickt wird. „Comme un fils ou comme un livre, la broderie assure à celle qui l'a créée une certaine immortalité." Delcourt, Denyse: Oiseaux, ombre, désir: Écrire dans les Lais de Marie de France. In: Modern Language Notes 120 (2005), H. 4, S. 823.

69 „Mes de tant aveient retur, / u fust par nuit, u fust par jur, / qu'ensemble poeient parler; / nuls nes poeit de ceo guarder / qu'a la fenestre n'i venissent / e iloec ne s'entreveïssent. / Lungement se sunt entramé, / tant que ceo vint a un esté, / que bruil e pre sunt reverdi / e li vergier erent fluri. / Cil oiselet par grant dulçur / mainent lur joie en sum la flur. / Ki amur a, a sun talent, / n'est merveille s'il i entent." Laüstic, 51–64. „Mais il se consolaient / en se parlant, / de nuit et de jour: / personne ne pouvait les empêcher / de venir à la fenêtre / et de se voir de loin. / Ils se sont donc longtemps aimés, / jusqu'à un printemps: / bois et prés avaient reverdi / et les jardins étaient fleuris. / Les oiseaux chantaient doucement / leur joie dans les fleurs. / Quand on aime, / on ne peut alors penser qu'à l'amour."

70 „Scholars have suggested two possible interpretations that extend the image, and the medieval word chasse, which could mean either coffre or reliquaire, unlike its modern counterpart, châsse, which only carries the meaning of reliquary, allows for both possible interpretations. On the one hand, the bird has now been transformed into a ‚holy relic', and, the lover's passion, ‚as in the act of transubstantiation, into a spiritual relationship' (zitiert von Glyn S. Burgess: Symbolism in Marie de France, Bulletin bibliographique de la Société Internationale Arthurienne, 33, (1981), S. 260.)." McCash, June Hall: The Swan and the Nightingale: natural unity in a hostile world in the Lais of Marie de France. In: French Studies XLIX (1995), H. 4, S. 389.

71 „Un vaisselet a fet forgier. / Unkes n'i ot fer ne acier: / tuz fu d'or fin od bones pieres, / mult preciüses e mult chieres; / covercle i ot tresbien asis." Laüstic, 149–153. „Il a fait forger un coffret, / qu'il n'a pas voulu de fer ni d'acier, / mais d'or fin serti des pierres / les plus précieuses, / avec un couvercle bien fixé:"

72 „Alternatively it has been suggested that the nightingale as a male symbol, i. e., the lover/troubadour, has now been inserted into che chasse, the jewel case, an image of female sexuality, thereby symbolizing the consummation of the lovers' passion and their ultimate victory over the cruel husband." McCash: The Swan and the Nightingale, S. 389. „Culmination of love is reached through the masculine symbol of the nightingale contrasted first with the feminine symbol of the room and then with the jeweled case which explains the powerful image of permanent physical union with which the lay ends." Green, Robert B.: Marie de France's Laüstic: Love's Victory through Symbolic Expression. In: Romance Notes 16 (1974–1975), S. 696. In diesem Aufsatz (696–699.) zählt Green mehrere Beispiele dafür, wie Vögel Männer und Kästchen Frauen darstellen.

Ehemannes geworden wäre, der eventuell zum Duell herausgefordert worden wäre. Im Schicksal der Nachtigall, die die Liebenden unbewusst und unbeabsichtigt verbunden hat, wird dieselbe Tragödie geteilt, die entweder die Dame oder ihr Ritter erleiden sollte. Das Blut der Nachtigall kommt auch dem Blut der Dame gleich: Wie im Falle von Ulrich, deutet das darauf hin, dass die Sache nun ernst wird. Durch die Berührung der Leiche nimmt die Dame teils den Tod wahr, teils ihre eigene ausgebliebene Initiation, da der geliebte Ritter nie sie[73], sondern nur ein getötetes Vöglein berührt hat. Dieses Blut sei nur durch Tränen abzuwaschen. Als letzte Ähnlichkeit soll jetzt auf die Aufbewahrung des in Empfang genommenen Päckchens aufmerksam gemacht werden. Statt der glücklichen Liebe bleibt ein komisches Päckchen, das zunächst zum Sarg, dann allmählich zum Sinnbild der jeweils fernen Geliebten wird.[74] In weniger deutlicher Weise kommt eine Art Liebesvereinigung auch hier zustande. Die zurückhaltende Dame von Ulrich zeigt sich durch das einzigartige Geschenk betroffen und verspricht gleich[75], es bei sich zu behalten. Dem französischen Ritter wird, wie gesehen, schriftlich, im von der Dame zugeschickten Päckchen zu Kenntnis gebracht, was für ein Opfer für die Liebe gebracht wurde. Der Ritter entschließt sich auch, das Päckchen immer bei sich zu behalten.[76] In beiden Fällen stehen berührbare und gleichsam verschre-

73 „The imagined pleasure of the body is a substitute for presence, a supplement, which is also synonymous with délit in the sense of the flagrante delicto in which the lovers are captured. For nowhere in the lai is the presence of a voice anything but a substitute for something else.“ Bloch, Ralph Howard: The anonymous Marie de France. Chicago: The University of Chicago Press 2003, S. 73.

74 „En éliminant le dernier lien physique entre eux, le mari supprime en même temps toute possibilité future d’emprise de la réalité sur l’amour, et sa disparition totale du récit après son forfait confirme cette lecture: seul reste le résultat de son action, ce mal auquel l’on porte aussitôt remède.“ Sienaert, Edgard: Les lais de Marie de France: du conte merveilleux à la nouvelle psychologique. Paris: Honoré Champion 1978, S. 135.

75 „daz ich in welle hie behaben / in miner lade also begraben, / daz ich in sehe wol alle tage –“ Frauendienst, 453, 5–7. „Die Einsargung des Fingers in einem Buch läßt sich auch als Variante der Kostümierung betrachten. Überhaupt ist ja der Verkleidung und der Verstümmelung gemeinsam, daß in beiden Fällen der Leib manipuliert wird.“ Schmid, Elisabeth: Verstellung und Entstellung im „Frauendienst“ Ulrichs von Liechtenstein. In: Autor/Hg.: Die mittelalterliche Literatur in der Steiermark. Bern: Peter Lang 1988, S. 192.

76 „tuz jurs l’a faite od lui porter.“ Laüstic, 156. „que désormais il a toujours gardée près de lui.“ „La ‚châsse‘ ornée de pierres précieuses dans laquelle il dépose le corps du rossignol et qu’il porte toujours avec lui est sans doute le reliquaire de leur amour.“ Delcourt: Oiseaux, ombre, désir, S. 824. „In diesen Schrein – um nicht zu sagen: in dieses Reliquiar – legt er die Nachtigall und läßt die Kapsel versiegeln. Und er trägt dieses Kästchen, so versichert der Text, fortan immer bei sich.“ Neumann: Verpackte Zeichen, S. 330. „Die Öffnung auf eine Dimension der Liebeserfahrung, die einer faktischen Welt unzugänglich ist, zeigt sich derart vollkommen, daß eine an Gegebenheiten gebundene Darstellung sie nur noch anzudeuten vermag – interessanterweise mit dem Bild engsten ‚Eingeschlossenseins‘ des Vogelkörpers.“ Zahn: Liebeskonzeption und Erzählverfahren, S. 127.

ckende Gegenstände für die nie erfüllte Liebe, die eine einzigartig umfangreiche Bedeutung tragen.[77] Weder ein abgehackter Finger, noch eine Vogelleiche könnten wertvoll sein, sondern würden eher als erschreckend wirken, wären sie nicht jeweils mit einer kostbaren Schrift verknüpft. Und das ist auch umgekehrt richtig: Ohne den Finger oder das Vöglein wären das „Zweite Büchlein" bzw. die auf Seide verewigte Liebesgeschichte weniger von Wert. In beiden Fällen verdichten sich wohl bekannte und bahnbrechende Liebesformeln in ein sonderliches, nur in einer bestimmten zwischenpersönlichen Beziehung erfassbares Geschenk.

Zusammenfassung

In den beiden ausgewählten Werken entfaltet sich also die Rolle der Formeln in einer höfischen Liebesbeziehung am höchsten in den einzigartig aufbereiteten Gegenständen, die die gescheiterten Liebesabenteuer von Ewigkeit zu Ewigkeit hervorrufen sollen. Es ist kein Zufall, dass vorhin diese geistliche Wendung verwendet wurde. In beiden Fällen entstehen nämlich eigenartige Kulte: Die als Meisterwerke geltenden Gegenstände, die die zum Gedächtnis gewordene Liebe veranschaulichen, geraten gewissermaßen in den Mittelpunkt des Lebens. Diese Kulte werden innerhalb der Werke zwar weder behandelt, noch betrieben, aber winzige Zeichen deuten doch darauf hin, dass dieser Mittelpunkt des Lebens ebenfalls ‚Herz' heißen darf: Das Päckchen – sowohl unter dem Namen lade, als auch als chasse – gilt als innerster Teil der Seele, in dem nur die höchsten Schätze aufbewahrt werden sollen und dürfen. In diesem metonymischen Sinne vollzieht sich die Hingabe, weil die jeweiligen Kästchen von nun an für immer die abwesenden Liebenden vertreten sollen.

77 „Man könnte sagen, die tote Nachtigall in dem kostbaren Schrein sei das ins Bild gebrachte Bewußtsein der durch den Tod hindurchgegangenen Liebe. Es ist eine Liebe, die als verlorene lebt. Daraus aber fließt wiederum der Lai, d.h. das Bild verweist weiter auf die Dichtung, in der das Geschehen als vergangenes aufgehoben und lebendig erinnert wird. Damit ist die Nachtigall weder ein modernes Dingsymbol noch eine Allegorie, sondern etwas drittes: Ein Bildzeichen, in dem das Geschehen sich bricht, um einen Bewußtseinakt anzustoßen, in dem der Hörer oder Leser den spezifisch fiktionalen Charakter seiner literarischen Erfahrung und das, was sie leisten soll, realisiert. Und es ist diese reflektierte Weise des Nicht-Vergessens, der remambrance (v. 35), die in der Maries gloser la lettre mitgemeint ist." Haug, Walter: Gloser la lettre oder Marie de France, die Liebe und die Allegorie. In: Ders.: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen: Niemeyer 2003, S. 203. „A new couple has formed – or, rather, two new couples. First, the bejeweled casket made with one part contributed by the lady, inside another contributed by the man: the enclosure suggests a kind of union the lovers themselves could never achieve. Second, knight and emblem form a couple, as the artful casket remains always near by, contiguous to his person." Bruckner, Matilda Tomaryn: Speaking through Animals in Marie de France's „Lais" and „Fables". In: A Companion to Marie de France. Hg. v. Logan E. Whalen. Leiden/Boston: Brill 2011, S. 173–174.

Péter Lőkös (Piliscsaba)

Balthasar Knellingers Türkenpredigt über die Krönung von Joseph I. zum Erbkönig in Ungarn (1687)

Der Verfasser dieser bisher unerforschten deutschen Türkenpredigt ist der bayerische Jesuit Balthasar Knellinger (1634–1696).[1] Er trat 1652 in den Jesuitenorden ein und studierte Philosophie und Theologie in Ingolstadt. 1665 wurde er in Eichstätt zum Priester geweiht.[2] Von da an war er Prediger des Münchener Jesuitenkollegs.[3] Zwischen 1685 und 1688 war er Domprediger in Augsburg. Die Forschung zu seinen religiösen Predigten setzt sich aus sporadischen Beiträgen zusammen, mit seinen Türkenpredigten befassten sich aber die Forscher kaum, obwohl sie wichtige Textzeugen der deutschen Antitürkenliteratur des 17. Jahrhunderts sind. Nur in Sandra Binders Kleinmonographie werden sie kurz berührt.[4]

Unsere Predigt ist in der vierbändigen Sammlung „Predigten Zu Zeit deß Türken-Kriegs Von Anno 1683. In welchen das Christen-Volk Zur Buß / vnd Andacht / Dann auch Zu Lob- vnd Dank-Sprechung Auffgemahnet worden“ zu lesen.[5] In der Vorrede begründet der Verfasser mit dem auf antike Wurzeln zurückgehenden Topos 'sapientia et fortitudo', warum er diese Predigten verfasste: „Degen / vnd Feder haben einander zu allen Zeiten gute Dienst geleystet […].“[6] So tat es auch Julius Caesar, er hat mit der Feder beschrieben, „was er mit dem Schwert außgeführet. […] Gemeiniglich aber seynd zu so vngleicher Dienst-verrichtung zwey Händ erforderet worden / deren eine zwar den Degen in Blut / die andere aber die Feder in Dinten eingedunket”[7], fügt er noch hinzu. Er konnte aber nur einen „halben Dienst“ auf sich nehmen, und die Kriegsereignisse mit seiner Feder verewigen. Sowohl das Beispiel von Julius Caesar als auch die Formel 'Degen und Feder' waren ständige Elemente des bereits im Humanismus beliebten Topos, der eigentlich das Ideal der herrschenden Schicht verkörperte.[8]

1 Über sein Leben s. Binder, Sandra: Pater Balthasar Knellinger SJ (1634–1696). Ein bayerischer Prediger des Barock. Oberviechtach: Stadt Oberviechtach 2008 (= Oberviechtacher Museumsschriften 2), S. 20–27.

2 Ebd., S. 20.

3 Die Münchener Jesuiten waren damals in erster Linie auf dem Gebiet der Seelsorge von Kranken, Soldaten und Gefangenen tätig.

4 Vgl. Binder: Pater, S. 37–39. (Knellinger veröffentlichte insgesamt acht Predigtsammlungen.)

5 Knellinger, Balthasar: Predigten Zu Zeit deß Türken-Kriegs Von Anno 1683. In welchen das Christen-Volk Zur Buß / vnd Andacht / Dann auch Zu Lob- vnd Dank-Sprechung Auffgemahnet worden. Bd. I–IV, München, In Verlegung Johann Hermann von Gelder, / Chur-Fürstl: Hof-Buch-Handlern, Gedruckt bey Sebastian Rauch, 1687–1692.

6 Knellinger: Predigten, Bd. I, 1687, unpag.

7 Ebd.

8 Vgl.: Curtius, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Tübingen/Basel: Francke, 1993 S. 176–188.

Ein Prediger des Barock verfasste seine Predigt nach den fünf rhetorischen Bearbeitungsphasen.[9] Die 'inventio' setzt bei der Auswahl des Themas die gründliche Kenntnis der möglichen Quellen voraus und wie Urs Herzog betont: „[…] obschon richtig ist, daß Christus am Kreuz und mithin die Schrift das erste und letzte 'Suchbuch' zu sein hat, so ist doch ein Prediger, und erst recht einer des 17. und 18. Jahrhunderts, ohne eine größere oder kleinere Bibliothek, mindestens ein 'Notbibliothekchen', schwer denkbar."[10] Notwendig waren diese Notbibliotheken z.B. wegen Zeitmangel, da ein Priester viele Predigten halten musste, oder weil er noch unerfahren war. Besonders die Dorf- und Landpfarrer bedurften Predigtsammlungen als homiletische Hilfsmittel.[11] Primär waren nämlich diese Druckfassungen der Kanzelreden nicht für einen breiten Leserkreis gedacht, sondern für Priester, sie boten ihnen oft wesentlich einfachere Lösungen als das Studium der gelehrten theoretischen Hilfsmittel.[12] In der Vorrede einer Predigtsammlung wird oft auf diese Funktion explizit hingewiesen, wie auch bei Knellinger: „Indessen aber mache ich mir die Hoffnung / es sollen dise meine wenige Predigen auch den Gegenwärtigen nicht vndienlich fallen; jnsonderheit denen in Dörfferen / Märckt / vnd Stätlein hin vnd wider außgetheilten Pfarrherren / Predigeren vnd Seelsorgeren."[13] Außerdem sind diese Texte auch deshalb von großer Bedeutung, fügt er noch hinzu, weil

> die gute Vnderthanen zu Fortsetzung dises annoch wehrenden Türken-Kriegs von jhrer Arbeit / vnd Schweiß ein grosses beytragen [müssen]; will sich demnach gebüren / daß die Pfarrherren jhnen zuweilen mit einer guten Trost-Zeitung das Hertz frischen / damit sie gleichwol sehen mögen / wie jhr Geldlein zu befürderung der Ehr Christi / vnd Außbreitung seines heiligen Evangelij so wol angeleget werde. Zeiget jhnen dann / liebe Pfarrherren / daß sie Christo jhr Parschaft geschänket / vnd also in dem Himmel auff Zinß angeleget / so werden sie den Schaden für einen Gewünn halten / oder doch denselben vm ein merkliches leichter tragen.[14]

Mit diesen Sätzen verweist er auf die Türkensteuer.[15] Es ist bekannt, dass zur Finanzierung des Großen Türkenkriegs die Einkünfte aus den österreichi-

9 Vgl. Herzog, Urs: Geistliche Wohlredenheit. Die katholische Barockpredigt. München: C. H. Beck 1991, S. 195.

10 Ebd., S. 197.

11 Ebd., S. 198–199. Vgl. auch Moser-Rath, Elfriede: Lesestoff fürs Kirchenvolk. Lektüreanweisungen in katholischen Predigten der Barockzeit. In: Fabula, 29 (1988), S. 52–53.

12 Maczák, Ibolya: Elorzott szavak: Szövegalkotás 17–18. századi prédikációkban [Plagierte Wörter. Textgestaltung in Predigten des 17.–18. Jahrhunderts]. [Szigetmonostor]: WZ Könyvek, [2010], S. 29.

13 Knellinger: Predigten, Bd. I., unpag.

14 Ebd.

15 Vgl. dazu: Hösch, Edgar u.a. (Hg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2004, S. 699–701.

schen Erbländern nicht ausreichten, Wien bedurfte auch der Reichstürkenhilfe.[16] Zsuzsa Barbarics hebt hervor, dass sich der Wiener Hof darüber im Klaren war, wie wichtig die Informierung der Untertanen über die Erfolge des Türkenkriegs ist, wobei die „Neuen Zeitungen" eine entscheidende Rolle spielten.[17] Die Antitürkenpropaganda des Wiener Hofes bildete also einen wichtigen Bestandteil des damaligen politischen Systems. Es war wichtig, die Türkengefahr und das negative Türkenbild zu betonen, um die Reichsstände für die Reichstürkenhilfe zu gewinnen, bzw. die Untertanen darüber zu informieren, welche Erfolge im Türkenkrieg erreicht wurden.[18] Barbarics behandelt die Möglichkeiten der Kanzlei nicht. Wie aber unser Beispiel beweist, spielten bei der Informierung auch die Predigten eine wichtige Rolle. In unserem Fall sollten sie unter anderem die Motivation zur Steuerzahlung aktivieren. Aber auch deshalb war diese Propagandatätigkeit wichtig, denn nicht alle bejahten diesen Krieg, dessen Ausgang – wie auch Knellinger in unserer Predigt später erwähnt – anfangs noch sehr unsicher war.[19]

Der Titel der 33 Seiten langen Predigt („Fünfzehende Türken-Predig") verrät dem Leser nichts[20], aber auf ihn folgt eine kurze inhaltliche Zusammenfassung: „Welt-erfreüliche Crönung deß Ertz-Printzens Josephi zum Erb-König in Ungaren. Dessen Ehren-Tag mit Zulegung der Haubt-Vestung Agria oder Erla außgezieret worden."[21] Bereits aus dieser Zusammenfassung geht hervor: dadurch, dass der Verfasser die Rückeroberung von Eger mit der Krönung Josephs I. verknüpft, wird die Rückeroberung in eine größere Dimension eingebettet.[22] Die Entstehung dieser „Lob- und Ehrenpredig" fällt in Knellingers Augsburger Zeit.[23] Die Barockpredigt war also eine ausgezeichnete Kommunikationsmöglichkeit für den Hof, ein breiteres Publikum auch auf diese Weise über die politischen, militärischen Ereignisse und Erfolge zu informieren. Jutta Schumann unterscheidet zwei Typen dieser Predigten. Die erste Gruppe bilden die Festpredigten, die

16 Barbarics Zsuzsa: „Türck ist mein Nahm in allen Landen…". Művészet, propaganda és a változó törökkép a Német-római Birodalomban a XVII. század végén [„Türck ist mein Nahm in allen Landen…". Kunst, Propaganda und das verändernde Türkenbild im Deutsch-römischen Reich Ende des 17. Jahrhunderts]. In: Hadtörténelmi Közlemények, 113 (2000), S. 340–341.

17 Ebd., S. 341.

18 Ebd., S. 342–343. Vgl. auch Höfert, Almut: Den Feind beschreiben: »Türkengefahr« und europäisches Wissen über das osmanische Reich 1450–1600. Frankfurt a. M./New York: Campus 2003 (= Campus Historische Studien 35), S. 76.

19 Barbarics: Türck, S. 351.

20 Knellinger: Predigten, Bd. III., 1690, S. 56–88.

21 Ebd., S. 56.

22 Joseph I. wurde am 9. Dezember 1687 zum König von Ungarn gekrönt, Rustem Pasha übergab Antonio Caraffa die Burg am 17. Dezember.

23 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 58, 70.

an hohen kirchlichen Festtagen, Familienfesten des Herrscherhauses oder bei besonderen Kriegserfolgen gehalten wurden.[24] „Das Ergebnis dieser Bemühungen war in vielen Fällen ein panegyrisches Werk auf den Herrscher, das damit zur positiven Darstellung seiner Person in der Öffentlichkeit beitrug“[25], fügt Schumann hinzu. Zur anderen Gruppe gehören die Predigten, die nicht aus einem konkreten Anlass heraus entstanden. Diese Predigt Knellingers gehört eindeutig in die Gruppe der Festpredigten. Diese hatten auch in Augsburg eine Tradition, es ist nämlich bekannt, dass z.B. 1678 anlässlich der Geburt Josephs I. angeordnet wurde, in allen Kirchen Festpredigten zu halten.[26]

Eine Barockpredigt besteht in den meisten Fällen aus drei Teilen. Im ‚exordium‘ muss der Predigthörer oder -leser über das Thema informiert werden, im Schlussteil kehrt der Verfasser zum Eingang zurück, sie bilden also einen Rahmen, von dem der mittlere Teil gehalten wird. Das ‚exordium‘ muss mit größter Sorgfalt formuliert werden und darf nicht weitschweifig sein.[27] In unserer Predigt bilden die Abschnitte 304. und 305. das ‚exordium‘, ihr Umfang ist kaum dreieinhalb Seiten lang.

Der Vorspruch der Predigt stammt aus dem 89. Psalm v. 30 (nach der hebräischen Zählweise): „Ponam thronum eius sicut dies coeli. Psalm. 88. v. 3. Ich wil seinen Thron setzen / wie die Täg deß Himmels”.[28] Dieses Motto durchzieht den ganzen Text. Nicht zufällig wählte Knellinger den Vorspruch gerade aus dem 89. Psalm. Dieser Psalm gehört nämlich zu den Königspsalmen, „die bei unterschiedlichen Anlässen der Amtsführung des Jerusalemer Königs Verwendung fanden.“[29] Der Satz „ponam perpetuum semen eius et thronum eius sicut dies caeli”[30] bezieht sich auf König David und seine Nachfolger, die Mitglieder einer auserwählten Dynastie sind und die in Ewigkeit über Israel herrschen werden.[31] Im ‚exordium‘ wird nun dieses Zitat ausführlicher ausgelegt. Was ist die Absicht Gottes, fragt er, wenn Gott einem neugekrönten Herrscher mitteilt:

24 Schumann, Jutta: Die andere Sonne. Kaiserbild und Medienstrategien im Zeitalter Leopolds I. Berlin: Akademie 2003 (= Colloquia Augustana), S. 342.

25 Ebd.

26 Ebd., S. 347–348. – Joseph I. wurde am 26. Januar 1690, also gerade im Erscheinungsjahr des dritten Bandes im Augsburger Dom zum deutsch-römischen König gekrönt.

27 Herzog: Geistliche, S. 227.

28 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 56. – Im Original steht irrtümlich Vers 3.

29 Zenger, Erich: Theophanien des Königsgottes JHWH. Transformationen von Psalm 29 in den Teilkompositionen Ps 28–30 und Ps 93–100. In: The Book of Psalms: Composition and Reception. Ed. by Peter W. Flint and Patric D. Miller, Jr., with the assistance of Aaron Brunell. Leiden: Brill 2005, S. 407–442, hier, 407. Vgl. auch: Rózsa, Huba: Az Ószövetség keletkezése: Bevezetés az Ószövetség könyveinek irodalom- és hagyománytörténetébe [Die Entstehung des Alten Testaments: Einführung in die Literatur- und Traditionsgeschichte der alttestamentlichen Bücher], Budapest: Szent István Társulat 1986, S. 553.

30 Biblia Sacra iuxta Vulgatam versionem. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 31983, S. 883.

31 Vgl. Rózsa: Az Ószövetség, S. 553.

„Ich wil seinen Thron setzen / wie die Täg deß Himmels?“ Er muss ein Herz gefunden haben, welches mit dem Herz Davids zu vergleichen ist und welches „auch verdienet mit David in gleicher Wehrt gehalten zuwerden / mit gleichen Gnaden angesehen / und mit gleichen Glücks-Gaben beschenket zuwerden.“[32] Was bedeuten aber die Wörter „dies coeli”? Die Antwort ist im „Buch Jesus Sirach“ (Sir 33, 7–8) zu finden: die Tage sind aufgrund der Weisheit Gottes ungleich.[33] Aber diese Ungleichheit ist zweifach: einerseits bedeutet sie die unterschiedliche Länge der Sommer- und Wintertage, andererseits führte die Kirche die Sonn- und Feiertage ein und dadurch wurden bestimmte Tage zu einer besonderen Würde erhoben.[34] Wenn aber Gott den Herrschern ausdrücklich verspricht, dass er ihre Tage „wie die Täg deß Himmels“ setzt, dann müssen wir denken, dass er „ihnen die allerbeste Täg bescheren werde“, denn „magnum magna decent”.[35] Dieses Motto wird dann explizit auf Joseph I. bezogen:

> Weilen mich dann gedunket / die neü-gecrönte Majestät in Ungaren Josephus, dises Nahmens der Erste / seye der hochgesegnete Favorit, und Günstling / ja wol gar der zartgeliebte Aug-Apfel Gottes / so deüte ich auf ihne auß das schon obverstandene Versprechen Gottes: Ponam thronum eius sicut dies coeli: Ich wil seinen Thron setzen wie die deß Himmels; verstehe aber unter disen Himmels-Tägen die allerausserlesenste Täg / so die Sonne mit sich hereinführen kan […].[36]

So werden auch Josephs Tage, wenn auch nicht alle, doch die meisten lauter Himmelstage sein, und zwar auch hier in doppeltem Sinne.[37] Der Ausdruck „Aug-Apfel“ bedeutet nach dem „Deutschen Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm „in der sprache […] das unantastbarste und liebste, das man am sorgfältigsten hütet, […] den liebling des herzens”.[38] Hier also den Liebling Gottes.
Mit Abschnitt 306. beginnt der mittlere Teil der Predigt, der aber wieder in zwei Teile gegliedert ist. Im ersten Teil führt Knellinger aus:

> Die Ungarische Reichs-Cron stehet dermalen auf einem Haubt / worauf sie lang stehen kan / und wann sie auch von disem einsmals wird weichen müssen […] wird sie doch nicht mehr so ungewisse Sprüng zuthun haben / wie bißhero geschehen; dann sie ist anjetzo dem hochpreislichen Hauß Oesterreich erblich aufgesetzet worden / und weist schon / in was für einer Ordnung / sie von einem Haubt zu dem anderen wanderen solle.[39]

32 Knellinger, Predigten, Bd. III., S. 57.
33 Ebd., S. 57.
34 Ebd., S. 57–58.
35 Ebd., S. 58–59.
36 Ebd., S. 59.
37 Ebd.
38 http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GA07403 (16.11.13.)
39 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 60.

Aber nur der Himmel weiß, wie viele Angehörige des Hauses Habsburg diese Krone noch tragen werden. Er hofft aber, dass vom Sohn Leopolds dasselbe gesagt wird, was von Davids Sohn gesagt wurde: „Ich wil bevestigen den Thron seines Reichs in Ewigkeit."[40]
Gott aber macht bei der Thronfolge einen Unterschied zwischen den Königen. Den frommen Königen verspricht er viele Nachfolger, den Herrschern aber, die nicht pflichtbewusst sind, nimmt er den königlichen Reichstab ab. Er führt auch Beispiele an, zu den ersten zählt er König David, zu den anderen König Saul[41]:

> Aus disem erhellet nun kar / daß es ein sonderbare Gab Gottes seye / wann er einem Haus die königliche Cron erbrechtig einhändiget. Dann auf solche Weis bescheret er ihme ein Herrschung / die da seyn solle / Wie die Täg deß Himmels […] und zwar solche Himmels-Täg / die nicht kurtz / sonder lang tauren / und also wolgemässene Sommer-Täg seyn werden.[42]

Jetzt aber sitzt ein König auf dem ungarischen Thron, auf den sich Psalm 61,7 bezieht:

> Dies super dies regis adijcies, Du / O GOtt / wirdest hinzulegen Täg über die Täg deß Königs. […] So oft widerum ein Dürchleuchtigestes Zweiglein wird herfürsprossen / so oft werden seine Lebens-Täg widerum auf ein neües anfangen zugrünen: Andere Täg zwar / und doch seine Täg.[43]

An einer späteren Stelle hebt er noch einmal hervor, dass Joseph aus Gottes Gnade Herrscher geworden ist:

> Cron / und Thron gebüren Josepho, von deme wir ein fast gleiches erfüllet sehen / was dorten der Engel bey Luca versprochen: Dabit illi Dominus Deus sedem David patris eius: Es wird ihme GOtt der HErr geben den Sitz Davids seines Vatters. Und wir sehen / daß GOtt der HErr Josepho gegeben hat den Sitz seines Vatters Leopoldi: Ja GOtt hat dises gethan; dann fürwahr die Hofnung / daß solches geschehen solte / ware bey Anfang dises letsten Türken-Kriegs dermassen schlecht / daß ihrer vil schon gäntzlich daran verzweiflet.[44]

Dieses Zitat aus dem „Evangelium nach Lukas" (Lk 1,32) ist hier deshalb auffallend, denn es bezieht sich (als Teil der ‚Annuntiatio Domini') ursprünglich nicht auf einen irdischen König, sondern auf Jesus. Einem Leser oder Hörer, der sich in der Bibel gut auskannte, fiel ohne Zweifel der nächste Vers von Lukas (Lk 1,33) ein, den Knellinger aber nicht zitiert: „et regnabit in

40 Ebd.
41 Ebd., S. 60–62.
42 Ebd., S. 63.
43 Ebd., S. 64
44 Ebd., S. 66.

domo Iacob in aeternum et regni eius non erit finis".[45] Dies konnte den durch Knellinger früher bereits ausgedrückten Wunsch nach der ewigen Herrschaft der Habsburger in Ungarn verstärken.

Solcher Argumentation, die die Ordnung der Thronfolge mit biblischen Parallelen unterstützt, begegnen wir aber nicht nur in Predigten, sondern auch in zeitgenössischen politischen Schriften. Eine ähnliche Argumentation ist z.B. in Johann Nicolaus Flämitzers Buch „Ewige Vermählung des Glorwürdigsten Erz-Hauses Oesterreich / mit der Ungarischen Königs-Cron […]" (Nürnberg, 1688) zu lesen.[46] Die Berufung auf David, Salomo und Roboam soll auch in Flämitzers Buch die These unterstützen, dass dem Herrscher kein gewählter König auf dem Thron folgen soll, sondern der Sohn des Vorgängers. Knellingers Argumentation stimmt also mit der Argumentation einer zeitgenössischen politischen Schrift überein. Wie Huba Rózsa feststellte, macht der Verfasser des biblischen Textes bei der Beschreibung der Thronfolge König Davids deutlich, dass im Hintergrund der guten und schlechten menschlichen Entscheidungen die göttliche Führung steht, denn der Herr hatte es so bestimmt (Vgl. 2 Sam 17,14). Dies steht mit dem Weisheitsdenken im Zusammenhang, der die göttliche Führung in der Geschichte, im menschlichen Handeln anerkennt.[47]

Knellinger argumentiert dann folgendermaßen: Gottes Taten sind wunderbar, denn „[er] hat vorhero geschittlet den Thron / den er wollte steiff machen. […] Also sag ich auch / daß der Krieg / welcher sonsten alles zerstehret / dermalen den Ungarischen Ehren-Thron für das lobsameste Haus Oesterreich steiff gemachet habe."[48] D.h. die Türkenherrschaft war Gottes Wille, um auf diese Weise die Macht der Habsburger in Ungarn noch fester zu machen. Man kann hier eine Parallele ziehen mit der Festpredigt des Jesuiten Georg Haidlberger, die er 1678 anlässlich der Geburt von Joseph I. im Augsburger Dom hielt. Hier erinnert der Verfasser an die Schicksalsschläge des Hauses Habsburg bzw. Leopolds I., die er so interpretiert, dass ihn Gott mit diesen auf die Probe stellen wollte und die Geburt seines Sohnes das Geschenk Gottes für seinen festen Glauben ist.[49]

45 Biblia Sacra, S. 1606.

46 Flämitzer, Johann Nicolaus: Ewige Vermählung des Glorwürdigsten Erz-Hauses Oesterreich / mit der Ungarischen Königs-Cron […]. Nürnberg bey Johann Ziegern, 1688, S. 29–30. – Vgl. dazu Magyarország története tíz kötetben [Die Geschichte Ungarns in zehn Bänden]. Főszerk. Ember Győző, Heckenast Gusztáv, Bd. IV/1, Magyarország története 1686–1790 [Die Geschichte Ungarns 1686–1790]. Budapest: Akadémiai 1989, S. 86; Varga, J. János: Die Notwendigkeit einer neuen Einrichtung Ungarns nach der Türkenzeit (Einleitung) = Einrichtungswerk des Königreichs Hungarn (1688–1690). Hg. von János Kalmár und János J. Varga. Stuttgart: Franz Steiner 2010 (= Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 39, Quellen 1), S. 47–48. – Flämitzer war „General-Auditor-Lieutenant, Publizist des Wiener Hofes.

47 Rózsa: Az Ószövetség, S. 257.

48 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 66.

49 Schumann: Die andere, S. 348.

Deshalb ist nach Knellinger fragwürdig, ob der Vers „Bella gerant alij: Tu felix Austria nube" auch in der Zukunft noch gültig ist:[50]

> Dann es hat in Wahrheit für dises mal Oesterreich mit Kriegen vil gewunnen; und darum müssen wir sagen / daß ihme beydes / das Heüraten nemlich / und das Kriegführen über alle Massen wol anschlage. Ja daß es so gar mit Kriegen heürate / und mit dareinschlagen Hochzeit halte. Dermalen hat Oesterreich die edelste Princessin Victoria, um welche alle grosse Welt-Herrscher sich inständigest bewerben / zur Ehe bekommen.[51]

Diese Vermählung fand beim Berg „Harsan" (Harsányi-hegy) statt. Damit wird auf die Schlacht am Berg Harsány hingewiesen, die am 12. August 1687 stattfand und die auch die zweite Schlacht bei Mohács genannt wird. Hier wurde allerdings das türkische Heer schwer geschlagen.[52] Von der Fruchtbarkeit von „Victoria" zeugen die zahlreichen Orte in Slavonien und anderswo, die jetzt Österreich zugefallen sind. Aber die wichtigste Morgengabe war „die erbliche Succession, und Nachkommenschaft."[53] Daraus ergibt sich seiner Meinung nach, dass Josephs Tage lauter Himmelstage werden.[54]

Im Hintergrund dieser Erörterungen über die Thronfolge stehen die Debatten über das Erbrecht im Jahre 1687/88. Nachdem Ferdinand I. 1526 zum König von Ungarn gewählt worden ist, strebte er danach, den ungarischen Thron mit Hilfe von Erbverträgen und Gesetzen nicht nur für seinen Sohn, sondern für das ganze Haus Habsburg zu sichern. Im Friedensvertrag von Großwardein (1538) wurde festgelegt, dass nach dem Tode von János Szapolyai sein Herrschaftsgebiet auch dann an Ferdinand oder an seine Nachkommen fällt, wenn Szapolyai ein Sohn geboren wird. Diese Erbfolge wurde 1547 am ungarischen Landtag „für immer" angenommen.[55] Die Königswahl des ungarischen Landtags wurde also damit formell.[56] Von Ferdinand I. bis Leopold I. wurde vom ungarischen Landtag immer der Kronprinz zum König gewählt.[57]

Mit dem Absolutismus und der Auffassung von der Herrschermacht Leopolds I. war aber unvereinbar, dass die ungarische königliche Macht vom ungarischen Landtag stammt. Leopold leitete seine Macht von Gott ab, gemäß der Auffas-

50 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 67.

51 Ebd.

52 Vgl. dazu: Nagy, László: A török világ végnapjai Magyarországon [Die letzten Tage der türkischen Welt in Ungarn]. Budapest: Zrínyi 1986, S. 169–170; Sugár, István: Lehanyatlik a török félhold [Der türkische Halbmond geht unter]. Budapest: Zrínyi, 1983, S. 187–192.

53 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 67.

54 Ebd., S. 67–68.

55 Bartoniek, Emma: A magyar királykoronázások története [Die Geschichte der ungarischen Königskrönungen]. [Budapest]: Magyar Történelmi Társulat [1939], Reprint, Budapest: Akadémiai, 1987 (= A Magyar Történelmi Társulat könyvei, 4), S. 91–92.

56 Ebd., S. 92.

57 Ebd., S. 96.

sung der Kirche und der damaligen Staatstheorie.[58] Da Ungarn zum großen Teil durch die kaiserlichen Heere befreit wurde, wurde es vom Hof als ein mit Waffen erobertes Land betrachtet, und dies war – im Einklang mit der Argumentation von Hugo Grotius – die rechtliche Grundlage dafür, dass der Herrscher das Land nach seinem eigenen Interesse einrichte.[59]

Nach der Rückeroberung von Buda erkannte man in Wien, dass die Verstärkung der Verfassung des Königreichs Ungarn wegen der Machtinteressen des Hauses Habsburg notwendig ist. Wenn man das nicht getan hätte, dann wäre die rechtliche Grundlage der Eroberungen verloren gegangen.[60] Am Wiener Hof gewannen die Anhänger der konstitutionellen ewigen Monarchie die Oberhand und 1687 wurde in Preßburg der Landtag eröffnet. Hier wurde das ewige Königtum der Habsburger zum Gesetz erhoben[61] und der neunjährige Joseph auf Grund der Primogenitur am 9. Dezember zum König gekrönt.[62]

Das Ziel der langen Argumentation von Knellinger war also die Unterstützung des Erbfolgerechts der Habsburger auf dem ungarischen Thron. Sie dient aber auch dem in der Vorrede erörterten Ziel, nämlich dass man den Hörern/Lesern darstellen muss, dass die Türkensteuer kein hinausgeworfenes Geld sei, sondern gerade die Absicht Gottes verwirkliche, denn Joseph (und seine Nachfolger) könne jetzt dank der Kriegserfolge auf dem ungarischen Thron sitzen.

Mit dem Abschnitt 313. beginnt die zweite Hälfte des mittleren Teils der Predigt. Dass Josephs Tage „lauter Feyr- und Freüden-Täg“ werden, ist nach dem Verfasser auch daraus zu vermuten, dass der Vorabend seiner Krönung (8. Dezember) ein doppelter Feiertag war. In anderen Fällen ist die Vigil eines Festes ein Beicht- oder Trauertag, hier aber geschah das Gegenteil. Am 8. Dezember feierte nämlich die ganze christliche Welt das Fest Mariä Empfängnis und „an eben disem achten Tag Decembris wurden die Vertrags-Puncten von Ubergab der vortrefflichen Vestung Agria oder Erla von Keiserlicher Hand unterschriben […].”[63] Diesen Vertrag unterzeichnete aber Leopold I. in Wirklichkeit am 7. Dezember.[64] Diese Abweichung vom wirklichen Datum kann zwei Ursachen haben. Entweder lag Knellinger ein Text zugrunde, in dem als Datum der Unterzeichnung der 8. Dezember angegeben ist, oder er begeht einen frommen Betrug, um aus dem Vorabend der Krönung ein doppeltes Fest machen zu können. Letzteres scheint wahrscheinlicher.

58 Vgl. ebd., S. 97.
59 Ebd., S. 97–98.
60 Ember/Heckenast: Magyarország, S. 84.
61 Ebd., S. 85.
62 Ebd., S. 86.
63 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 68–69.
64 Vgl.: Sugár, István: Az egri vár históriája [Die Geschichte der Burg von Eger]. Budapest: Zrínyi 2002, S. 188.

Dann wird seine Predigt mit diesen Worten fortgesetzt:

> Es ist nicht ohne / daß wir an Eroberung der Ungarischen Haubt-Stadt Ofen den königlichen Reichs-Thron widerum in Besitz genommen; aber so lang uns Erla noch abgangen / so lang haben wir Ofen nit gantz gehabt. Wie da? Und warum nit? Antwort: Erla hanget an Ofen / und Ofen an Erla / eine ist der anderen Mutter / eine der anderen Tochter. Ofen ist die Mutter der Statt Erla; dann nach Brauch der Göttlichen Schrift (massen wir schon daroben in der dritten Predig verstanden) werden alle Stätt / und Stättlein eines gantzen Reichs Töchter der königlichen Sitz- oder Haubt-Statt genennet: Und darum ist freilich Erla ein Tochter zu Ofen. Aber Erla ist auch ein Mutter zu Ofen / dann sie ist die Bischöffliche Haubt-Statt / worunter Ofen gehörig.[65]

Kein Zufall, dass hier Eger mit Ofen verbunden wird, Ofen wurde ja ungefähr ein Jahr früher, am 2. September 1686 befreit, und damit fiel die Hauptstadt Ungarns den Habsburgern in die Hände. Mit den Worten „den königlichen Reichs-Thron widerum in Besitz genommen" weist Knellinger darauf hin, dass das Recht der Habsburger auf den ungarischen Thron nicht neu ist. Außerdem konnte das Mutter-Tochter-Verhältnis zwischen Ofen und Eger dem Ziel dienen, die Bedeutung der Rückeroberung der Burg zu erhöhen. Mit anderen Worten: den Habsburgern ist keine unbedeutende Burg in die Hände gefallen, sondern ein wichtiger Ort. Die Domkirche von Eger wird (abgesehen von den zwei Erzbistümern) die vornehmste Domkirche in Ungarn genannt. Die strategische Bedeutung der Burg haben übrigens auch die Generäle des kaiserlichen Heeres anerkannt.[66]
Knellinger sagt Mariä Dank, „daß sie diese Reinigung [d.h. von dem türkischen Unrat, P.L.] an dem Fest ihrer allerreinesten Empfängnuß außgewirket". Denn nur so wurde die Freude von Ofen vollkommen. Die Reinigung von Eger vom türkischen Unrat erhält damit eine transzendentale Dimension, da sie „an dem Fest ihrer allerreinesten Empfängnuß" geschah. Hier sei daran erinnert, dass auch in anderen Barockpredigten die Türkenmotive und die Hilfe Mariä oft miteinander verknüpft wurden, wichtige Schlachten wurden z.B. mit einem Marienfest in Verbindung gebracht.[67] Im weiteren stellt Knellinger fest:

> Gleichwol haben wir noch gantze acht Täg / nach vollbrachter Crönung / auf den endlichen Abzug der Türken auß Erla / welcher den 17. Decembris geschehen / warten müssen. Und ich hab mit meiner Predig / von der Crönung / auch biß dahin gewartet. Anjetzo aber seynd die Schwein außgetriben / und haben die Christliche Schäflein ihren vor ungefähr ein und neüntzig Jahren verlassenen Schaaf-Stall widerum bezogen.[68]

65 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 69.
66 Sugár: Lehanyatlik, S. 196; Sugár: Az egri vár, S.168–172.
67 Pohlmann, Constantin: Das Türkenmotiv in der Barockpredigt. In: Franziskanische Studien, 38 (1956), S. 214.
68 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 70.

Die Datierung und die Angabe der Dauer der türkischen Besetzung sind genau.[69] Hervorzuheben ist noch, dass hier ein wichtiges Element der Belagerungsbeschreibungen von 1552 auftaucht (der Schafstall), der zuerst in Sebestyén Tinódis „Eger vár viadaljáról való ének" erwähnt wird. Bei Tinódi tadelt Großwesir Ahmed Ali Bascha wegen der Erfolglosigkeit der Belagerung, bzw. erklärt, dass dieser die Burg von Eger für einen schlechten Stall und seine Verteidiger für Heuochsen hielt (v. 1540–1551).[70] Mit ähnlichen Worten wird Ali Bascha auch in Mátyás Csabais „Encomium arcis Agriae" (Wittenberg, 1556, v. 539–564)[71], bzw. in Christian Schesäus' Gedicht „Ruina Pannonica" (Wittenberg, 1571, v. 561–568) getadelt.[72] Aber Knellinger erwähnt den Schafstall – im Gegensatz zu den erwähnten Autoren – im positiven Sinne. Da im Islam das Schwein als unreines Tier gilt, war diese Bemerkung besonders beleidigend für die Türken.

Darauf folgt die kurze Beschreibung der Belagerung von 1552.[73] Seine Quelle ist hier János Zsámbokis „Rerum ad Agriam anno MDLII. gestarum narratio" (1553), es handelt sich hier eigentlich um deren sehr kurzen Auszug. Am Ende des Abschnitts zitiert er aber wortwörtlich den Ausspruch von Ahmed: „Laudo vos Agrienses, ac strenuos semper fatebor. […] Sed tamen anno insequenti ex hybernis huc referemus castra longe ampliora: vt labem hanc et ignominiam vlti regeramus."[74] Im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der ausländischen Autoren des 16.-17. Jahrhunderts stützt sich also Knellinger nicht auf die Beschreibung des Ascanio Centorio, sondern auf Zsámboki. Auch dies unterstützt, was ich in meiner früheren Studie über die Herausbildung des Motivs ‚Erlauer Frauen' erörterte: Während den ungarischen Autoren die Beschreibung von Centorio vor dem 18. Jahrhundert unbekannt ist und sie sich erst Ende des 18. Jahrhunderts unter ihnen zu verbreiten beginnt, ist der Prozess im Ausland um-

69 Vgl.: Sugár: Az egri vár, S. 192–195.

70 Tinódi egri históriás énekei [Tinódis historische Gesänge über Eger]. A bevezető tanulmány, a szövegátírás és a jegyzetek Sugár István munkája. Eger: Gárdonyi Géza Társaság 1974 (= Gárdonyi Géza Társaság Kiskönyvtára, 2), S. 139.

71 Bodola, Gyula: Dobó István a magyar költészetben: Függelék: Chiabai: Encomium arcis Agriae. Vittenberg [István Dobó in der ungarischen Dichtung. Anhang: Chiabai: Encomium arcis Agriae. Vittenberg]. Kolozsvár: Stief nyomda 1908, S. 84–85.

72 Csonka, Franciscus: Christianus Schesaeus: Opera quae supersunt omnia. Budapest: Akadémiai 1979 (= Bibliotheca Scriptorum Medii Recentisque Aevorum, Series Nova, Tomus IV.), S. 182–183.

73 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 70–71.

74 In: Rerum memorabilium in Pannonia sub Turcarum imperatoribus a capta Constantinopoli usque ad annum MDC. Bello militiaque gestarum narrationes illustres variorum, et diversorum auctorum. Recensente Nicolao Reusnero iurisconsulto, et comite palatino caesareo, consil. Sax. Francofurti MDCIII, Recusae Colocae MDCCLXX, S. 103. – Auch der Name von István Dobó wird erwähnt, das ist deshalb wichtig, denn sein Name kommt in vielen anderen ausländischen Beschreibungen des 16.–17. Jahrhunderts überhaupt nicht vor.

gekehrt: im 16.-17. Jahrhundert greifen die deutschen, italienischen, französischen Autoren hauptsächlich auf Centorios Beschreibung zurück und erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird János Zsámbokis oder Miklós Istvánffy's Chronik als Quelle herangezogen.[75]
Nach diesem Abschnitt erzählt Knellinger die Eroberung von Eger im Jahre 1596.[76] Auch diese ist eine relativ kurze Beschreibung, da auch sie nur als Vorgeschichte dient. Am Ende des Abschnitts wird allerdings die wichtige Rolle der Burg erneut betont. Darauf folgt dann die Beschreibung der blutlosen Rückeroberung im Jahre 1687. Er beschreibt sehr präzis, fast enthusiastisch, wie sie ablief und hebt hervor, dass diese friedliche Übergabe ein Werk Gottes ist. Er gibt außerdem seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Türken Eger das letzte Mal gesehen haben.[77] Diese Beschreibung schließt er mit einem kurzen Abschnitt:

> So vil von der Bischöfflichen Haubt-Statt / und allzeit hochgeprisenen Vestung Erla: Welche sich den achten Tag Decembris, das ist an dem Fest der Unbefleckten Empfängnuß Mariae, Leopoldo zu Füssen geleget / und also den hernachkommenden Crönungs-Tag Josephi zu einem freüdigen Vor-Abend gemachet. Worauß ich ja nicht unbillich geschlossen / daß hoffentlich seine Täg fast lauter Feyr-Täg seyn werden / weilen so gar der Vor-Abend dopplet gleichsam feyrlich gewesen.[78]

Im weiteren wird wieder betont,

> daß in Ungaren *nach erbrechtlicher Uberlassung* [Hervorhebung von mir, P.L.] dises Reichs an das Glück- und Sig-reiche Haus Oesterreich kein fehrnere Unruhe von der Türkischen Raserey werde zubesorgen seyn. Bißhero hat es fürwahr in disem Reich vilmehr Werk-Täg / will sagen Traur-Täg / als Fest- das ist Freüden-Täg / abgesetzet."[79]

Das ist damit zu erklären, dass die Christen wegen Ungarn in Streit gerieten, so konnten die Türken diese Lage zu ihrem Vorteil nutzen und von Zeit zu Zeit bald hier, bald da einen Landesteil wegreißen.[80] Die Barockprediger stellten oft die Frage: warum konnten die Türken so viele Länder erobern und warum haben sie

75 Lőkös, Péter: Az „egri nők" motívum kialakulása a magyar és az európai irodalomban [Die Entstehung des Motivs „Erlauer Frauen" in der ungarischen und europäischen Literatur]. In: Hagyomány és megújulás. Életpályák és társadalmi mobilitás a végváriak körében [Tradition und Erneuerung. Lebensbahnen und gesellschaftliche Mobilität im Kreise der Grenzburgsoldaten]. Szerk. Veres Gábor és Berecz Mátyás. Eger: Dobó István Vármúzeum 2008 (= Studia Agriensia 27), S. 45–60.
76 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 71–72.
77 Ebd., S. 72–74.
78 Ebd., S. 75.
79 Ebd., S. 75–76.
80 Ebd., S. 76.

so große Macht? Die Antwort ist hier die gleiche wie in den früheren Jahrhunderten: vor allem wegen der Zwistigkeit und Uneinigkeit der christlichen Herrscher, bzw. der Sünden der Christen. Der Türke als ‚flagellum Dei' ist auch ein altes topisches Element der Antitürkenliteratur.[81]

Später betont er erneut die Bedeutung des Erbkönigtums im Gegensatz zur Königswahl. Würde man nämlich den König auch weiterhin wählen, so würde das zur Vernichtung des Landes führen, denn der eine wollte diesen, der andere jenen zum König wählen, „worbey abermahl das Türkische Unthier den besten / und grössesten Brocken zu sich reissen wurde."[82] Die Ungarn erkannten aber diese Gefahr (er berichtet hier ausführlich über den Landtag), als sie das Erbfolgerecht anerkannten. Sowohl die Katholiken als auch die Protestanten jubelten und riefen „Vivat Rex", denn so wird die alte Ehre und der Ruhm der edlen Ungarn wieder blühen. Deshalb betrachteten sie den Kronprinzen als ihren Erlöser, der sie von der türkischen Sklaverei befreien wird. Und deshalb ist der Monat Dezember für die Ungarn nicht nur der Monat der Geburt des Erlösers, denn er brachte ihnen auch einen Gesalbten.[83] Der Leser kann also die Konsequenz ziehen: Das Erbkönigtum bedeutet die Einheit des Landes und garantiert den Sieg über die Türken.

Jetzt kehrt er zum Vorspruch der Predigt zurück: Die Tage Josephs werden mit keinem Schatten und keiner Finsternis überfallen, da der türkische Mond nicht mehr Neumond ist, sondern ein abnehmender Mond (obwohl er nie Vollmond war). Und auch die Tage Josephs werden „sicut Luna perfecta" (Ps 89,38): Wenn die Sonne untergeht, dann wird der Mond scheinen und Josephs Reich frei von der Finsternis sein.[84] Mit der Betonung des Gegensatzes zwischen Licht und Finsternis wird der Gegensatz zwischen Gut (Christenheit, Habsburgerreich) und Böse (der Türke) hervorgehoben. Und wir können nur hoffen, setzt er fort, dass aus den „zweyen halben Kaiserthumen wiederum ein gantzes"[85] wird, schließlich „haben die Römische Keiser noch immerfort ein gantze Reichs-kugel in Handen geführet, ohnerachtet der Mahomet[86] den halben Theil darvon gerissen / und das haben sie mit bestem Fug gethan / dann das Recht darzu hat ihnen diser Land-Rauber nit nemmen können." Es wird eine Freude sein für die Christenheit, „wann sie einsmal in Oesterreichischen Handen sehen wird die wiederum glantzende / und von allem Schatten gäntzlich befreyte Welt-Kugel."[87] Bereits Leo-

81 Pohlmann: Das Türkenmotiv, S. 215–216.
82 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 76.
83 Ebd., S. 77–79.
84 Ebd., S. 80–81.
85 Ebd., S. 82.
86 Mehmed II., der Eroberer von Konstantinopel.
87 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 82.

pold I. wurde in vielen zeitgenössischen Predigten und Flugblättern als ein von Gott auserwählter und unterstützter Herrscher betrachtet, der im Kampf gegen die Türken die bedeutendsten Erfolge erreicht hatte. Und diese Erfolge beweisen die göttliche Bestätigung seiner Macht.[88] Die siegreiche Schlacht bei Mogersdorf im Jahre 1664 konnte nicht nur das Vordringen der Osmanen aufhalten, sondern hat auch das Ansehen des Habsburgerreichs erhöht. Montecuccoli selbst schlug 1670 dem Kaiser einen Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems vor (der allerdings jeder Grundlage entbehrte). Denn wer wäre geeigneter dafür als Leopold I.? Der Gedanke der Erneuerung des Kaisertums erlebte damals eine Renaissance, er taucht auch in den Schriften von Abraham a Sancta Clara mehrmals auf.[89] War die Türkengefahr größer (und bis zur zweiten Hälfte des 17. war das häufiger der Fall), so wurde das Motiv der Türkenfurcht stärker betont. Wenn aber über einen Sieg über die Türken berichtet wurde, dann kam die Freude über den Sieg zum Ausdruck. Und da in der Barockzeit gerade die Siege immer häufiger wurden, überwiegt auch in diesen Barockpredigten der Gedanke des Siegs, entsprechend dem Geist der katholischen Erneuerung und der von den Türken befreiten ‚Ecclesia triumphans'.[90]

Auch bei Knellinger wird dieser Aspekt in der Vorrede des ersten Bandes berührt, als er betont, dass es in den ersten Predigten noch um den Einfall der Türken ging und diese noch „Schreck-Predig"-ten waren, die bei der damaligen Hörerschaft ihr Ziel tatsächlich erreichten, da die Menschen „mit Angst-vnd Kummer-vollen Hertzen" diese Reden anhörten. Man wußte nämlich noch nicht, „was dazumahl schon zu dempfung deß Türkischen Hochmuhts in der Göttlichen Rahtstuben beschlossen worden […]". Die späteren Predigten nennt er aber schon Siegespredigten.[91]

Den Epilog bilden die Abschnitte 323. und 324. Im Abschnitt 323. fasst er – wie üblich – den Inhalt der Predigt kurz zusammen, im Abschnitt 324. schreibt er darüber, dass auch Joseph ein Vermehrer des Reichs wird, wie sein Vater. Denn bereits Josephs Name bedeutet auf Hebräisch: 'Gott vermehre'. Jetzt wird hoffentlich auch in den östlichen Ländern der wahre katholische Glaube wieder eingeführt, „und folglich auch der Himmel darauß mit einer grossen Anzahl zur ewigen Freüd außgewählter Seelen bereichet werden."[92]

88 Schumann: Die andere, S. 349.

89 Aretin, Karl Otmar Freiherr von: Die Türkenkriege als Traditionselement des katholischen Europa. In: Tradition, Norm, Innovation: Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Hg. von Wilfried Barner unter Mitwirkung von Elisabeth Müller-Luckner. München: R. Oldenbourg 1989 (= Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, 15), S. 23–24.

90 Pohlmann: Das Türkenmotiv, S. 212–213. S. noch Barbarics: Türck, S. 360–361.

91 Knellinger: Predigten, Bd. I, 1687, Vorrede, unpag.

92 Ebd., S. 86–87.

Ein ständiger Teil des Epilogs ist auch das Gebet. Urs Herzog betont:

> […] die Prediger des 17. und 18. Jahrhunderts [schließen] immer wieder mit dem Aufblick aus dem dunklen 'Angsthaus' dieser Zeit in die Ewigkeit, empor in die verheißene ewige Glückseligkeit. Das Letzte ist die Sehnsucht, jenes barocke Sursum corda, dem in den großen sakralen Decken- und Kuppelmalereien die himmlischen Sphären weiter, heller und immer verklärter sich auftun.[93]

Knellinger folgt auch hier den Regeln, als er seine Predigt mit einem Gebet schließt:

> Und endlich ist bey diser Predig von der höchst-erfreülichen Crönung Josephi unser schließliche Bitt / daß ihme Gott nach diser irdischen Cron einsmals die himmlische auf das Haubt setzen; uns aber auch alle / samt ihme / und noch vilen anderen Seelen / so unter seiner glücklichen Herrschung zu dem allein seeligmachenden Glauben werden bekehret werden / zu ewigen Königen in dem Himmel machen wolle. Amen.[94]

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Balthasar Knellingers an rhetorischen Figuren und negativen Türkentopoi reiche, oft allegorisierende Predigt sehr gut in die Antitürkenpropanganda des Wiener Hofs passt. Das Ziel des Jesuitenredners war einerseits die Informierung der Untertanen über die Erfolge des Türkenkriegs (unter anderem wegen der Anregung zur Zahlung der Türkensteuer), andererseits aber die Unterstützung des Erbfolgerechts der Habsburger auf dem ungarischen Thron. Da er seine Predigten auch im Druck erscheinen ließ, konnte nicht nur seine Hörerschaft seine Ansichten kennenlernen, sondern ein wesentlich breiterer Kreis auch, da diese Predigtsammlung – wie oben erwähnt – in erster Linie für die Priester auf dem Land gedacht war, die diese Predigten später als Hilfsmittel für ihre eigenen Predigten benutzen konnten.

93 Herzog: Geistliche, S. 250.

94 Knellinger: Predigten, Bd. III., S. 87–88.

István Gombocz (The University of South Dakota)

„Sophisten, Betrüger und Marcktschreyer". Zur Gelehrtensatire der Frühaufklärung.

Unbeholfene, weltfremde, oder aber korrupt-inkompetente Wissenschaftler bilden alles andere als Terra Incognita in der Weltliteratur. Aufgegriffen wird dieses Thema unter anderem in Sebastian Brants satirischer Schrift „Narrenschiff" (1494), in Jonathan Swifts „Battle of Books" (1704) sowie in Ludwig Holbergs Schauspiel „Erasmus Montanus" (1722). Kritisch-satirische Darstellungen zur Gelehrtheit bilden spätestens seit der frühneuhochdeutschen Ära einen wichtigen Bestandteil der deutschen Kulturgeschichte. Sebastian Brants Büchernarren, Michael Lilienthals machthungrige Akademiker[1], Johann Peter Uz', Johann Nikolaus Götz', Friedrich Hagedorns, Lessings und Jean Pauls pedante Schulmeister und hilflose Stubengelehrte, E.T.A. Hoffmanns unverantwortlich experimentierende Erfinder und vor allem der fahrende Scholar, „der Bücherhauf" sowie „Moder, […] Tiergeripp und Totenbein" in Goethes „Faust"[2] zeigen eine lange Tradition der skeptischen Haltung dem Hochschulwesen gegenüber.

Der kritisch-polemische Geist der deutschen Aufklärung erfasste eine Reihe von sozialen Schichten und Berufen, die in den satirischen Darstellungen des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht im Vordergrund gestanden waren. Das erweiterte Blickfeld der Aufklärungssatiriker umfasste nebst traditionellen Zielgruppen wie die Medizin, Jura und Theologie zusätzliche Tätigkeitsbereiche und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens wie der Handel, das Finanz- und Bankwesen und nicht zuletzt das Bildungs- und Unterrichtswesen. Sündenkataloge des frühen bzw. mittleren achtzehnten Jahrhunderts präsentieren akribisch erarbeitete, enzyklopädische Beschreibungen von Lastern, Vergehen und Korruptionsfällen jeglicher Art, die in einzelnen Berufen wiederholt begangen wurden. Bezeichnend für diese Register mit einer zeittypischen Neigung zum Moralisieren ist Georg Paul Hönns „Betrugslexikon" aus dem Jahre 1730, in dem die häufig vorkommenden Amtsmissbräuche in etwa hundert Berufen je in ungefähr 25 Punkten angeführt werden.[3]

1 Lilienthal, Michael: De Machiavelismo Literario, sive De perversis quorundam in Republica inclarescendi artibus Dissertatio historico-moralis. Königsberg und Leipzig 1713.

2 Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Der Tragödie erster Teil. In: Werke. Hg. Erich Trunz. Bd 3. Hamburg 1959, S. 21.

3 Hönn, Georg Paul: Betrugs-Lexikon, worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen nebst denen darwieder guten Theils dienenden Mitteln entdecket werden. 4. Aufl. Coburg 1730.

Von dieser Rigorosität ist der zeitgenössische gelehrte Stand auch nicht verschont geblieben. Die Gelehrtensatiren des späten achtzehnten bzw. frühen neunzehnten Jahrhunderts sind von Alexander Košenina ausführlich bearbeitet worden.[4] Wolfgang Martens' diesbezügliche Untersuchung befasst sich mit der Gelehrtenkritik des mittleren bzw. späten achtzehnten Jahrhunderts.[5] Eine weitere Studie mit Johann Burkhard Mencke im Mittelpunkt leistet einen spezifischen Beitrag zur Satirengeschichte der Frühaufklärung.[6] Im Mittelpunkt des vorliegenden Aufsatzes steht eine Auswahl kritischer Schriften zur Gelehrtenschicht aus der Zeitspanne zwischen 1690 und 1735. Dabei soll ermittelt werden: Was waren die Untugenden und Laster, die der gelehrten Welt zum Vorwurf gemacht wurden? Warum rückten die Gelehrten immer wieder in den Mittelpunkt der Kritik? Warum konnten die Wissenschaftler den Erwartungen der Gesellschaft nicht immer entsprechen?

Zu den Verfassern der kritischen Schriften zur gelehrten Welt gehören bekannte und weniger bekannte Namen wie Johann Friedrich Bertram, Johann Burkhard Mencke, Michael Lilienthal, Christian Liscow, Christian Friedrich Bahrdt, David Faßmann, Karl Heinrich Heydenreich, Johann Georg Justi, Johann Ludwig Gleim, Georg Paul Hönn, Luise Adelgunde Gottsched, Christlob Mylius Friedrich Hagedorn, Matthias Georg Schroeder, Gottlieb Wilhelm Rabener, Christian Fürchtegott Gellert, Moritz August Thümmel, Johann Peter Uz und Friedrich Wilhelm Zachariä. Dabei handelt es sich vorwiegend um literarisch interessierte Mitglieder des Mittelstands nebst Mitgliedern der Universitätsverwaltung wie Johann Burkhard Mencke. Die Bearbeitung von Pamphleten und Karikaturen, die von Studenten über ihre Professoren verfasst wurden, bedarf eingehender archivarischer Forschungen und geht deshalb über die Grenzen des vorliegenden Aufsatzes hinaus.

Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung sollen zunächst die einzelnen, dem gelehrten Stand vorgehaltenen Laster erschlossen werden. Klassisch-zeitlose Untugenden wie die Vielschreiberei, die Neigung zu Über-Abstraktionen, das Stubengelehrtentum und die Wichtigtuerei werden ebenso häufig aufs Korn genommen wie die Laster des Plagiats, der Geldgier, der Eitelkeit, der Titelsucht, des Dilettantismus, der Faulheit und der Unbeholfenheit. Erfasst werden diese universalen, jedoch dem gelehrten Stand mit besonderer Vorliebe zugeschriebenen Verhaltensmodelle mit einem, für den Geist der Aufklärung kennzeich-

4 Košenina, Alexander: Der gelehrte Narr. Gelehrtensatire seit der Frühaufklärung. 2. Aufl. Göttingen 2004.

5 Martens, Wolfgang. Von Thomasius bis Lichtentberg. Zur Gelehrtensatire der Aufklärung. In: Lessing-Jahrbuch 10 (1978), S. 7-34.

6 Gombocz, István: De Charlatanaria Eruditorum: Johann Burckhardt Mencke as the Forerunner of the Enlightened Satire. In: Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur 28 (1999), H. 1, S. 187-200.

nenden systematischen Anspruch. Typisch für die Akribie im Umgang mit dem Fehlverhalten in der akademischen Welt ist der Traktat eines Matthias Georg Schroeder, in dem die Schwerpunkte der Kritik in der Form eines Sündenkatalogs dargeboten werden. Zugleich bietet die Liste diverser böser Eigenschaften ein interessantes Beispiel für den Übergang vom Lateinischen zum Deutschen:

> De Misanthropia Eruditorum, von morösen Gelehrten; De Misogynia Eruditorum, von übelgesinnten Gelehrten gegen das weibliche Geschlecht; De Misocosmia Eruditorum, von schmutzigen Gelehrten; De Malis Eruditorum Uxoribus, von bösen Weibern der Gelehrten; De Eruditis sine Moribus, von unartigen Gelehrten.[7]

Zu den Sünden, die in der zeitgenössischen Gelehrtenkritik immer wieder beanstandet werden, gehört die Pedanterie. Enthüllt wird jedoch diese Eigenschaft nicht nur als haarspalterische Faszination mit philologischen Einzelheiten, sondern auch als eigensinnige Selbstprofilierung seitens mancher Akademiker, die ihre Existenz durch weitschweifige Erklärungen von naheliegenden Tatsachen, gar Binsenwahrheiten zu rechtfertigen suchen. In Johann Friedrich Bertrams Definition

> ... giebt sich die Pedanterey hiebey [...] zu erkennen, wenn man so trockne Kleinigkeiten in weitläufige Mathematische Demonstrationen und dunckele Terminos einhüllet, daß, da sie sonsten auch von dem einfältigsten Menschen ohne alle Schwürigkeiten hätten können begriffen werden...[8]

Als häufigste Erscheinungsformen der „Pedanterey" werden das Schwelgen in naheliegenden theologischen, historischen und biographischen Tatsachen, die pompöse Verbosität im wissenschaftlichen Jargon und vor allem die chronische Neigung zur Redundanz angegeben. Fiktiv-parodistische Nachahmungen von zeittypischen philologischen Textkommentaren bedienen sich Beispiele wie die Definition „vom Morgen: 'darunter muß man den Osten verstehen'"[9], die Erklärungen „was 20 Männer aufheben mußten, vermutlich, weil es sehr schwer war"[10], „Galilea, Teil des jüdischen Landes"[11] und „Lentz, was es bedeute."[12] Die Pedantarie gilt bei den Kritikern der akademischen Subkultur als

7 Schroeder, Georg Matthias: Selectorum Litterariorum Pentas continens Dissertationes Historico-Morales. Leipzig 1730, S. 1.

8 Bertram, Johann Friedrich: Einleitung In die Philosophische [sic] Wissenschaften. Braunschweig 1777, S. 285.

9 Liscow, Georg-Christian: Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. Frankfurt a. M. 1737, S. 18.

10 Liscow, S. 18.

11 Liscow, S. 25.

12 Liscow, S. 36.

besonders gefährliches Mittel zur Unterdrückung des selbstständigen und kreativen Denkens. Durch die quantitative Anhäufung von Angaben von nebensächlich-einleuchtender Natur werden die Studenten in einen Dauerzustand der Bevormundung versetzt. Nicht zu Unrecht vermerkt Christlob Mylius in seiner Schrift „Die gelehrten Kleinigkeiten“:

> In unsrer Seele liegt der Trieb zur Thorheit nicht;
> Nichts macht uns verderbt, als schlechter Unterricht.
> Bald sucht uns ein Orbil die Silben einzubläuen;
> Bald lehrt uns ein Pedant Verstand und Denken scheuen.[13]

Die Entwicklung eines modernen aufklärerischen Bildungswesens wurde weiter verzögert durch das unprofessionell-unverantwortliche Auftreten der Lehrkräfte. In den Darstellungen unter dieser Kategorie zeichnet sich die Karikatur des pflichtvergessenen, arbeitsscheuen, oder ausschließlich auf seine Besoldung bedachten Schulmeisters ab. Vorgeführt werden Professoren, die jede Gelegenheit wahrnehmen, ihre Arbeitszeit im Hörsaal zu verkürzen, ihre Beliebtheit in der Studentenschaft durch billige Unterhaltungseffekte zu steigern und dabei ihr Honorar zu erhöhen. Einträge in Georg Paul Hönns „Betrugslexikon“ bieten unterhaltsame Einblicke ins tägliche Leben des zeitgenössischen Unterrichtsbetriebs und bezeugen zugleich den Übergang vom Lateinischen zum Deutschen. Korrupte Professoren sind unter anderem daran zu erkennen,

> ...wenn sie spät zu lesen anfangen, und bald [...], wieder aufhören, oder auch wohl die auf ihrem Tisch neben sich habende Sand-Uhre so lange rütteln und schütteln, biß sie fast ausgelauffen, und, da es alsdann noch nicht schlägt, die Schuld auf die unrecht lauffende Uhr verschieben[14]

sowie „wenn sie die Collegia publica, worauf sie doch von hoher Obrigkeit salariret werden, negligent abwarten, damit sie desto mehrere Collegia privata halten und davon profitieren können.“[15]
Vorgehalten wird ferner den Gelehrten auf deutschem Boden, dass sie keine Gemeinschaft zum offenen Gedankenaustausch aufbauen können, oder wollen. Die Mehrheit der Kritiker spricht sich für die Schaffung von überregionalen und letztendlich internationalen gelehrten Vereinen und Organisationen aus. Die Aufgabe solcher Verbände sei es, einen regelmäßigen Gedankenaustausch unter den Wissenschaftlern in die Wege zu leiten, den Gemeinschaftssinn unter

13 Mylius, Christlob: Die gelehrten Kleinigkeiten. In: Mylius, Christlob: Vermischte Schriften. Hg. Gotthold Ephraim Lessing. Berlin 1743, S. 445.
14 Hönn, 296.
15 Hönn, 297.

Wissenschaftlern über Grenzen hinweg zu stärken sowie die organisatorischen Bedingungen zur intellektuellen Autonomie zu schaffen. Bei aller moralischen und praktischen Verantwortung dem Mittelstand gegenüber soll sich die Wissenschaft ausschließlich von der Vernunft als letzte Instanz leiten lassen. Johann Heinrich Gottlob Justi bietet die folgenden Ansätze der Gelehrtenrepublik und der akademischen Freiheit:

> Die Gelehrten, in so fern man sie nicht als Bürger und Einwohner eines gewissen Landes, sondern nur als Gelehrte betrachtet, sind eben so frey, als die größten Monarchen der Welt. Gleichwie diese niemand als Gott und das Schwerdt für ihren Oberherrn erkennet; so erkennet auch ein Gelehrter, in Ansehung dieser Eigenschaft, niemand als die Vernunft und eine mächtigere Feder vor seinen Obern. Er kann als Gelehrter denken, schliessen, glauben, lehren und schreiben, was er will, wenn er sich dasselbe nur vor dem großen Richterstuhle der Vernunft zu verantworten getrauet...[16]

Die Realität blieb von diesen Wunschvorstellungen weit entfernt. Lokale universitäre Machtgefüge nach dem Modell der Kleinstaaten und Fürstentümer dienten entweder dazu, eine lauwarme Komfortzone zur gegenseitigen Anerkennung und Beglückwünschung einzurichten, oder aber Hierarchien zu zementieren und die Mitglieder der Gemeinschaft gegeneinander auszuspielen. Daraus entstand eine Subkultur der intellektuellen Inzucht, eingerichtet nach dem Prinzip „eine Hand wäscht die andere." Noch schädlicher waren die wissenschaftlichen Einrichtungen, in denen die zeittypische und im Geiste der Aufklärung durchaus übliche Praxis des sachbezogenen Polemisierens auf Ausübung persönlicher Fehden und Attacken reduziert wurde; Rivalisieren, Eitelkeit und Tadelsucht unterbanden die gemeinnützige Verbreitung des Wissens. Für Selbstkritik hatte die akademische „Kirchturmpolitik" jedenfalls nicht viel übrig. Wurden Lob und Schmeichelei gegenseitig angenommen und erwidert, so stieß der Tadel auf Unverständnis und Ablehnung. Diese Ungereimtheit wird in Georg Matthias Schroeders „Dissertation" mit den folgenden Worten beschrieben: „Homo laudat hominem, ut laudatur; sed non reprehendit, ut reprehendatur."[17] ('Die Menschen loben sich, damit sie auch gelobt werden, schelten jedoch nicht, um gescholten zu werden.')
Im Großen und Ganzen zeigt das Scheitern einer modernen, unter anderem auch in Zedlers „Universallexikon" empfohlenen *république des letters*[18] die Rückständigkeit des Hochschulwesens auf deutschem Boden. Kritiker des akademischen Etablissements vermitteln immer wieder den Eindruck, dass die wissenschaftlichen- bzw. Hochschuleinrichtungen in ihrer Denkart im sieb-

16 Justi, Johann Heinrich Gottlob: Scherzhafte und Satyrische Schriften. 2. Bd. Berlin 1760, S. 342.

17 Schroeder, S. 2.

18 Zedler, Johann Heinrich: Grosses Vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschafften und Künste. Bd 49. Halle und Leipzig 1746, S. 1741.

zehnten Jahrhundert haften geblieben sind, statt den Übergang vom Barock in die rationalistischen Denkformen der Aufklärung selber voranzutreiben. Um den weltlichen und kirchlichen Machtträgern und Sponsoren entgegenzukommen und ihre Dankbarkeit zu beteuern, bedienen sich die Akademiker, so die Beobachtungen in den diesbezüglichen kritischen Schriften, nach wie vor eines bombastisch-schwülstigen Vokabulars, das im achtzehnten Jahrhundert nicht nur überholt, sondern geradezu vernunftwidrig, ja absurd wirkt. Karikiert werden diese, in den zeitgenössischen Widmungen und Einleitungen üblichen rhetorischen Übergriffe unter anderem in Johann Heinrich Gottlob von Justis „Scherzhaften und Satyrischen Schriften“:

> Ich habe ganz deutlich die Wörter: Exzellenz, Magnifizenz, Hochwohlgebohrnen, Hochwürden, Hochedlen und Hochweisheiten in der Luft erschallen hören. [...] Ich hörte einige Stimmen ganz eigentlich: Theurer Mäcenat, großer Gönner, Stütze der Stadt, Licht der Gelehrten, du hochverdienter Mann, und andre Ausdrücke dieser Art ausrufen.[19]

Diese Faszination mit Äußerlichkeiten auf Kosten der Substanz macht sich nicht zuletzt im selbstgefälligen Posieren mancher Intellektuellen bemerkbar. Gepflegt und beansprucht wird in akademischen Kreisen immer wieder das Image des universal-enzyklopädisch gebildeten Polyhistors. Zu den akademischen Moden, die von den Kritikern beanstandet werden, gehören die bedingungslose Bewunderung der klassischen Antiquität, das Fixieren auf einzelne Bücher und Symbole der Bibel (wie die Offenbarung und insbesondere die Ziffer 666) und das zunehmende Interesse an den Sprachen und Kulturen des Nahen und Fernen Ostens. In seinen „Satiren“ legt Gottlieb Wilhelm Rabener den zeitgenössischen Wissenschaftlern das folgende Bekenntnis zum Studium der klassischen Sprachen in den Mund: „Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reizend vor, daß ich mich schäme, ein gebohrner Deutscher zu seyn.“[20] Um bei den Studenten sowie in der bürgerlichen Bevölkerung Aufmerksamkeit zu erregen oder gar Unterhaltungseffekte zu erzielen, bedienen sich manche Gelehrte bewusst entwickelter Manieren und Posen des geistesabwesenden Intellektuellen, oder vermitteln durch ihr vernachlässigt-schäbiges äußeres Erscheinen den Eindruck, dass die Belange und Umgangsformen der bürgerlichen Welt ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig sind.

> Oder, sie ziehen gar zu unflätig auf, und treten in einem abgeschabten Mantel, alt-väterischen Rocke und mit hinunter hängenden Pluderhosen einher: bloß damit die Leute dencken sollen, ihr eintziges Tichten [sic] und Trachten sey nur auf das Studieren gerichtet.[21]

19 Justi, S. 218 f.

20 Rabener, Gottlieb Wilhelm: Satiren. Bern 1765, S. 218 f.

21 Mencke, Johann Burkhard: Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten. 2. Aufl. Leipzig 1727, S. 133 f.

Bedingt durch die Untugenden der Vielschreiberei, der Pedanterie, der mangelnden Pflichterfüllung, des unprofessionellen Benehmens sowie der obengenannten Manierismen wurde der Gelehrte des frühen achtzehnten Jahrhunderts immer wieder als nutzloses und stellenweise geradezu schädliches Mitglied der Gesellschaft festgenagelt, das der Entwicklung eines gebildeten, Deutsch sprechenden Mittelstands im Wege steht, statt diese mit allen Kräften voranzubringen. Dieses Verdikt wird in Johann Friedrich Bertrams „Einleitung In die Philosophische Wissenschaften" mit der folgenden, ungewöhnlich scharfen Formulierung ausgesprochen:

> Sie sind nemlich keines weges vor wahre Philosophen, sondern vor Sophisten, Betrüger und Marcktschreyer, Feinde Gottes und des menschlichen Geschlechts, zu halten. Sie sind Leute deren Verstand versteinert ist, ob sie gleich insgeheim grosse Schlösser auf denselben bauen, und die Vernunft als ihren Götzen anbeten. In der Religion und Republic richten sie nichts als Verwirrung, Unruhe und Verführung an.[22]

Es fragt sich, warum die Kritiker des gelehrten Standes zu diesem vernichtenden Urteil kamen. Die Gründe liegen einerseits an den hohen Erwartungen, die dem akademischen Beruf im moralisch-pragmatischen Geiste der Aufklärung angelegt wurden. Bei den diesbezüglichen Erwartungen ging es darum, die akademische Welt den Wertvorstellungen des angehenden deutschen Mittelstandes anzugleichen und auf diese Weise die Grundlagen einer reibungslosen Koexistenz zwischen dem gelehrten Stand und dem Bürgertum zu schaffen. Bei der Vermittlung des Wissens und bei der Auswahl ihrer Lehrfächer, so die Empfehlungen diesbezüglicher Schriften des frühen achtzehnten Jahrhunderts, haben sich die Akademiker ausschließlich nach dem gesellschaftlichen Nutzen zu richten. Als gesellschaftlich nützlich sind diejenigen Fachrichtungen zu verstehen, die einen unmittelbaren und nachweisbaren wirtschaftlichen Gewinn versprechen. Ohne sich auf konkrete akademische Disziplinen zu beziehen, empfehlen die Kritiker die Vermittlung von praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten, die im bürgerlichen Alltag, darunter im Gewerbe und Handel, verwendbar sind.
Der erste Schritt dazu erfolgte durch die Aufstellung zeitgemäßer Kriterien für die Berufung von Universitätsprofessoren. Gefördert wird in den lateinischen wie auch deutschsprachigen Schriften zum Wesen und Zweck der Gelehrtheit nebst traditionellen Tugenden wie die Arbeitsamkeit, der Diensteifer, die Ordnungsliebe, eine gesunde Lebensführung sowie die „Frömmigkeit, Artigkeit Leutseligkeit und Behutsamkeit"[23] und vor allem das Vermögen, das erworbene Wissen an die Gemeinschaft weiterzuleiten. In seinen Anleitungen mit dem Titel „Linae Primae eruditionis universae" empfiehlt Christian Juncker die folgende, selbst heute noch angestrebte Kombination von wissenschaftlicher Kompetenz, forscherischem Ehrgeiz und pädagogischer Eignung:

22 Bertram, Johann Friedrich, S. 300.

23 Fahsius, Johann Justus: Atrium Eruditionis. Oder Vorgemach Der Gelehrsamkeit. Goslar 1718, S. 107.

> Eruditum recte nominari eum, qui, si non omnes, aut multas, attamen aliquas Veritates recte cognitas habet, & certo scit, eas quoque in suam & communem utilitatem proferre & adplicare [...] potest;[24] (‘Als gebildet gelten diejenigen, die, wenn auch nicht alle, jedoch wenigstens viele Arten der Wahrheit besitzen [...] und das zum eigenen wie auch zum gemeinen Nutzen weitergeben und anwenden [...] können.‘)

Und der prominente Vordenker der deutschen Aufklärung Christian Thomasius bestimmt das Wesen von Wissenschaft und Forschung nicht nur in der Vermittlung von akademischem Wissen, sondern auch in der Schaffung der Grundlagen des gesamt-gesellschaftlichen Fortschritts und Wohlstands:

> Die Gelahrtheit ist eine Erkentniß durch welche ein Mensch geschickt gemacht wird das wahre von dem falschen/ das gute von dem bösen zu unterscheiden und dessen gegründete wahre oder nach Gelegenheit wahrscheinliche Ursachen zu geben und dadurch seine eigene als auch anderer Menschen zeitliche und ewige Wohlfarth zu befördern.[25]

Schließlich setzt sich die führende deutschsprachige Enzyklopädie der Zeit, Zedlers „Universallexikon“, für ein Gleichgewicht zwischen fachlicher Kompetenz, pädagogischer Qualifikation und hohen ethischen Maßstäben ein. Der gelehrte Stand wird aufgefordert, bei der Förderung von aufklärerischen Bildungsidealen eine führende Rolle zu übernehmen:

> An einem Professor wird erfordert, daß er
> 1.) nicht nur in seiner Wissenschaft gründliche Erfahrung, und daneben
> 2.) die gute Gabe habe, dieselbe mit geschickten und vernehmlichen Reden, auf eine angenehme deutliche Weise, vorzutragen, sondern auch
> 3.) einen untadelichen Wandel führen und wohlgesittet sey, damit er durch Lehren und Exempel die studirende Jugend erbaue und bey Hoff-Leuten nicht vor einen Schul-Fuchs durchgezogen werde.[26]

Diese überzogenen, ja unrealistischen Erwartungen ließen sich jedoch in der bildungsgeschichtlichen Konstellation des frühen Jahrhunderts nicht erfüllen. Abgesehen von akademischen Hochburgen wie Königsberg und Leipzig und von prominenten Reform-Einrichtungen wie die Friedrichs-Universität in Halle sowie die Georgia Augusta in Göttingen (ab 1737) gehörte das deutsche Hochschulwesen in dieser Zeitphase noch nicht zur internationalen Elite und zeigte deutliche Merkmale der Rückständigkeit und des kleinstaatlichen Provinzialismus. Aufgestiegen größtenteils aus bescheidenen Verhältnissen und benachteiligt durch armselige Besoldung waren die Gelehrten gezwungen, ihr Einkommen durch Ämter-

24 Juncker, Christian: Linae Primae eruditionis universae. Dresden 1717, S. 4.

25 Thomasius, Christian: Einleitung zur Vernunftlehre. Hg. Werner Scheiders. Hildesheim 1968. (= Ausgewählte Werke 8).

26 Zedler, Bd. 29. Halle und Leipzig 1741, S. 768.

häufung und Nebenbeschäftigung zu ergänzen. Ihr Auftritt und Erscheinen in der städtisch-bürgerlichen Öffentlichkeit waren alles andere als Respekt einflößend. An der Friedrichs-Universität Halle beispielsweise, die unter Aufsicht und Förderung durch den preußischen Staat immerhin einen gewissen Grad an finanzieller Stabilität genoss, soll sich das Gehalt von sechs Professoren der Philosophie insgesamt lediglich auf 3950 Thaler belaufen haben.[27] Es spricht für diese entwürdigenden Umstände, dass prominente Gelehrte mit dem Ruf und Format eines Christian F. Gellert auf Geld-Geschenke von ihren Gönnern angewiesen waren.[28] Für zusätzliche Verunsicherung sorgte die Regelung, die das Einkommen von Lehrkräften zumindest teilweise vielerorts von den jeweiligen Studentenzahlen abhängig machte. Niedrige Besoldung und permanente Existenzangst waren für die Arbeitsmoral alles andere als förderlich und schufen eine Atmosphäre des persönlichen Rivalisierens und sogar der Korruption. Benachteiligt durch ungeregelte finanzielle Verhältnisse, marginalisiert durch ihre esoterische Lebensführung und in den meisten Fällen unfähig zu Gegenangriffen bildeten die Akademiker eine bevorzugte Zielgruppe von satirischen Darstellungen.
Dass der gelehrte Stand sozusagen zum Freiwild erklärt wurde, lag nicht nur an der Lebensführung der Gelehrten, sondern auch am pragmatischen Denken des aufstrebenden Mittelstandes. „Studiosi", fahrende Scholaren, Magister und Professoren wurden in stereotypisch-volkstümlichen Darstellungen der Frühaufklärung als ungefährliche, jedoch als dubiöse und weltfremde Randfiguren eingestuft, die im eigenen Beruf zwar Bedeutendes zu leisten vermögen, in den Belangen des täglichen Lebens jedoch geringe Relevanz haben und zum gemeinen Wohl wenig beitragen können. Nicht zu Unrecht äußert Johann Franz Buddeus die Besorgnis, dass die Gelehrten beim Volk als unzuverlässige Störenfriede beurteilt werden, die das sittlich-religiöse Fundament der bürgerlichen Gesellschaft gefährden:

> Viele, die solche Uebereilungen der Gelehrten gesehen, sind dadurch so choqviret, daß sie mit all die *Erudition als eine schädliche Sache, die mit dem Christenthum nicht bestehen könne*, verworffen [...], indem sie die Laster und Fehler der Gelehrten, nicht alsobald der Gelahrtheit selbsten beymessen, und das Böse zugleich mit den Guten verwerffen sollten."[29] (Hervorhebung I.G.)

Schließlich ist der schlechte Ruf des gelehrten Standes auf die – in der deutschen Kulturgeschichte besonders starke – Tradition des überscharfen Polemisierens zurückzuführen. Die spätestens seit der Reformation vorherrschende spitzige Tonart der öffentlichen Debatten, in denen auch harsche persönliche Angriffe unvermeidlich und gar zulässig waren, hat im achtzehnten Jahrhundert an Intensität

27 Reicke, Emil: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900, S. 143.
28 Reicke, S. 143.
29 Buddeus, Johann Franz: Moralischer Diskurs von dem Elend und den Maengeln der Gelehrten. Leipzig 1726, S XI.

kräftig zugenommen und den gelehrten Stand als satirische Zielgruppe in Mitleidenschaft gezogen. Beim einseitig pragmatisch gekennzeichneten und zum übertriebenen Moralisieren neigenden Zeitgeist nimmt es nicht Wunder, dass die Wissenschaftler das Stigma des nutzlosen „Sophisten, Betrüger und Marcktschreyer, Feinde Gottes“[30] abseits des bürgerlichen Lebens erteilt bekamen. Bestätigt wurde dieser Topos nicht zuletzt durch einzelne Mitglieder der akademischen Gemeinschaft wie Johann Burkhard Mencke, die in den Alltag ihres Berufs einen unmittelbaren Einblick hatten und durch Enthüllung der Missstände zugleich die Grundlagen der selbstkritischen Haltung des modernen Intellektuellen schufen. Wie überhaupt die Aufklärung die Denkart der darauffolgenden Epochen und insbesondere den Geist des zwanzigsten Jahrhundert mitprägte,[31] bahnte sie auch den Weg zur Gelehrtenkritik und zum Teil auch zum Anti-Intellektualismus der Nachwelt. Der Gelehrte als weltfremd-rechthaberischer Sonderling tritt in Lichtenbergs Satiren „Über die Pronounziation der Schöpse des alten Griechenlands“ (1781), bzw. „Über Herrn Vossens Verteidigung gegen mich“ (1782), in den Romanen Friedrich Nicolais „Geschichte eines dicken Mannes“ (1794) und „Sempronius Gundibert“ (1798), sowie in Heinrich Heines „Harzreise“ (1826) ebenso oft auf, wie in den Romanen Heinrich Manns „Professor Unrat“ (1905), in Dürrenmatts klassischer Komödie „Die Physiker“ (1962) sowie in zeitgenössischen Universitätsromanen wie Dietrich Schwanitz᾽ Bestseller „Der Campus“ (1995) auf. Für zusätzliche Verstimmung sorgte das gebieterische Verhalten mancher Intellektueller aus der 68er Generation und ihrer Nachfolger bis zum frühen einundzwanzigsten Jahrhundert.

Die aufklärungstypische Fixierung auf unmittelbar messbare Produktivität hatte wenig übrig für die Tätigkeit der Gelehrten, deren Nützlichkeit sich erst langfristig und indirekt einschätzen bzw. verwerten ließ. Statt jedoch die Publikationen der zeitgenössischen Wissenschaftler einem gründlichen und sachgerechten Urteil zu unterziehen, begnügten sich die Kritiker mit der Enthüllung der Lebensführung und Charakterschwächen der Intellektuellen. Dabei hielten sich die Unterhaltungseffekte der diesbezüglichen Darstellungen in Grenzen; es überwog die tendenziöse, stellenweise ungerechte und häufig übertriebene Darlegung von Charakterschwächen, die den Akademikern zugeschrieben wurden. Die Gelehrtenkritiken der Frühaufklärung bieten ein aufschlussreiches Kapitel der deutschen Bildungsgeschichte und fördern unser Verständnis des komplexen Zusammenspiels zwischen Gelehrtenberuf und Mittelstand.

30 Bertram, Johann Friedrich, S. 300.

31 „We understand the eighteenth century because our metaphysical world rests upon its assumptions. We believe that problems can be solved by reason. We admire the accumulation of knowledge presented in encyclopedic or specialized form.” P.M. Mitchell: The Pattern is Perceived and the Seed Is Sown. In: Anticipations of the Enlightenment in England, France, and Germany. Hg. Alan Charles Kors und Paul J. Korshin. Philadelphia 1987, S. 218.

Henriett Lindner (Piliscsaba)

Der Irrenhaustopos in der Romantik

Wahnſinn iſt ſchrecklich, aber
noch ſchrecklicher iſt's, daß man ſo
leicht ein Opfer deſſelben werden kann.
(Christian Heinrich Spieß)[1]

Die vorliegende Untersuchung setzt sich zum Ziel, sich mit einem Phänomen der Kulturgeschichte auseinander zu setzen, das Literatur, Medizin und Philosophie um 1800 beschäftigt und seitdem immer noch als aktuell erscheint. Dass es sich lohnt, in die literaturhistorische Untersuchung Anthropologie, Medizin und Psychologie und die Geschichte dieser Disziplinen miteinzubeziehen, und dass aus diesem Thema immer noch neue Ergebnisse zu erwarten sind, zeigen uns die neuesten Forschungen speziell zur Gattung Fallgeschichte von Nicolas Pethes und seinen Mitarbeitern.[2] Wir spannen unseren Bogen von der Literatur in die Wissenschaft und wieder zurück in die Literatur, wollen uns dabei jedoch nicht auf eine strikte Untersuchung von Wirkung und Nachfolge beschränken, vielmehr betrachten wir das diskursive Phänomen als ein Konstrukt, das unser Denken über die Schwächen der menschlichen Psyche und über die institutionalisierten Therapiemöglichkeiten bis heute beeinflusst.
Unsere Überlegungen entwickeln sich vor dem Hintergrund einer epistemologischen Unsicherheit, die sich zunächst als Sprachskepsis äußert, und die Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks im Hinblick auf die Beschreibung und facettenreiche Formulierung der Arten und Grade der menschlichen Abnormalität betont. Diese Skepsis und dadurch das Dilemma der Diagnostizierbarkeit werden in wegsuchenden Fragmenten des Jenaer Dichterkreises zur Sprache gebracht. Novalis formuliert den Bedarf einer neuen Herangehensweise, einer neuen Wissenschaft der Seele mit folgenden Worten:

> Sonderbar, daß das Innre der Menschen bisher nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, die die Stellen im Heiligthum, eingenommen haben wo ächte Götterbilder stehn sollten. [...] Verstand, Fantasie – Vernunft – das sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Übergängen kein Wort. Keinem fiel es ein – noch neue, ungenannte Kräfte aufzusuchen – ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren [...].[3]

1 Spieß, Christian Heinrich: Biographien der Wahnsinnigen. Bd. 1. Leipzig 1796, S. IV.
2 Vgl.: Düvel, Susanne/Pethes, Nicolas: Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie, Geschichte einer Wissensform. Frankfurt a. M.: Campus 2014.
3 Novalis (Friedrich von Hardenberg): Werke, Tagebücher und Briefe. Hg. v. Hans-Joachim Mähl u. Richard Samuel. 3 Bde. München/Wien 1978–1987, hier Bd. 2, S. 771.

Die Erforscher der Psyche um 1800 scheinen sich allerdings wohl bewusst zu sein, dass sie neue Wege der Erkundung der menschlichen Psyche gehen müssen, nach ʻVermischungen, Gestaltungen und Übergängenʼ von Verstand, Fantasie und Vernunft suchen müssen. Psychologie, Psychiatrie, aber auch die allgemeine Medizin definieren sich um diese Zeit keineswegs als lediglich empirische, aufklärerische Disziplinen. Vielmehr sind sie sich – um mit einem heutigen Ausdruck zu sprechen – der Interdisziplinarität ihrer Methoden bewusst, wenn beispielsweise Philippe Pinel sein Buch als „Philosphisch-medizinische Abhandlungen über Geistesverwirrung und Manie“ betitelt und sein deutscher Kollege Johann Christian Reil seine Fallgeschichtensammlung unter dem Titel „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Heilmethode auf Geisteszerrüttungen“ veröffentlicht. Die Psychiatrie um 1800 sucht methodologische Stützpunkte auch außerhalb der Empirie und der Ratio, und zu dieser Zeit definiert sich auch die Medizin teilweise als Kunst.[4]

Indessen tut sich viel in der Praxis der Diagnostizierbarkeit, der Kategorisierung und der Behandlung der psychischen Krankheiten. Der Franzose Philippe Pinel als Leiter der Pariser Bicêtre stellt die psychiatrische Behandlung auf eine vollkommen neue Basis, und nach dem französischen Vorbild werden auch in Deutschland moderne psychiatrische Anstalten und spezielle Krankenhausabteilungen für Geisteskranke errichtet, die berühmteste in Halle unter der Leitung des Arztes Reil, aber auch in München, Hamburg und Bamberg. In letzterer wurde für die Behandlung von Irren das erste Mal unter der Leitung vom Dr. Marcus mesmeristische Kuren durchgeführt. Die besagten Anstalten werden als Kuriosa in zeitgenössischen Reisebüchern erwähnt, es liegt also auf der Hand, dass diese auch als Besuchsziele von Reisenden – als eine Art touristischer Attraktion nach damaliger Art – relativ schnell zu allgemeiner Bekanntheit gelangt sind. Das Neue an diesen Anstalten und Fachbüchern war jedoch nicht unbedingt das Experimentieren mit neuen Methoden, sondern eine grundsätzlich aufklärerisch-optimistische Einstellung den Geisteskrankheiten gegenüber: Hier haben wir es mit den ersten Versuchen einer Psychotherapie zu tun, der „moralischen Heilmethode“, wie Pinel formuliert: „Bey der moralischen Behandlung, [...] betrachtet man die Narren nicht als unzugänglich für Motive der Furcht, der Hoffnung und des Ehrgefühls.“[5] Welche Wege gesucht und gefunden wurden, moralische Ideen den Geisteskranken zu vermitteln, zum Beispiel ein für die Irrenhausinsassen errichtetes therapeutisches Theater ist ein weiterer, für ihre literarische Rezeption auch nicht uninteressanter Bereich, der jedoch in diesem Rahmen nicht weiter ausgeführt werden kann.

4 Vgl. Wiesing, Urban: Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der deutschen Romantik, Stuttgart/Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog 1995.

5 Pinel, Philippe: Philosophisch-medizinische Abhandlungen über Geistesverirrungen oder Manie. Wien: Carl Schaumburg und Compagnie 1801, S. 108.

Die epistemologische Unsicherheit der Medizin wird zunächst in der Betonung der Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks erkennbar. Reil schreibt:

> Der Verfasser der französischen Synonimik hat wohl geglaubt die Nuancen dessen, was man im gemeinen Leben Narr (fou), ausschweifend (extravagant), wahnsinnig (infenté), blödsinnig (idiot), ein Schwachkopf (imbecille) etc. nennt, zu bestimmen, allein er giebt nur den letzten Punkt auf der Stufenleiter der Vernunft, der Klugheit, des Scharfsinns, des Geistes etc. an, erhebt sich aber keineswegs zu genauen Ideen über die verschiedenen Arten des Wahnsinns.[6]

Auch bei Pinel ist diese sprachskeptische Haltung erkennbar.

> Will man die Phänomene des Wahnsinns, das heißt irgend einer Verletzung des Verstandes und Gemüthsfähigkeiten zeichnen und beschreiben, so erblickt man nichts als Verwirrung und Unordnungen, man fängt nur flüchtige Züge auf, welche auf einen Augenblick einiges Licht geben, um uns hinterher nur in desto größere Dunkelheit zu lassen (...).[7]

Seit dem Beginn der modernen Psychiatrie kann man also diese toposartig wiederkehrende Skepsis lesen. Psychiater tun sich offenbar schwer, die menschliche Abnormalität genau zu definieren. In Anbetracht dessen, dass diese Ärzte durch ihre Anstellung in Hospitälern von der Gesellschaft de facto beauftragt worden sind, über Normalität und Krankheit zu entscheiden, was im Falle eines Gerichtsverfahrens oder einer Einweisung in die Irrenanstalt praktisch die Entscheidung über das Lebensschicksal einzelner Menschen bedeutete, erscheinen uns die Skepsis und Selbstkritik dieser äußerst gebildeten und humanistisch verpflichteten Mediziner nicht nur verständlich, sondern auch modern. Die psychiatrische und psychologische Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts ist geradezu durchwoben von dieser Skepsis, am deutlichsten und zugespitzt formuliert in den für die Geisteswissenschaft sehr wohl bekannten kritischen Werken von Michel Foucault[8] oder – um weitere, neuere Arbeiten hervorzuheben – das heute an der ungarischen Semmelweis Universität benutzte Lehrwerk für Psychiatrie von László Tringer[9] aus dem Jahre 1999 und das aus dem Amerikanischen übersetzte Lehrwerk der Psychopathologie von Ronald O. Comer[10] aus dem Jahr 2002, die die epistemologische Unsicherheit ihres Faches ebenfalls nicht als ein vergangenes Problem betrachten.

6 Vgl. Reil, Johann Christian: Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisterzerrüttungen. Halle: in der Curtschen Buchhandlung 1803, S. 178.

7 Pinel: Abhandlungen, S. XLIII-XLIV.

8 Vgl. u.a. Foucault, Michel: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1969; Ders.: Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992.

9 Tringer, László: A pszichiátria tankönyve. Egyetemi tankönyv. Budapest: Semmelweis Kiadó 1999.

10 Comer, Donald J.: A lélek betegségei. Pszichopatológia, Budapest: Osiris 2000 (übersetzt aus ders.: Abnormal Psychology. Third Editon New York: W.H. Freeman and Company 1998), bes. S. 2 ff.

Aus dem Problem der zweifelhaften Definierbarkeit der menschlichen Abnormalität wird bereits in der Zeit der Romantik ein gesellschaftskritisches Potenzial geschöpft: im Motiv des Irrenhauses. Die Idee wird von Schlegel in einem Fragment zur Sprache gebracht:

> Die Narrheit ist bloß dadurch von der Tollheit verschieden, dass sie willkürlich ist wie die Dummheit. Soll dieser Unterschied nicht gelten, so ists sehr ungerecht einige Narren einzusperren, während man andre ihr Glück machen lässt. Beide sind dann nur nach dem Grade, nicht der Art nach verschieden.[11]

Reil beginnt seine „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen" mit den folgenden Worten:

> Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn man aus dem Gewühle einer großen Stadt auf einmal in ihr Tollhaus tritt. Man findet sie hier noch einmal, [...] und irgendwo in diesem Narrensystem ein bequemes Genus für sich selbst. Das Tollhaus hat seine Usurpateurs, Tyrannen, Sklaven, Frevler und wehrlose Dulder, Thoren, die ohne Grund lachen, und Thoren, die sich ohne Grund selbst quälen. Ahnenstolz, Egoismus, Eitelkeit, Habsucht und andere Idole der menschlichen Schwäche führen auch auf diesem Strudel das Ruder, wie auf dem Ocean der Großen Welt. Doch sind jene Narren in Biçetre und Bedlam offener und unschädlicher, als die aus dem großen Narren-Hause. Der Rachsüchtige glaubt, daß Feuer vom Himmel falle, und der eingebildete Heerführer glaubt, nach dem tollkühnen Plan, den halben Erdball mit dem Schwerdt zu zerstören. Doch rauchen keine Dörfer, und keine Menschen winseln in ihrem Blute.[12]

Die Kritik an der menschlichen Grausamkeit in den zitierten Schriften bezieht sich konkret auf das Zeitgeschehen: auf die Französische Revolution.

> Das mir als Arzte während des zweyten und dritten Jahres der Republik (1793-94) anvertraute Hospital von Bicêtre eröffnete mir ein weites Feld, um Untersuchungen über den Wahnsinn, die ich vor einigen Jahren in Paris angefangen hatte, fortzusetzen. Welche Epoche wäre übrigens zu solchen Untersuchungen günstiger, als die während der Stürme einer großen Revolution, die geeignet sind, entweder Thätigkeit den Leidenschaften mitzutheilen, oder vielmehr die Tollheit unter ihren verschiedenen Gestalten hervorzubringen.[13]

> […] leicht kann die Besorgnis wegen Sicherheit der Person und des Eigenthums in Tyrannischen Staaten und zu revolutionairen Zeiten zum Wahnsinn führen. Daher die vielen Verrückten während der letzten Anarchie in Frankreich.[14]

11 Schlegel, Friedrich: Werke. Hg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung v. Jean-Jacques Anstett u. Hans Eichner. Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe. Bd. 2. München/Paderborn/Wien: Schöningh; Zürich: Thomas 1967. S. 177. Zitiert nach: http://www.zeno.org/Literatur/M/Schlegel,+Friedrich/Fragmentensammlungen/Fragmente.

12 Reil: Rhapsodien, S. 7 f.

13 Pinel: Abhandlungen, S. 9 f.

14 Reil: Rhapsodien, S. 286.

Die Torheit der ins Tollhaus eingewiesenen Geisteskranken sei nämlich – so das bittere Urteil des Arztes nach dem kollektiven Wahnsinn der französischen Revolution – weit unschädlicher als der Wahn politisch einflussreicher Männer, deren Wahnsinn nicht als behandlungsbedürftig erkannt und kuriert wird. Die Aufgaben der Politik und die Leitung eines Irrenhauses werden dabei – nicht ohne kritischen Ton den Machthabern gegenüber – parallel gestellt.

> Der Grundsatz der Moralphilosophie, der uns lehrt die menschlichen Leidenschaften nicht auszurotten, sondern eine der andern entgegenzusetzen, läßt sich so gut in der Arzneykunde wie in der Politik anwenden. Auch ist dieß nicht der einzige Berührungspunkt der Kunst die Menschen zu regieren, und jener ihre Krankheiten zu heilen.[15]

Leider verrät uns Reil nach diesem vielversprechenden Satz keine Details, es ist unserer Fantasie überlassen, wie sich Politik und psychiatrische Praxis miteinander verbinden lassen.
Beobachtungswert ist, welche Sympathie die Ärzte den Patienten gegenüber entwickeln:

> Von ihren [gemeint sind die Wahnsinnigen mit Einbildungskraft und tiefer Empfindsamkeit; H.L.] moralischen Eigenschaften kann ich hier kein anderes als ein günstiges Zeugnis ablegen. Nirgends fand ich, die Romane ausgenommen, liebenswürdigere Ehegatten, zärtlichere Väter, feurigere Liebhaber, ächtere und großmüthige Patrioten, als in den Irrenhäusern [...].[16]

Das zeitkritische Moment der Irrenhausbeschreibungen ist der gegenaufklärerisch eingestellten romantischen Literatur willkommen. Die Welt kann als eine verkehrte Ordnung interpretiert werden, in der Normale eingesperrt werden, und Wahnsinnige die Herrschaft übernehmen, die Unvernunft Vernunft spielt und umgekehrt, die Vernunft die Maske der Unvernunft trägt. Ähnlich zu Shakespeares Welttheater entsteht ein Topos der Irrenhauswelt. Bereits im frühromantischen satirischen Roman „Nachtwachen des Bonaventura“ wird diese Idee literarisch ausgeführt, Tiecks Theaterstück „Verkehrte Welt“ verarbeitet diese Idee, das satirische Potenzial der Verkehrung der Welt inspirierte E.T.A. Hoffmanns Spätwerk oder Büchners Stück „Leonce und Lena“. Ganz exakt wird die Verkehrung der Verhältnisse im Irrenhaus in Edgar Allan Poes Erzählung „The System of Doctor Tarr and Professor Fether“ dargestellt, und der Topos inspiriert in der Zeit des kalten Krieges auch die politische Kritik in Dürrenmatts „Physiker“.
An dieser Stelle möchte ich lediglich zwei literarische Beispiele aus der deutschen Romantik näher betrachten, bei denen auch eine Inspiration durch die psychiatrische Literatur der Zeit eindeutig zu erkennen ist. In Ernst August Klingemanns sa-

15 Pinel: Abhandlungen, S. 252.
16 Pinel: Abhandlungen, S. 17.

tirischem frühromantischem Roman „Nachtwachen des Bonaventura“ berichtet die Hauptfigur und Ich-Erzähler Kreuzgang von einer Periode des Lebens, die er in einem Narrenhaus verbringt. Er erzählt in der „Neunten Nachtwache“, dass er vom Aufseher des Instituts seiner „unschädlichen Narrheit halber zum Vize- und Unteraufseher ernannt“[17] wurde. Dies ist übrigens, wenn man Pinels Hinweise zur Organisation des Bicêtre liest, eine gängige Praxis der Irrenanstalten gewesen.[18] So habe er Wahnsinnige und die Ursachen ihres Wahnsinns aufs Genaueste beobachten können. Die Narren werden im Text nacheinander nummeriert, also ohne Namen ähnlich wie in einem Narrenzug aufgezählt: Nummer eins: „Sein Wahnsinn besteht darin, die Menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen“[19], Nummer zwei und Nummer drei sind „philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist“[20], Nummer vier ist der Gebildete, der seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus ist, dann kommt einer, der zu verständliche Reden hält, einer der ‚den Scherz eines Großen‘ ernst genommen hat, ein Komödienschreiber, ein Weltschöpfer, ein Werwolf und ein ‚Werhund‘, unglücklich Verliebte, ein Rechenmeister, bis letztendlich Kreuzgang, die Hauptfigur der „Nachtwachen“ als der letzte Narr die Reihe schließt. Die Diagnosen, aufgrund welcher die Narren ins Irrenhaus geschlossen wurden, sind alltägliche menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten: Reue, Idealismus oder Realismus, Liebe, Traurigkeit oder Ehrgeiz. Der Leser erkennt dabei deutlich, dass hier neben den *Verirrten*, auch Insassen auftreten, die lediglich das *Irrtum anderer* ins Tollhaus verwiesen hat, und dass diese eingeschlossene Gesellschaft zum Verwechseln ähnlich ist mit der Gesellschaft draußen. Aus dem Vergleich des großen Tollhauses, der Welt also, mit dem kleinen, richtigen, wo nun die von den anderen für wahnsinnig erklärten Toren wohnen, fallen die Insassen letzterer als positiv heraus. Aus der Parallele zwischen Welt und Irrenhaus, politischer Macht und Irrenbehandlung entsteht ein satirisches Bild, in dem das Irrenhaus nicht nur als Spiegelbild der großen Welt erscheint, sondern die Welt sich auch als ein grandioses Irrenhaus darstellt. Klingemanns Text zeigt dies durch das Bild der Zwiebel:

17 Bonaventura [Klingemann, Ernst August Friedrich]: Nachtwachen. 3. Aufl. Stuttgart: Reclam 1990, S. 78.

18 Auch Pinel berichtet von diesem Organisationsprinzip das Irrenhaus betreffend: „Es bestehet nämlich darin, daß man die Reconvalescenten zum Dienste verwendet, welche diese Art mühsamer Geschäfte nicht verschmähen, und es wegen der Belohnung und wegen der Anreizung eines kleinen Verdienstes zu erhalten wünschen. Diese haben eine natürliche Disposition, das Amt zu erfüllen, sind lange angewöhnt, sich unter das Joch des Gehorsams zu schmiegen, zeigen mehr Nachsicht wegen Erinnerung an ihre eigenen Verirrungen, hüten sich vor Gewaltthätigkeiten, mit denen man auch sie selbst verschont hatte, und lassen sich leicht in eine Art von Taktik unterrichten, sich der Wahnsinnigen in ihrer Raserey zu bemeistern, ohne sie zu verwunden.“ Vgl.. Pinel: Abhandlungen, S. 95 f.

19 Bonaventura: Nachtwachen, S. 78.

20 Ebd., S. 79.

> Die Menschheit organisiert sich gerade nach Art einer Zwiebel, und schiebt immer eine Hülse in die andere bis zur Kleinsten, worin der Mensch selbst denn ganz winzig steckt. [...] Ebenso ist es mit dem allgemeinen Irrenhause, aus dessen Fenstern so viele Köpfe schauen, teils mit partiellem, teils mit totalem Wahnsinne, auch in dieses sind noch kleinere Tollhäuser für besondere Narren eingebaut [...]. Ich fand es indes hier gerade wie dort, ja fast noch besser, weil die fixe Idee der mit mir eingesperrten Narren meistens eine angenehme war.[21]

Das Irrenhaus wird für den Helden der „Nachtwachen" zum einzigen Ort, in dem ‚der arme Teufel' sich nicht nur menschlich fühlt, sondern fähig ist, sich zu verlieben. Die Identifikationsfigur des Dichters ist in diesem Kontext Hamlet, der Tor, der den Wahnsinn freiwillig wählt, um nur nicht dem richtigen Wahnsinn zu verfallen, im Gegensatz zur geliebten Ophelia, die im Shakespeares Stück wie in den „Nachtwachen" wirklich wahnsinnig wird.

Unser zweites Beispiel ist E.T.A. Hoffmanns satirisches Märchen „Klein Zaches genannt Zinnober". In diesem Text wird im Hinblick auf das Thema Geisteskrankheit ein Phänomen auffällig: Fast jede Figur wird von einer anderen mindestens einmal als wahnsinnig bezeichnet, indem sie sich selbst vom ‚Wahnsinn' des Anderen abzugrenzen versucht. Balthasar nennt den Professor Mosch Terpin einen Wahnsinnigen: „[...] als säh' ich den Wahnsinnigen, der in geckenhafter Narrheit König und Herrscher ein selbst gedrehtes Strohpüppchen liebkost, wähnend, die königliche Braut zu umhalsen."[22] Baltasar selbst wird oft beiläufig mit Attributen anfänglichen oder ausbrechenden Wahnsinns charakterisiert: „Ja, schrie nun Balthasar wie vom Wahnsinn plötzlich erfaßt [...]."[23] Auch Freund Fabian unterstellt ihm Unvernunft: „So, sprach Fabian, so verschließest du dich denn aller Vernunft."[24] Der Musiker und Geiger Sbiocca und der Referendarius Pulcher, die zugunsten von Zaches als Nächste verkannt werden, werden im Text auch in einem ‚wahnsinnigen Zustand' beschrieben. Sbiocca berichtet beispielsweise: „Aber nun packen sie mich fest, sprechen von italiänischer Tollheit – *rabbia* mein' ich, von seltsamen Zufällen, bringen mich mit Gewalt in ein Nebenzimmer, behandeln mich wie einen Kranken, wie einen Wahnsinnigen."[25] Pulcher rennt auch „bleich, verstört, Wahnsinn und Verzweiflung im Gesicht."[26] Derselbe Pulcher entgegnet dann Balthasar: „Du sprichst im Fieber [...]"[27], bis schließlich selbst an Fabian, dem sonst so nüchternen, vernünftigen Mann, der Zauber sichtbar wird, und er wird mit seinem langen Rock und kurzen Ärmeln

21 Ebd., S. 77.

22 Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Hg. v. Wulf Segebrecht u.a. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag. Bd. 3, S. 555.

23 Ebd., S. 572.

24 Ebd., S. 573.

25 Ebd., S. 578.

26 Ebd., S. 579.

27 Ebd., S. 582.

unter ‚Gelächter, Jubel und Geschrei' immer ‚toller und toller', bis er endlich ‚halb wahnsinnig in ein offenes Haus stürzt'.[28] Der Rektor bezeichnet daraufhin Fabians Abenteuer mit der verzauberten Jacke als einen Moment der Geistesverirrung: „[I]ch gewahre, mein lieber Fabian, daß Sie zurückgekommen sind von Ihrer seltsamen Verirrung!"[29] Zinnober nennt die Fremden, die ihn als einen ‚Mycetes Belzebub', als einen Brüllaffen identifizieren, auch wahnsinnig: „Herr, ich glaube, Sie sind wahnsinnig oder neunmal des Teufels[...]!"[30] Auch die Mutter von Klein Zaches wird von allen für wahnsinnig gehalten.[31]

Der Fürst sagt Mosch Terpin: „Herr, wissen Sie, daß das ein landesverräterischer Spaß ist, den ich strenge ahnden würde, wenn Sie nicht ein ganz alberner Mensch wären, der ins Tollhaus gehört."[32]

Auch wenn andere Figuren nicht explizit als wahnsinnig, als verrückt oder ‚nur' seltsam bezeichnet werden, wiederholen sich immer Szenen, in denen sich das Volk und die Staatsmänner, alle mehr oder minder verrückt, verstört verhalten. Das entscheidende, zusammenfassende Wort sagt der Musiker Sbiocca: „[...] ich verlasse einen Ort, in dem die Leute sämtlich närrisch sind, der einem großen Irrenhause gleicht. [...] Ich meinesteils rette mich durch die Flucht vor dem wahnsinnigen Volke."[33]

Die Hoffmannsche Gesellschaft erscheint also als eine skurrile Sammlung von Menschen, die entweder mit dem Zauber verknüpft sind, an das Wunderbare glauben, selbst Feen und Zauberer sind oder sich gänzlich vor der allgemeinen Chimäre des voraufklärerischen Zaubers verschließen und das Wunder verbieten wollen. Die Aufklärung, ursprünglich als Therapie der verrückten, abergläubischen Menschen gedacht, erweist sich jedoch nicht nur als verlogen, sondern auch als absurd: Die Aufklärung des Menschen, die Ausrottung irrtümlicher Ideen ist ebenso absurd, wie das Vertreiben des Übersinnlichen, die ‚Feenpolitik' des Staates, die sich – wie in der Parallele zu Pinels satirischem Gesellschaftsbild – als Ausgrenzung der Feen erweist. Die Figuren sind entweder Feen und Zauberer oder verrückt. Weder die Zauberer noch die Verrückten lassen sich jedoch therapieren, aufklären, sie wollen nicht ‚geheilt' werden. Sie wollen belogen werden und sind in ihrer ‚entzauberten Lüge' geeignet, eine der absurdesten Aufklärungssatiren darzustellen.

Zusammenfassend können wir festhalten: Die aufklärerische und nachaufklärerische psychiatrische Literatur und Behandlungspraxis konfrontieren sich mit der epistemologischen Unsicherheit des Faches und mit einer Willkürlichkeit des

28 Ebd., S. 597.
29 Ebd., S. 625.
30 Ebd., S. 614.
31 Ebd., S. 634.
32 Ebd., S. 628.
33 Ebd., S. 577 f.

Krankheits- und Normalitätsbegriffes. Aus ihrer Selbstkritik entwickelt sich der Topos der verkehrten Welt, in der Unvernunft sich vernünftig verhält und Vernunft die Maske der Unvernunft trägt. Der Topos erweist sich in der Literatur als äußerst fruchtbar für Zeitkritik, subtile politische Kritik und Kulturkritik – wie Reil schreibt: „Wir rücken Schritt für Schritt dem Tollhause näher, so wie wir auf dem Wege unserer sinnlichen und intellectuellen Cultur fortschreiten.“[34]

34 Reil: Rhapsodien, S. 12 f.

Kálmán Kovács (Debrecen)

Theodor Körner als Festfigur in dramatischen Spielen des 19. Jahrhunderts. Goethe, Brentano, Hauptmann und andere[1]

Theodor Körner (1797-1813) gehörte zu den wichtigsten ‚Stiftern' der kulturellen Tradition des deutschen Nationalismus. An dieser Stelle kann auf Details der bislang noch unzureichend erforschten Rezeption nicht eingegangen werden.[2] Es sei hier lediglich angemerkt, dass die Mythenbildung gleich nach seinem Tode begann und dass Autor und Werk ihre symbolische Funktion bis Ende des Zweiten Weltkrieges behielten. Diese symbolische Rolle wird in den Festspielen des

1 Die vorliegende Arbeit entstand mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung, der ich sehr dankbar bin. Ebenfalls bedanke ich mich bei meinem Gastgeber Prof. Walter Erhart (Univ. Bielefeld) für die fruchtbaren Gespräche und für seine Ratschläge.

2 Die vorliegende Studie ist Teil einer größeren, noch nicht abgeschlossenen Arbeit über das Thema. Bereits publizierte Teile sind: Kovács, Kálmán: Die Rezeption von Theodor Körners Zriny und die Konstruktion von nationalen Mythen im 19. Jahrhundert. In: Zagreber germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft, Beiheft 9. Zagreb 2006, S. 89-98; Kovács, Kálmán: Theodor Körners Zriny. Die Wiedergeburt des Nikolaus Zrínyi um 1800. In: Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa. Hg. v. Wilhelm Kühlmann und Gábor Tüskés unter Mitarb. v. Sándor Bene. Tübingen: Niemeyer, 2009 (=Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext, 141), S. 285-303; Kovács, Kálmán: Interkulturelle Genese einer nationalen Symbolfigur. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens Verlag, 2012 (= Pécser Studien für Germanistik 5), S. 105-118; Kovács, Kálmán: Zrínyi: In: History as a Foreign Country: Historical Imagery in the South-Eastern Europe. Hg. v. Davor Dukic, Zrinka Blazevic, Ivana Brkovic. Bonn: Bouvier-Verlag, im Druck. Zur Körner-Rezeption siehe im Weiteren Bobinac, Marijan: Theodor Körner im kroatischen Theater. In: Zagreber Germanistische Beiträge 11 (2002), S. 59-96; Jöst, Erhard: Der Heldentod des Dichters Theodor Körner. Der Einfluß eines Mythos auf die Rezeption seiner Lyrik u. ihrer literarischer Kritik. In: Orbis litterarum 32 (1977), S. 310-340; Jöst, Erhard: Der Dichter als Idol: zum 200. Geburtstag von Theodor Körner (23.9.1991). In: Der Deutschunterricht 43 (1991), H.4, S. 90-99; Johnston, Otto W: Theodor Körner. Der personifizierte Nationalmythos. In: Der deutsche Nationalmythos: Ursprung eines politischen Programms. Stuttgart: Metzler, 1990, S. 178-194; Schilling, René: „Kriegshelden". Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945. Paderborn, Münster u.a.: Schönigh, 2002 und die kurze Übersicht: Schilling, René: Freiheitskämpfer, Kriegsheld, arische Lichtgestalt und Vorbild des DDR-Soldaten – die Geschichte einer deutschen Leitfigur. In: Die Zeit, 11.16.2000.

19. Jahrhunderts[3] besonders sichtbar. In der vorliegenden Arbeit möchte ich die Rolle, die Theodor Körner in diesen „Inszenierung[en] einer Nation"[4] oder theatralischen Geschichtsdeutungen spielte, vorstellen und dabei die Definition der literarisch-theatralischen Form des Festspiels im 19. Jahrhundert erweitern.[5]

I.

Über die Feierlichkeiten zur deutschen Wiedervereinigung stellte Peter Sprengel in seiner Schrift *Die inszenierte Nation. Deutsche Festspiele 1813-1913* fest, dass das nationale Fest heute (1990) „ein Medienereignis geworden ist, das dem Fernsehzuschauer [nur (K.K.)] eine imaginäre Teilhabe ermöglicht".[6] Im Gegensatz zu dieser passiven Zuschauerrolle war das bürgerliche Fest[7] im 19. Jahrhundert ein Projekt der feiernden Gemeinschaft, eine Selbstrepräsentation und eine identitätsbildende Zeremonie. Die nationale Bewegung im 19. Jahrhundert lässt sich, so Michael Maurer, als „Festbewegung" betrachten.[8]

Tatsächlich wurde das öffentliche bürgerliche Fest im 19. Jahrhundert eine wichtige Form der bürgerlichen (politischen) Kultur. „Im Fest", so die Definition von Lars Deile, „vergegenwärtigt[e] sich eine Gemeinschaft lebensbejahend Bedeutung in besonderen äußeren Formen."[9] Eine mögliche besondere Form war das

3 Zu dieser Einschränkung siehe die Argumentation bei Sprengel, Peter: Die inszenierte Nation. Deutsche Festspiele 1813-1913. Tübingen: Francke, 1991, S. 12, 16, mit der ich einverstanden bin.

4 Ebd., S. 15.

5 Ich denke dabei vor allem an die Feststellungen in Sprengel: Die inszenierte Nation, Sauer, Klaus/Werth, German: Lorbeer und Palme. Patriotismus in deutschen Festspielen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv), 1971, Engler, Balz/Kreis, Georg (Hg.): Das Festspiel. Formen, Funktionen, Perspektiven. Theaterjahrbuch Nr. 49. Willisau: Theaterkultur-Verlag, 1988 und Maurer, Michael (Hg.): Das Fest. Beiträge zu seiner Theorie und Systematik. Köln: Böhlau, 2004.

6 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 14.

7 Zum bürgerlichen Fest und Festspiel: Düding, Dieter/Friedemann, Peter/Münich, Paul: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1988 und Hettling, Manfred/Nolte, Paul: Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993. Zum Fest und Zeremoniell: Haug, Walter/Warning, Paul: Das Fest. München: Fink, 1989 und Engler/Kreis: Das Festspiel; zum habsburgischen Raum: Csúri, Károly/Orosz, Magdolna/Szendi, Zoltán: Massenfeste. Ritualisierte Öffentlichkeiten in der mittelosteuropäischen Moderne. Frankfurt am Main: Lang, 2009. Zur neueren Forschung siehe: Maurer, Michael: Prolegomena zu einer Theorie des Festes. In: Maurer: Das Fest, S. 19-54, hier S. 19 f.

8 Maurer, Michael: Zur Systhematik des Festes. In: Maurer: Das Fest, S. 55-80, hier S. 75. Sprengel spricht in seiner Arbeit von dem „patriotischem Festspiel". Es war ein „literarisch-theatralisches Phänomen", „in der sich die Inszenierung einer Nation künstlerisch gestaltet" (Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 15).

9 Deile, Lars: Feste – Eine Definition. In: Maurer: Das Fest, S. 1-18, hier S. 7.

Festspiel. Seine Tradition reichte von den städtischen (religiösen) Festen des Mittelalters über die höfischen Feste bis zum bürgerlichen Fest im 19. Jahrhundert.[10] Die Definitionen des Festspieles betonen vor allem die gemeinschaftsstiftende Funktion[11], die Bedeutsamkeit und den tendenziösen Charakter.[12] Balz Engler beschreibt das Festspiel als einen (1) einmaligen (2) gemeinsamen Akt von Produzenten und Rezipienten (3) aus einem konkreten Anlass, bei welchem Akt (4) die Trennung der beiden Partner aufgehoben wird und in dieser Trennung (5) eine liminale Situation erlebt wird.[13] Sprengel definierte das Festspiel als (1) Gelegenheitsdichtung mit (2) kultischem Charakter und (3) statischer Struktur (4) unter Einbeziehung des Publikums ins Spiel.[14] Sauer und Werth legen etwas mehr Gewicht auf den (1) politischen Charakter, (2) auf die Geschichtsdeutung[15] und auf (3) die Frage nach der ästhetischen Qualität.

Engler und die Autoren des Bandes *Das Festspiel. Formen, Funktionen, Perspektiven* konzentrieren sich auf den Aspekt der Theatralität, während Sprengel die Festspiele mehr als literarische Produkte untersucht und dementsprechend auch die Frage nach Textstrukturen vor Augen hat. Auch mir liegen die untersuchten Spiele bis auf zwei Veranstaltungen als Texte vor, daher werde ich sie vor allem als Texte behandeln, jedoch mit Blick auf die Festsituation.

Moser behauptet in seiner Schrift *Patriotische und historische Festspiele im deutschsprachigen Raum*, dass eine Definition des Festspieles unmöglich sei, weil im Grunde genommen alles ein Festspiel sein kann, was die Festgemeinschaft als Festspiel akzeptiert. Er schließt „nur die Stücke des Repertoiretheaters aus".[16] Auch mir scheint es sinnvoll zu sein, keine festen Merkmale für das Festspiel zu formulieren, sondern graduierbare Eigenschaften anzugeben, deren jeweilige Mischung ein Festspiel beschreiben kann.

10 Zur Geschichte des Festspieles siehe Fischer-Lichte, Erika: Kurze Geschichte des deutschen Theaters. 2. Aufl. Tübingen, Basel: Francke, 1999 (UTB 1667), S. 15 f., S. 40 f.; Alewyn, Richard: Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste. 2. erw. Aufl., München: Beck, 1989; Düding, Dieter: Politische Öffentlichkeit, politisches Fest, politische Kultur. In: Düding, Dieter/Friedemann, Peter/Münich, Paul: Öffentliche Festkultur, S. 10-24; Hettling/Nolte: Bürgerliche Feste. Moser, der die Begriffsgeschichte auf Goethe zurückführt, sieht die eigentlichen Wurzeln des Festspieles in der säkularisierten Dramen zu den Reformationsjubiläen (Moser, Dietz-Rüdiger: Patriotische und historische Festspiele im deutschsprachigen Raum. In: Engler/Kreis: Das Festspiel, S. 50-72, hier S. 53).

11 Dies ist auch eine wichtige Funktion des Festes: „Feste bestärken die Eingebundenheit des Einzelnen in eine Gruppe." (Deile: Feste – Eine Definition, S. 8).

12 Ein Festspiel sei „Tendenzdichtung" (Moser: Patriotische und historisch Festspiele, S. 52) und „eine Sinn- oder bedeutungshaltige Kundgebung" (Ebd., S. 51).

13 Engler, Balz: Text, Theater, Spiel, Fest: Was ist ein Festspiel? In: Engler/Kreis: Das Festspiel, S. 29-35. hier S. 30 ff.

14 Sprengel: Die inszenierte Nation, S.16 f.

15 „Ausdeutung" des Themas/Anlasses (Sauer/Werth: Lorbeer und Palme, S. 9-10).

16 Moser: Patriotische und historisch Festspiele, S. 51.

Mit dieser Methode definiert übrigens Lars Deile das Fest. Die bereits zitierte Definition geht von drei „Bestandteilen" (Gemeinschaft, Bedeutung, Form) aus, die ein Fest ausmachen.[17] Im Idealfall enthalte das Fest die drei Bestandteile in gleichem Maße, aber die jeweiligen konkreten Festformen partizipieren aus den Bestandteilen nicht gleichmäßig.[18]

Hier ein Versuch für die Merkmalfelder, die das jeweilige Spiel mit unterschiedlicher Mischung der Eigenschaften charakterisieren:

Über den *Gelegenheitscharakter (Okkasionalität)* des Festspieles besteht in der Forschung Konsens. „Das Festspiel ist Teil eines Festes; es kann deshalb nicht auf Tournee gehen oder aufgeführt werden über den Anlass hinaus, zu dem es geschaffen wurde."[19] Diese Einmaligkeit des Festspieles klingt zwar sehr einleuchtend und plausibel, ist aber höchst fragwürdig. Wie ist es möglich, dass etwa zur „National-Körner-Feier" 1863 im Königlichen Theater zu Dresden Körners *Zriny* gegeben wurde, der nicht für dieses Fest geschrieben wurde, sondern bereits 1812 in Wien entstand. Als *Vorspiel* wurde *An Körner's Grabe* von Julius Pabst gespielt[20], das zwar für den Anlass geschrieben wurde, aber auch in Berlin[21], Nürnberg[22] und Mannheim[23] auf dem Programm stand und so doch auf Tournee ging. Das Festspiel scheint also doch wiederholbar und reproduzierbar zu sein, wobei es dennoch seine Okkasionalität bewahrt. So ist auch der Ausschluss der Stücke des Repertoiretheaters fragwürdig. Alles kann für ein Fest aktualisiert werden.

Das Festspiel kann ein *Produkt der Gemeinschaft* sein, wobei die Grenze zwischen Sender und Empfänger, zwischen Spieler und Publikum porös wird. In diesem liminalen Akt wird nach Ansicht der Forschung die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft erlebt.[24] Der Gemeinschaftscharakter hat also zwei Aspekte, einmal die Produktion im weitesten Sinne und zum anderen die Aufführung als Zeremoniell und Schwellenzustand. Immerhin gibt es Festformen, in denen Produzent und Rezipient stärker getrennt werden.[25] In diesem Fall soll der Zuschauer nach dem Willen des Produzenten in eine intendierte Gemeinschaft eingebunden werden.

17 Deile: Feste – Eine Definition, S. 9, Abb. 1.

18 Ebd., S. 11, Abb. 2.

19 Engler: Text, Theater, Spiel, Fest, S. 33.

20 Erheiterungen, 12. Sept. 1863, Nr. 219, S. 875.

21 Erheiterungen, 14. Sept. 1863, Nr. 220, S. 878.

22 Erheiterungen, 14. Sept. 1863, Nr. 220, S. 879.

23 Erheiterungen, 14. Sept. 1863, Nr. 220, S. 879.

24 „Das Fest bestätigt und konsolidiert die Identität der Gruppe, indem es dir Zusammengehörigkeitserfahrung für kurze Zeit intensiviert." (Matt, Peter von: Die ästhetische Identität des Festspiels. In: Engler/Kreis: Das Festspiel, S. 12-28, hier S. 13).

25 In der repräsentativen Öffentlichkeit (Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Frankfurt/M., 1990 [Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 891]), wird das Fest vor und nicht für den Zuschauer veranstaltet. (ebd., S. 61). Siehe dazu auch Maurer, Michael: Zur Systhematik des Festes, S. 80.

Dies hat mit der *Repräsentationsform* zu tun, für deren Beschreibung Habermas' Begriffe ‚repräsentative' und ‚bürgerliche Öffentlichkeit'[26] geeignet zu sein scheinen. Jene bedeutet, vereinfacht gesagt, die Selbstrepräsentation der absolutistischen Macht[27], diese die Selbstrepräsentation einer souverän gewordenen bürgerlichen Gesellschaft, die sich als „Pendant zur Obrigkeit konstituiert[e]".[28] Die Dichotomie einer absolutistischen und einer bürgerlichen Öffentlichkeit sowie ihrer Feste betrachte ich jedoch als idealtypische Formen.
Der *kultische Charakter* ist in dem Erlebnis der Gemeinschaft zu erkennen.[29] Tatsächlich sind Ähnlichkeiten mit den Wirkungsmechanismen der Mysterien und Prozessionen zu bemerken, es handelt sich aber eher um säkularisierte Formen, vom Kult soll deshalb eher im metaphorischen Sinne gesprochen werden.[30]
Die *Wirkungsabsicht* und ein *Anspruch auf Deutungshoheit* sind offensichtlich wichtige Merkmale des Festspiels. Moser hebt diese Bedeutsamkeit hervor, wenn er meint, ein Festspiel sei „eine sinn- oder bedeutungshaltige Kundgebung".[31] Engler bemerkt auch, dass aus der Sicht des Produzenten „die Wirkungsabsicht im Vordergrund" stehe.[32] Dem ist zuzustimmen und zentral scheint auch die Frage zu sein, „welche Haltungen vorgestellt werden sollen, wer bestärkt, und wer ‚verwandelt' und integriert werden soll, aber auch […] wer ausgeschlossen werden soll."[33]
In den Spielen werden Geschichtsdeutungen (Narrative) im Sinne von Hayden White präsentiert. Aleida Assmann spricht von „einem Prozeß der Auswahl, der Verknüpfung, der Sinnkonstruktion"[34], die eine Vergangenheitskonstruktion ergeben und die sie Funktionsgedächtnis nennt. In ihm werden die Elemente des Speichergedächtnisses[35] in einen identitätsstiftenden Sinn umgewandelt: „Kollektive Handlungssubjekte

26 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 56 ff.

27 Hettling und Nolte sprechen von der „Einbindung [des Publikums (KK)] in dynastische Loyalitäten". Hettling/Nolte: Bürgerliche Feste, S. 24.

28 Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit, S. 76. Auch Sprengel spricht von der „Aufspaltung der Festkultur" in eine „höfische" und in eine „bürgerliche Alternative". (Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 40). Diese Differenz behält Sprengel auch für die Festspiele der Kaiserzeit. Hier ist u.a. von „bürgerlich-liberalen" und von „monarchistischen" Spielen die Rede (Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 51, S. 55).

29 Hettling/Nolte: Bürgerliche Feste, S. 12 f.

30 Moser will das Festspiel von den kultisch-religiösen Spielen trennen und behauptet, dass in den frühen Festformen „nicht das Spiel selbst, sondern der Kult" gemeinschaftsstiftend gewesen sei (Moser: Patriotische und historisch Festspiele, S. 55). Auf diesen Streitpunkt wollen wir nicht eingehen.

31 Ebd., S. 51.

32 Engler: Text, Theater, Spiel, Fest, S. 33.

33 Ebd.

34 Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: Beck, 1999, hier S. 137.

35 Eine „‚amorphe Masse' […] nicht-amalgamierter Erinnerungen" (ebd., S. 134), „ein Reservoir zukünftiger Funktionsgedächtnisse" (ebd., S. 140).

wie Staaten oder Nationen konstituieren sich über ein Funktions-Gedächtnis, in dem sie sich eine bestimmte Vergangenheitskonstruktion zurechtlegen."[36]
Die Geschichte des Festspieles zeigt den Wandel und die Konkurrenz der historischen Narrative (Vergangenheitskonstruktionen). Dies ist der wichtigste Aspekt der vorliegenden Studie. Sprengels These[37] von der statischen *Handlungsstruktur* der Festspiele scheint mir fragwürdig zu sein. Von den Festspielen, die er untersuchte, gilt dies etwa für die Spiele von Rodenberg und Büttner Pfänner zu Thal[38], zum Teil für Hauptmann und Goethe, nicht aber für Brentano oder Pabst. Eine statische oder kausale Handlungsstruktur betrachte ich ebenfalls als Extreme der Strukturmöglichkeiten, zwischen denen das jeweilige Spiel eine Position einnimmt.
Das *Gestaltungsprinzip* und der *Stoff* können ebenfalls als konstitutive Merkmale betrachtet werden. Hierbei ist die Unterscheidung zwischen der Allegorisierung und einem historisch-mimetischer Form[39] sinnvoll.
Ein weiteres Differenzmerkmal ist die *ästhetische Qualität*, die vor allem bei Sauer und Werth hervorgehoben wird. Tatsächlich besteht ein Unterschied zwischen anspruchsvollen Texten (Goethe, Brentano) und einer patriotischen Populärkultur. Peter von Matts Rigorismus, nach dem ein Festspiel definitiv „Propagandaliteratur" sei, scheint aber etwas übertrieben zu sein.[40] Die Mehrheit der vorliegenden Texte ist zwar durch die Homogenität der Stimme gekennzeichnet und hat, wie Moser behauptet, einen „Anspruch auf rückhaltlose Zustimmung". Ihr „Ziel ist tatsächlich die „Einübung [in][41] bestehende Verhältnisse".[42] Diese „kontrafaktische Anordnung" der Perspektiven, die für „erbauliche, didaktische und propagandistische Literatur" typisch ist[43], ist aber bei Weitem nicht für alle Texte im vorliegenden Korpus bezeichnend. Brentano, Goethe und Hauptmann arbeiten mit einer großen Reflexivität und Polyfonie. Darüber hinaus wurden auch hochkanonisierte Texte des Repertoiretheaters als Festspiele umfunktioniert[44], was Sprengel und anderen Autoren nicht berücksichtigen.
Zu fragen ist, ob die *Länge* bzw. die *Kürze* des Spieles als ein Merkmal definiert werden kann. Aus praktischen Gründen sind die Festspiele im Allgemeinen relativ kurz.[45]

36 Ebd. S. 137. Bei Jan Assmann heißt es ähnlich: „Das Fest dient […] auch der Vergegenwärtigung fundierender Vergangenheit." (Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. München: Beck, 2002[4], hier S. 53)

37 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 17.

38 Über die Texte der Autoren siehe die entsprechenden Stellen bei Sprengel: Die inszenierte Nation.

39 „historisch-mimischer Ansatz" (Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 81).

40 Matt: Die ästhetische Identität des Festspiels, S. 12.

41 Im Original „ein" statt „in". Wahrscheinlich Druckfehler.

42 Moser: Patriotische und historisch Festspiele, S. 52.

43 Iser, Wolfgang: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München: Fink, 19944 (= UTB 636), S. 172.

44 Etwa Grillparzers *König Ottokar...* in der österreichischen Nationalfesttradition oder *Wallensteins Lager* von Schiller, das im 19. Jahrhundert ein beliebtes Festspielprogramm war.

45 Iffland bestellte bei Goethe ein Festspiel mit einer Länge von zwanzig Minuten (Goethe, Johann Wolfgang: Des Epimenides Erwachen. In: Ders.: Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe. Dramen 1791-1832. Hg. v. Dieter Borchmeyer und Peter Huber. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, I. Abt., Bd. 6, S. 733-771, hier aus dem Kommentar: S. 1320).

II.

Goethes Festspiel *Des Epimenides Erwachen* (1814) hat zwar keinen Bezug zu Theodor Körner, war aber ein möglicher Bezugspunkt für Festspielautoren im 19. Jahrhundert. Es dient als intertextueller Kontext und auch als Folie, vor der wichtige Differenzen sichtbar werden. In *Epimenides* zeigte sich deutlich, wie weit Goethe von dem zeitgenössischen politisch-patriotischen Diskurs entfernt war[46], wie wenig er den Nerv der Zeit treffen konnte oder *wollte*. Mit dem Instrumentarium der oben erwähnten Merkmalfelder ist Goethes Text als eine allegorische Gelegenheitsdichtung mit hoher ästhetischer Qualität, starker Selbstreflexion und mit einer gewissen Polyfonie des Geschichtsbildes zu charakterisieren. Die Repräsentationsform ist eher absolutistisch, einen kultischen Charakter hat das Spiel kaum und auch der zeittypische Franzosenhass fehlt. Trotz stellenweise deutschtümelnder Elemente widerspricht im Geschichtskonstrukt vieles den patriotischen Diskursregeln der Zeit: Als Helfer der bösen Kräfte erscheinen die Kirche („Pfaffe", „Pfaffenlist"), das Rechtsystem (Juristen) und die Politik („Diplomat"). Sie sind die inneren Helfer der äußeren Unterdrückung, sie verhindern den Widerstand:

> DIPLOMAT.
> Zertret' er [der Dämon der Unterdrückung] goldner Saaten Halme
> Mit flügelschnellem Siegeslauf,
> Allein wenn ich sie nicht zermalme,
> Gleich richten sie sich wieder auf.[47]

Die historische Krise erscheint dadurch als ein kulturelles Defizit im Bereich des Eigenen, was eine sehr weitreichende Einsicht Goethes war. Dieses innere Defizit schließt die dichotomische Struktur von Wir und Sie aus. Im Eigenen werden die allegorischen Figuren Liebe und Glaube durch die bösen Kräfte ausgeschaltet, was dem Hass Raum bietet.[48] Im Spiel wird am Ende der Hass überwunden und Gerhardt Hauptmann wird sich hundert Jahre später mit seinem *Festspiel in deutschen Reimen* (1913) gerade in diesem Punkt Goethe anschließen.

---

46 Buck, Theo: Des Epimenides Erwachen. In: Witte, Bernd/Janßen, Carina/Buck, Theo: Goethe Handbuch, Bd. 2. Stuttgart: Metzler, 1996, S. 241-351, hier S. 349.

47 Zitiert wird die Frankfurter Ausgabe: Goethe: Des Epimenides Erwachen, S. 745. Seitenzahlen im Weiteren unmittelbar im Text,

48 Mosse betont die Rolle der Dichtung bei der Propagierung des Heldentodes in den Befreiungskriegen. Vgl. Mosse, George L.: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und Namenloses Sterben. Aus dem Amerikanischen v. Udo Rennert. Stuttgart: Klett-Cotta, 1993. S. 27. Für die Zeit vor dem ersten Weltkrieg siehe Siemann, Wolfram: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1913. In: Düding/Friedemann/Münich, S. 298-320, hier S. 298.

Clemens Brentano und Baron Friedrich de la Motte Fouqué nehmen in ihren Bühnentexten einen direkten Bezug auf die Befreiungskriege, vor allem auf den bürgerlichen Volksaufstand. Theodor Körner tritt in beiden Stücken als eine emblematische Figur der Zeit auf. Beide Dichter übernehmen von Schiller die Form ihres Spieles und gestalten Lagerszenen. *Wallensteins Lager* wurde im 19. Jahrhundert eine beliebte Form der Festspiele.[49] Die lose Struktur ermöglichte die Präsentation von thematischen Szenen, Liedern, Chören, Tänzen etc. in einem hochkanonisierten intertextuellen Kontext.

Clemens Brentanos Festspiel *Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel* (gedr. 1817)[50] entstand 1813 für das Theater an der Wien, das die Tradition des Volksstückes pflegte[51] und auch Körners *Zriny* uraufgeführt[52] hatte. Der Autor kam im Juli 1813 nach Wien.[53] Theodor Körner war zu dieser Zeit bereits bei den Lützowern und Brentano kandidierte für Körners Stelle als Hoftheaterdichter[54], die er aber nicht bekam.

Ort der Handlung ist ein Soldatenlager vor einer entscheidenden Schlacht, die die Leipziger Schlacht in Erinnerung ruft. Die Handlung verläuft auf einer possenhaften und auf einer allegorischen Ebene, wobei die Figuren gelegentlich zwei Identitäten haben. Die Hautfiguren im Lager sind die Marketenderin, ihr einfältiger Sohn Lippel, eine richtige Hanswurstfigur, und Viktoria, die bei der Marketenderin dient. Die allegorische Ebene wird mit der Familie Curtius besetzt. Curtius von Siegen stammt von der mythischen Familie Curtius ab, die eine Gründerfamilie Roms war. Ein Mitglied der Familie, Marcus Curtius, opferte sich einst für Rom und rettete dadurch die Stadt. Curtius von Siegen wiederholt diesen mythischen Opfertod und rettet „Deutschland". Seine Gemahlin ist „Gloria", ihre Kinder sind Siegmuth, Eiferried, Siegewalt und Viktoria. Die

49 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 32 ff.

50 Zitiert wird Brentano, Clemens: Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Christian Brentano. Bd. 7, Comödien. Frankfurt/M., Friedländer, 1852, S. 279-456. Seitenzahlen direkt im Text.

51 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 43.

52 Körner wählte für seinen Zriny bewusst das Burgtheater, da er den populär-kommerziellen Charakter des Theaters an der Wien für die historische Tragödie nicht geeignet fand. „Draußen", schreibt Körner, „durfte ich nur für Coulissenreißer schreiben; in der Stadt [d.i. im Theater an der Burg (K.K.)] liegt das komische und tragische Feld in gleicher Freiheit vor mir." (Zit. nach Peschel, Emil/Wildenow, Eugen: Theodor Körner und die Seinigen, Bd. 1-2. Leipzig: Seemann, 1898, hier Bd. 1, S. 395).

53 Brentano, Clemens: Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 13.3 (=Dramen II,3). Wiener Festspiele, Prosa zu den Dramen. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Stuttgart: Kohlhammer, 2007, S. 11.

54 Hoffmann, Werner: Clemens Brentano. Leben und Werk. Bern: Francke, 1966, S. 222; Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 39 f.

Familie, die ihren Sitz am *Rhein* hatte, wurde durch den Krieg zerstreut. Die Kinder wuchsen als Findelkinder auf, die Eltern sind auf der Suche nach ihnen. Am Ende werden Mut, Eifer, Gewalt, Gloria und Viktoria im Opfertod des Vaters vereinigt. Viktoria zieht in die Schlacht und verhilft Deutschland zum Sieg. Das Spiel weist eine starke Okkasionalität auf (Leipziger Schlacht) und zeigt sich, der Situation in der kaiserlichen Residenz entsprechend, in einer eher absolutistischen Repräsentationsform. Die Handlung besteht aus einer allegorischen und einer alltäglich-historischen Ebene und ist nicht statisch. Durch die starke Reflexivität, Ironie, Polyfonie und die Sprachkraft hebt sich das Stück von propagandistischen Gelegenheitsstücken ab. Das politische Profil ist konservativ, die Diktion mündet immer wieder in das Lob des (österreichischen) Kaisers Franz I.
Die *Viktoria* ist jedoch ein merkwürdiges Gemisch aus einer heroisch-patriotischen Allegorie und einer volksstückartigen Posse. So ist die Decodierung des Textes nicht einfach, da durch Ironie und Sprachspiel das scheinbar Suggerierte oft ironisch untergraben wird, wie auch Sprengel bemerkt.[55]
Brentano griff auf *Wallensteins Lager* zurück[56], hatte aber Heinrich Schmidts Festspiel *Das Österreichische Feldlager* […] als unmittelbare Vorlage.[57] Das Spiel von Heinrich Schmidt[58] (1779-1857) kann als Paradebeispiel des Festspiel-Typs mit statischer Struktur gelten, da es tatsächlich eine lose „Abfolge heroischer Tableaus“[59] ist. Es zeigt aktuelle historische Situationen, lobt das Herrscherhaus oder den freiwilligen Tod für Kaiser und Vaterland. Das Spiel von Schmidt vermisst jegliche Selbstreflexivität und Ironie, es ist durch die oben erwähnte kontrafaktische Anordnung der Perspektiven in der Propagandaliteratur gekennzeichnet.[60]

55 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 45.

56 Er wollte ein Spiel “in dem Charakter des […] Wallensteins Lager“ von Schiller gestalten (Brentano: Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 13.3, S. 24, auch S. 27). Siehe auch Hoffmann: Clemens Brentano, S. 225.

57 Es ist kein Zufall, dass Brentano auf das Spiel aufmerksam wurde. Das Stück wurde im Burgtheater vom 4. bis zum 17. Oktober 1813 achtmal gegeben, was eine außerordentliche Aufführungszahl war. Brentano beendete sein Stück nach diesen Aufführungen ab Ende Oktober (Brentano: Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 13.3, S. 26). Zu den Aufführungen siehe die Theaterzettelsammlung von ANNO. (www.onb.at)

58 In seiner Geburtsstadt Weimar besuchte Schmidt das Gymnasium zusammen mit den Kindern von Herder und Wieland. (vgl. ADB. Deutsche Biographie [http://www.deutsche-biographie.de/index.html].). Später leitete er das Theater des Fürsten Esterházy in Eisenstadt. (Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950 online. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 10, S. 268. [http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Schmid_Heinrich_1779_1857.xml].)

59 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 17.

60 Iser: Der Akt des Lesens. Siehe dazu oben Punkt Nr. 8 in der Beschreibung des Festspieles.

Theodor Körner erscheint in beiden Texten als Symbol des heldenhaften Jünglings und des nationalen Dichters,

> […] der mit seinem Schwert,
> Noch kräftiger als mit der Feder lehrt,
> Daß man der Ehre Flammentrieb nie dämpfe
> Und kühn den heiligen Kampf für Freyheit kämpfe […].[61]

Zum Andenken Körners ertönen bei Schmidt das ganze *Jägerlied* und ein Trinkspruch. Brentano wiederum integriert sein Gedicht *Theodor Körner an Viktoria* in die Handlung. Es ist nach der Spielfiktion der Abschiedsbrief Körners an Viktoria. Die Bekanntschaft entstand durch den Bruder Siegmuth, der ein Lützower Jäger ist. Das Gedicht ist eine (fiktive) feierlich-elegische Selbstinterpretation des Dichters Körner, in der Dichterexistenz und Heldentod gleichgestellt werden. Konkrete politische Hinweise kommen jedoch nicht vor, der Dichterheld starb für Vaterland und Freiheit. Das Gedicht wird von Viktoria vorgelesen und mit einer räsonierenden Strophe ergänzt, in der Viktoria den Heldentod mit romantischer Religiosität reflektiert. Der *schöne* Tod Körners erscheint hier als natürlicher Lauf der Dinge und als eine selige Rückkehr zu Gott:

> Schön war sein Tod, ich traure nicht um ihn.
> Der Frühling kömmt, und macht die Bäume grün,
> Der Vogel singt, die grünen Räume blühn,
> Die Blüte fällt, die reifen Früchte glühn,
> Sie bricht der Herbst, die Sänger weiter ziehn.
> Still wird die Welt, es neiget sich der Winter,
> Und zu des ew'gen Feuers Licht führt Gott die Kinder![62]

Diese poetische Resignation ist ziemlich unkonventionell im patriotischen Diskurs der Zeit, wo der Heldentod in der Regel durch einen höheren politischen, moralischen und/oder religiösen Sinn fasziniert[63] und keineswegs ein enthistorisiertes Aufgehen in eine poetische Weltharmonie ist. Dem ist hinzuzufügen, dass Körner bei Brentano immer in Situationen erscheint, die keine komischen Untertöne haben.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777-1843) veröffentlichte sein Drama *Jäger und Jägerlieder*. *Ein kriegerisches Idyll* im Jahre 1819.[64] Theodor Körner spielt auch in diesem Stück eine zentrale Rolle, obwohl er auch hier nicht

61 Schmidt, Heinrich: Das Österreichische Feldlager. Ein militärisches Gemählde mit Gesang. Nach Wallensteins Lager. Wien: Anton von Haykul, 1814, S. 38 f. (Auftr. X).

62 Brentano: Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, S. 288.

63 Mosse: Gefallen für das Vaterland, S. 30.

64 Zitiert wird die Ausgabe 1819. Seitenzahlen unmittelbar im Text.

persönlich auftritt. Der Text ist dem Vater Christian Gottfried Körner gewidmet, der als Königlich Preussischer Staatsrath erwähnt wird.[65] Die Betonung des preußischen Dienstes, in den Körner sen. erst nach dem Krieg trat, ist nicht ohne politische Tendenz.
In der Zueignung feiert Fouqué Körner jun. und auch sich selbst als ‚Seher' und ‚Wahrsager', die die Zukunft, die Befreiung, im Voraus gesehen haben:

So riefen auch zwei Sänger sich entgegen,
Noch eh' Germanien kühn das Schwert erkor,
Um fremder Bande Schmach in's Grab zu legen;
Doch ahnten Beide künft'ge Thaten vor,
Und beide griffen freudig d'rauf zum Degen;
Der Eine war Dein muth'ger Theodor,
Früh aufgeblitzt zum Urquell alles Schönen!
Der Andre singt Dich an mit diesen Tönen.[66]

Auf diese Weise wird die Spielhandlung paratextuell mit Körners Erinnerung umgeben. Die Handlung situiert sich in den Befreiungskriegen und ist nicht allegorisch angelegt, obwohl die einzelnen Figuren ideologische Standpunkte verkörpern. In der ersten Hälfte des Spieles dominiert eine längere Diskussion über die ständische Gesellschaftsstruktur und über die Vorrechte des Adels, was ein zentrales Diskursthema der Zeit war. Der Junker (Greiffenhorst) will Übergänge zwischen den Ständen zulassen, geht aber davon aus, dass jedem Stand irgendeine substanzielle Rolle zusteht. Fouqué, der in mehreren Schriften für die Vorrangstellung des Adels plädierte[67], formulierte in der Gestalt des Junkers seine eigene Position.
Das Stück endet mit der ständischen Verbrüderung der Figuren, die gleich danach in die große Schlacht ziehen. Körner erscheint dabei als eine Idealgestalt[68], die die ständischen Schranken eliminiert und damit die Brüderschaft der Kämpfer sichert. Körner vereinigt nicht nur Leier und Schwert, sondern auch die Stände, wodurch er die nationale Einheit repräsentiert:

Da seht, mir fällt ein hübsches Beispiel ein!
Der junge Kampfessänger Theodor,
Der brave Körner, in der schwarzen Schaar
Mitfechtend diesen heil'gen Krieg, – was ist er?
Ein Ritter, […]

65 Fouqué, Friedrich Baron de la Motte: Jäger und Jägerlieder. Ein kriegerisches Idyll. Hamburg: Perthes & Besser, 1819., ohne Seitenzahl.
66 Ebd.
67 Stockinger, Claudia: Das dramatische Werk Friedrich de la Motte Fouqués. Ein Beitrag zur Geschichte des romantischen Dramas. Tübingen: Niemeyer, 2000, S. 152.
68 Stockinger spricht von einem „Tasso-Modell" (ebd.).

Ein kunstbegabter Bürgersmann, weil früh
Die Wissenschaft den Jüngling zu sich zog,
Und ihm die Saiten wunderhell erklingen! – (37 f.)[69]

Bald tritt ein Bote auf und berichtet über den Tod Körners. Nachher werden mehrere Lieder des Dichters gesungen.[70] Bemerkenswert ist, dass das Gedicht *Lützows wilde verwegene Jagd* mit dem Text „Preussens wilde verwegene Jagd" gesungen wird. (77f.)
Sowohl bei Brentano als auch bei Fouqué wird Körner als eine spielexterne Figur in den Dialogen heraufbeschworen. Bei Brentano als Sinnbild für das junge Kriegsopfer, dessen Tod romantisch stilisiert wird, bei Fouqué als eine Integrationsfigur für ein (konservatives) politisches Programm. Fouqué instrumentalisierte Körners Gestalt für Preußen, während Brentano sein Spiel für den Machtanspruch der Habsburger profiliert.

III.

Friedrich Kinds kurzes allegorisches Spiel *Die Körners-Eiche* (1814) und Adolph Schadens *Theodor Körners Tod oder das Gefecht bei Gadebusch* (1817) sind Festspiele, die zum Andenken Körners entstanden sind und den Dichter in den Mittelpunkt der Handlung stellen. Kinds Text ist eine kurze Allegorie, Schaden wiederum gestaltete ein historisch-realistisch anmutendes Spiel mit starker Symbolik. In beiden Texten spielt Körners Grabstätte eine zentrale Rolle und beide Texte tragen zur frühen Kultbildung Körners bei.
Der Dresdner Modeschriftsteller (Johann) Friedrich Kind (1768-1843), Redakteur und Autor von zahlreichen Erzählungen und Bühnentexten, unter anderen von dem Zrínyi-Roman *Die Belagerung von Sigeth* (1810), verfasste außer dem kleinen Festspiel auch Gedichte an Körner und an die Familie.[71] *Die Körners-Eiche* (1814) erschien als Separatdruck und in mehreren Werkausgaben[72], die neben Körners Werken auch Texte an und über den Dichterhelden publizierten. Somit kann das Spiel durchaus als verbreitet und bekannt betrachte werden.

69 Die besondere Rolle des Adels wird trotzdem nicht eliminiert. Stockinger meint treffend dazu: „Fouqué plädiert nicht für ‚Einheit' bzw. Vereinheitlichung von Nationen oder Ständen, sondern für ‚Einigkeit' und damit für Aufrechterhaltung von Differenzen." (ebd., S. 160).

70 Schwertlied (58), Lützows wilde, verwegene Jagd (77 f.).

71 Theodor und Emma. Eine Sage künftiger Zeit. In: Das Geschwister-Grab zu Wöbbelin. Leipzig: Karl Tauchnitz, 1815, S. 49 und [Lehmann, Friedrich Wilhelm:] Eichenkranz um Carl Theodor Körners kalligraphische Denkmäler. Gewunden von Friedrich Wilhelm Lehmann. Lebensbeschreibung und Todtenfeier Carl Theodor Körners. Halle: 1819, S. 185-188. Emma's Aeltern. In: Das Geschwister-Grab, S. 16-17, Todtenkranz, ebenda S. 25.

72 Unter den Früheren Werkausgaben zum Beispiel Theodor Körners sämtliche Werke I-IV. Stuttgart: Macklot, 1818, Bd. I, S. 259-268; Theodor Körners sämtliche Werke. Neue Ausgabe. Vollständig in zwei Bänden. Bd. 1. Gedichte. Stuttgart: Macklot, 1830, S. 384-390.

An einem offenen Grab unter einer alten Eiche wartet ein Greis. In der Ferne wird Körners Gedicht *Gebet während der Schlacht* gesungen. Der Leichenzug von Theodor Körner nähert sich der Eiche. Der Greis erweist sich als der Hüter des Grabes und will nur einer würdigen Leiche Einlass gewähren. Nach einigen Fragen und Antworten wird die Würde des Toten anerkannt und er darf an diesem besonderen Ort beigesetzt werden. Zugleich verschwindet der Greis. Seine (?) Stimme spricht aus der Eiche und ein Chor der Engel singt.
Im Anfangsdialog wird Körner unter anderen als genialer Dichter und Märtyrer des Vaterlandes vorgestellt, was in starker Opposition zur zeitgenössischen Kritik stand, da Körner in den ersten Jahren zwar als ein begabter, jedoch unreifer Dichter galt. Sein *Zriny*, mit dem er gegen das mythische Ungeheuer „Lernaea" (Napoleon) kämpfte, wird dabei hervorgehoben:

> Doch kaum, daß, wachsend gleich dem Ungeheuer
> Lernaea's, der Verderber uns bedroht,
> Da glüht' er auf in heil'gen Zornes Feuer,
> Und pries beneidend Zriny's großen Tod; (6)

Der Schluss mündet in christliche Symbolik, die Krieger beten kniend und wollen „zum Sieg des Rechts, zum Freiheitsmorgenroth" geführt werden (13). Das Spiel endet mit der dynamischen Strophe von Körners *Schwertlied*: „Der Hochzeitsmorgen graut – / Hurrah, du Eisenbraut! / Hurrah!" (13)
Besonders stark ist der religiös-kultische Charakter des Textes zu spüren. Historisch-politische Elemente erscheinen kaum, Kriegsziele werden, bis auf die unbestimmte Freiheit, nicht erwähnt, die Rolle des Volkes oder des Monarchen beim historischen Geschehen wird nicht thematisiert und auch ein konkreter historischer Kontext fehlt. Das kurze Spiel operiert mit antiken und christlich-religiösen Symbolen. Neben dem religiös anmutenden Kult um den Dichter wird auch zur Kultbildung der Grabstätte beigetragen und bewusst ein Erinnerungsort konstruiert. Parallel dazu wird im September 1814 die Grabstätte Körners bei Gadebusch ausgebaut und ein kleines Denkmal aus Gusseisen aufgestellt.[73]
Johann Nepomuk Adolph v. Schaden[74] (1791-1840) stellt in seinem Stück *Theodor Körners Tod oder das Gefecht bei Gadebusch* (1817)[75] ebenfalls den Helden-

73 Peschel/Wildenow: Theodor Körner und die Seinigen, Bd. 2, S. 122, Lehmann: Eichenkranz um Carl Theodor Körners kalligraphische Denkmäler, S. 91.

74 Johann Nepomuk Adolph v. Schaden (1791-1840), Schriftsteller, hinterließ ein reiches Werk, vor allem dramatische Texte.

75 Zitiert wird die Ausgabe 1817. Seitenzahlen unmittelbar im Text. Das Körner-Drama war Schadens Erstling. Der Erstausgabe (Schaden, Adolph: Theodor Körners Tod oder das Gefecht bei Gadebusch. Ein dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Berlin: J. W. Schmidts Witwe, 1817, S. X) folgte eine zweite, erweiterte Auflage (Ders.: Theodor Körners Tod, oder das Gefecht bei Gadebusch. Ein dramatisches Gedicht. Dem würdigen Herrn Vater des verklärten Sänger-Helden gewidmet von ---. 2., durchaus verm. u. verb., für die Bühne bearb. Originalausgabe. Berlin: Petri, 1821). Der Autor erwähnt einen Raubdruck (Schaden, Adolph von: Sentimentale und humoristische Rückblicke auf mein Leben. Leipzig: 1838, S. 103), von dem ich keine Spure gefunden habe. Zwei Aufführungen in Ludwigslust (1823, 1827) sind dokumentiert. Theaterzettel in KVK, GVK. Angaben in ADB und Schaden: Sentimentale und humoristische Rückblicke auf mein Leben, S. 103.

tod und die Grabstätte mit der Eiche als kultischen Ort in den Mittelpunkt. Das „Dramatische Gedicht“ für einen ganzen Abend greift die historische Situation auf und hat eine Handlung mit erkennbarem Anfang und Ende. Auf der Bühne ist von Anfang an die Eiche (Grabstätte) zu sehen und diese ‚Leerstelle‘ wird am Ende mit Körners Leichnam besetzt. Die kausal gestaltete Handlung wird jedoch an mehreren Punkten dermaßen retardiert, dass das Spiel stellenweise eine statische Struktur von thematischen Tableaus erhält. Die plakativ-symbolischen Figuren tragen zu diesem Charakter bei.

Körner und Graf Hardenberg sind als Lützower Jäger mit einer kleinen Truppe unterwegs und erhalten Nachricht von einer französischen Wagenkolonne. Hardenberg hat Bedenken, da die Franzosen in dreifacher Überzahl sind, aber Körner besteht auf den Angriff. Bei dieser Diskussion erscheint eine fliehende Frau mit ihrem Kind. Ihr Mann, der Besitzer eines naheliegenden Gutes, wurde von den Franzosen ermordet, die Frau wurde angegriffen, aber sie tötete den Anführer der Franzosen und konnte fliehen. Der Vorfall entscheidet den Streit, die Franzosen werden angegriffen.

Der verwundete Körner wird geholt. Von nun an erfolgt sein Sterben auf der Bühne, was fast ein Drittel des Bühnengeschehens ausmacht. (38-53) Nach längeren Gesprächen stirbt der Dichterheld, während sein *Schwertlied* gesungen wird.

Die Lützower ziehen erneut in die Schlacht, um Körner zu rächen. Auf der Bühne bleiben der tote Dichter und der alte verletzte Werner unter der Eiche. Nach der Schlacht wird die Leiche Graf Hardenbergs hereingebracht.

Neben der Konstituierung der Grabstätte als Erinnerungsort wird durch den Doppeltod Körners und Hardenbergs auch der Bund von Adel und Bürgertum repräsentiert.[76] Die Befreiungskriege erscheinen als die Vollendung des friderizianischen Erbes. Wie Fouqué, lässt auch Schaden einen Soldaten des alten Fritz auftreten, den achtzigjährigen [!] Werner, der den echten Untertanengeist repräsentiert. Graf Hardenberg kommentiert wohlwollend, wenn der alte Soldat den König lobt: „Des Führers Lob klingt schön aus Kriegers Mund.“ (12) Hardenberg signalisiert jedoch einen wichtigen Unterschied zu Friedrichs Zeiten: Die Gemeinschaft der Krieger wird nicht durch den militärischen Drill der Unteroffiziere zusammengehalten, sondern durch die gemeinsame Gesinnung, die Körners Dichtung ausstrahlt. (11) Diese neue Vorstellung von der Kriegsgemeinschaft, die in kulturell-symbolischer Repräsentation wurzelt, bedeutet eine grundlegende Wende in der Selbstrepräsentation des Nation und ist ein Grund dafür, dass der Krieg ein verlockendes Erlebnis für junge Bürgerssöhne werden konnte, wie es Mosse darstellt.[77] Die Kriegsziele werden in diesem Geiste gehalten und sehr allgemeinen formuliert:

76 Dabei ist es anzumerken, dass Bürgertum in diesem Kontext ausdrücklich das höhere Besitz- und Bildungsbürgertum bedeutet. Siehe dazu Schilling: „Kriegshelden”, S. 97.

77 Mosse: Gefallen für das Vaterland, S. 24 ff.

HARDENBERG
Für Recht, Tugend, Glauben und Gewissen –
Dafür nur fechten wir der Freiheit Söhne,
Und unser Feind ist Sklav' der Tyrannei. (24)

Das eigentliche Subjekt der Geschichte ist aber, wie in allen konservativen Narrativen, der Monarch, das Volk folgt nur seinem Ruf.
Körners Figur hat zugleich eine Christusparallele, da er sich die „großen Sünden unsers Volks zu sühnen" bereit erklärt. (41) Im Kontext solcher Stellen leuchtet auch der Name ‚Theodor' als Zeichen auf, es bedeutet ja Geschenk Gottes.

IV.

Seit dem fünfzigsten Jubiläum der Leipziger Schlacht und von Theodor Körners Tod zeichnet sich in den Texten eine Wende in der Form der Erinnerung ab, die auf den Generationswechsel zurückzuführen ist. In den Dokumenten tauchte von Anfang an der Wunsch auf, das lebendige individuelle Gedächtnis „zu einem generationenübergreifenden sozialen Langzeitgedächtnis"[78] umzuformen. Dazu gehörten u.a. die Bemühungen des Vaters um die Werkausgabe Körners, der Ausbau der Grabstätte zu einem Erinnerungsort, die Buchausgaben und die hier behandelten dramatischen Spiele zum Andenken Körners. Diese Gedächtnisstrategie ist bereits in Körners Dichtung angelegt, da das Selbstbild des Dichters ein Bild des Märtyrers war, dessen Langzeitgedächtnis in den Texten vorweggenommen wurde. Der gegenwärtige Kampf erscheint oft aus der Perspektive einer fiktiven Zukunft, wie etwa im Gedicht *Aufruf* (1813):

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz![79]

Lehmann beginnt sein *Vorwort* zur Gedenkausgabe *Eichenkranz um Carl Theodor Körners kalligraphische Denkmäler* mit der programmatischen Mahnung:
Eine der heiligsten Pflichten, welcher sich ganze Völker, wie einzelne Menschen, zu unterziehen haben, ist: das Andenken verdienter Männer zu ehren, und auf jede mögliche Weise ihr rühmliches Beispiel wirksam zu erhalten.[80]

78 Assmann, Aleida/Frevert, Ute: Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1999, hier S. 41.

79 [Körner, Carl Theodor:] Körners Werke 1-2. Hg. v. Hans Zimmer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut, o. J. [1893] (=Meyers Klassiker-Ausgaben), S. 88.

80 Lehmann: Eichenkranz um Carl Theodor Körners kalligraphische Denkmäler, S. IX.

Das Problem des Generationswechsels zeigte sich bereits beim 25. Jubiläum (1838). Bei einem rheinländisch-preußischen Freiwilligenfest in Köln meinte der Festredner, der ehemalige Lützower Karl Immermann: „Ein neues Geschlecht ist herangewachsen […]. Die Fünfundzwanzigjährigen kennen den Krieg nicht mehr, sie haben nur Friedenserinnerungen.“[81]
Das Festspiel von Julius Pabst (1817-1881)[82] *An Körners Grabe* (1863)[83] thematisiert diesen Generationswechsel. Das Spiel trägt idealtypische Merkmale des Festspieles: Es entstand für das Galaprogramm der Dresdner Körnerfeier 1863 zum fünfzigsten Todestag des Dichters, ist dementsprechend kurz, kompakt, es reflektiert mehrfach die Festsituation und deren breiteren Kontext. Die Spielfiktion wiederholt ebenfalls das Jubiläum, was die Figuren öfter zur Sprache bringen.[84]
Die Figuren, ein alter Lützower (Treufel), Gertrude und ihre Pflegetochter Emma sowie Emmas Verlobter Theodor, versammeln sich an Körners Grab unter der magischen Eiche. Der Ort ist heilig und mystisch, er hat eine besondere Ausstrahlung auf die Anwesenden, die merkwürdige und bedeutungsvolle Ahnungen haben. Das Schicksal jeder Figur ist verbunden mit Körners Grab. Treufel, der bei dem Begräbnis Körners anwesend war und sich als der Hüter des Grabes versteht, erzählt eine eigenartige Vision, die er vor fünfzig Jahren, kurz nach Körners Tod, am Grabe erlebt hat. Zwei Frauen kamen damals in der Nacht „in lichtem Kleide“, öffneten das Grab und warfen einen Kranz hinein. Daraufhin erzählt Gertrude, dass ihre damalige Freundin Louise, die Körner kannte, dem Dichter versprochen habe, einen Kranz auf des Dichters Sarg zu legen, wenn er sterben würde. Da sie ihr Versprechen beim Begräbnis nicht einlösen konnte, öffnete sie das Grab in der erwähnten Nacht und legte den Kranz nachträglich hinein. Sie waren die Frauen, die Treufel gesehen hat. Es stellt sich heraus, dass Emma Louises Tochter ist, die nach dem frühen Tod der Mutter die Pflegetochter von Gertrude wurde. Emma hat vor drei Jahren für diesen Jubiläumstag ein Treffen mit ihrem Verlobten vereinbart und Theodor kommt tatsächlich mit einer Gruppe von Burschenschaftlern. Emma und Theodor erweisen sich als würdige Erben der Tradition und empfangen kniend den Segen des alten Lützowers: „Die Heldenzeit, die einen Körner zeugte, / In deutscher Jugend lebt sie zündend fort“. (10)
Die Namen sind zudem symbolisch aufgeladen: Louise erinnert an Königin Luise, Theodor und Emma sind die Wiedergeburt von Theodor Körner und seiner Schwester Emma.

81 Immermann, Karl: Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine den dritten Februar 1838. In: Immermann, Karl: Werke in fünf Bänden. Hg. v. Benno v. Wiese. Wiesbaden: Athenaion, 1977, Bd. 5, S. 753-794, hier S. 766.

82 Dramatiker, Autor von mehreren Festspielen und Gelegenheitsstücken, ab 1856 Lehrer der Schauspielkunst in Dresden.(Angaben der DNB.)

83 Zitiert wird die Ausgabe 1863: Pabst, Julius: An Körner’s Grabe. Vorspiel in einem Act. Dresden: Meinhold und Söhne, 1863; Seitenzahlen unmittelbar im Text.

84 „Vor Anbruch dieses Tag’s, der hoch Dich [Körner (KK)] feiert“. Pabst: An Körner’s Grabe, S. 4. Ferner auch ebd., S. 5, 10, 18.

Auch der Wechsel von individueller zur kulturellen Erinnerung zeigt sich, da die jungen Leute keinen direkten Bezug mehr zum Zeitgeschehen von 1813 haben. Die Funktion des Drei-Generationen-Gedächtnisses[85] übernimmt der Erinnerungsort, der die Gegenwart mit der Vergangenheit unter Einbeziehung der Zukunftsperspektive verbindet.
Die analytische Dramenhandlung enthält sehr wenig konkrete historische Elemente, das Spiel betont nur das Problem des Generationswechsels und des Körner-Gedächtnisses. Woran genau erinnert wird und was Körner und die Vergangenheit für die Gegenwart bedeutet, wird nicht angesprochen. Nur der Heldentod für das Vaterland und die Aufhebung der ständischen Schranken in der nationalen Einheit werden erwähnt. (18)
Dadurch hebt sich das Festspiel von der National-Körner-Feier des Jahres 1863 hervor, die sowohl in Wöbbelin als auch in Dresden in liberal-bürgerlichem Geiste gehalten wurde. Dies zeigte sich in den Kontroversen um die Festorganisation und auch in den Festreden. In Wöbbelin hielt Friedrich Förster eine ausdrücklich revolutionäre Rede:

> […] wenn wir die Aufrichtung eines tausendjährigen Reiches erwarten, soll es nicht sein, ein von Oben her uns octroyiertes, nein, es soll sein ein Reich, hervorgegangen aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes und aus dem Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit […]. Noch einmal wird in diesem Kampfe wie eine Sturmflut daherbrausen Dein Schlachtgesang: ‚Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!'.[86]

1913: G. Hauptmann: Ein Festspiel in deutschen Reimen (1913)

Gerhart Hauptmanns Werk *Ein Festspiel in deutschen Reimen* (1913)[87] wurde am 31.05.1913 als Teil des Breslauer Festprogramms zum Zentenarium 1913 unter dem Protektorat von Kronprinz Friedrich Wilhelm v. Hohenzollern uraufgeführt.[88] Die Regie führte Max Reinhardt.
Das Spiel auf einer dreistufigen Bühne und einer Orchestra ist ein Panorama-Tableau der historischen Ereignisse von der Französischen Revolution bis zum Ende der Befreiungskriege. Es ist eine spannungsreiche Mischung der allegorischen und des „historisch-mimische[n] Ansatz[es]".[89] Massenszenen, Szenen mit historischen und/oder allegorischen Figuren markieren die einzelnen Ereignisse,

85 Assmann/Frevert: Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit, hier S. 37.

86 Förster, Friedrich: Geschichte der Befreiungskriege. 1813. 1814. 1815. Bd 1. Berlin: G. Hempel, 18647 (=Preußens Helden im Krieg und Frieden, Bd. 5. Unsere neueste preußische Geschichte, Bd. 3), S. 858.

87 Hauptmann, Gerhart: Festspiel in deutschen Reimen (1913). In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. v. Hans-Egon Hass. Bd. II, Dramen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1965, S. 943-1006; Seitenzahlen unmittelbar im Text.

88 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 85; Ders.: Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum. München: Beck, 2012, S. 446ff.

89 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 81.

die aus dem Strom der Geschichte selektiert werden. Die historischen Ereignisse erscheinen durch mehrfache Distanz: Ein an Goethes *Faust* erinnernde Rahmenhandlung mit einem Theaterdirektor und seinem Helfer Philistiades bilden eine Metaebene, die einzelnen Szenen erscheinen als Spiel im Spiel. Die ironische Selbstreflexion ist ein grundlegendes Element des Stückes.
Die historische Narrative nimmt ihren Anfang bei der Französischen Revolution und endet mit dem Sturz Napoleons. Die Revolution wird durch ihre ‚schlechte Seite', durch die Septembermorde (1792) repräsentiert, an dem Punkt folgt Hauptmann dem konservativen Narrativ, von dem sich das Bild des Heiligen Römischen Reiches bei Hauptmann jedoch deutlich abhebt. Das Reich zeigt sich in seinem *Inneren* vermodert, es wird nicht durch eine äußere Kraft zerstört. Ritter, Bischöfe und Juristen martern den Reichsadler, der „kotzt" und klagt: „Verrat! Verrat! Verfluchte Tat! / Ich ward zum Hohn und zum Spott im Staat." (963) Dies ist ein offensichtlicher Rückgriff auf Goethe.
Nach Bildern der inneren Zersetzung und der Erniedrigung von Jena (1806) erfolgt die Wiedergeburt, deren Quelle die Kultur ist. Talleyrand prophezeit bereits vor Jena, dass die Patrioten, die er spöttisch „Luftromantiker" (967) nennt, Schwierigkeiten bereiten werden: „Mir schwant, wir werden die großen besiegen, / aber dann mit diesen kleinen zu tun kriegen." (968) Dies ist wiederum ein offensichtlicher Rückgriff auf Goethe.
Fichtes *Reden an die deutsche Nation* und Blüchers einfache soldatische Parolen entzünden einen Volksaufstand von Dozenten, Studenten, Gymnasiasten und Jünglingen „aus allen Ständen". (996) Bemerkenswert, für das Jahr 1913 völlig unzeitgemäß und in der literarischen Tradition beispiellos ist dabei, dass der Volksaufstand (1813) aus einem Konflikt zwischen den Patrioten und denjenigen preußischen Truppen entsteht, die am Russlandfeldzug Napoleons teilgenommen haben. Der Name Yorks wird nicht erwähnt[90], aber die Wiedergeburt hat ihre Wurzeln in der Revolte und der Illoyalität, sie besitzt eine Eigendynamik und wird nicht durch den Monarchen initiiert.
Die Jünglinge werden von Stein, Scharnhorst, Jahn und Fichte zu einem griechischen Tempel geführt, wo Mutter Deutschland, inzwischen in Athene Deutschland umgewandelt, die Söhne als Opfer für das Vaterland anbietet. Inzwischen ertönen diverse Kriegslieder, unter anderen Theodor Körners Gedicht *Lützows wilde Jagd*. (1001) Dieser an sich konservative Schluss schlägt jedoch in eine klassische Friedensfeier um: Die Verwandlung zur Athene Deutschland bedeutet den Durchbruch des Humanismus. Athene Deutschland hält eine erschütternde und für den Entstehungskontext des Stückes überraschende Rede (1003) gegen den Krieg und für eine allumfassende Menschenliebe im Geiste Schillers *Ode an die Freude*. Es ist die Vision einer Menschheitsverbrüderung, in der soziale, kulturelle und nationale Differenzen ausgeklammert werden:

90 Zumindest nicht in diesem Zusammenhang. Sonst siehe Hauptmann: Ein Festspiel in deutschen Reimen, S. 1001.

Und alldurchdringend […]
erkenn' ich meines Daseins, meiner Waffen Sinn:
Die Tat des Friedens ist es, nicht die Tat des Krieges!
Die Wohltat ist es! Nimmermehr die Missetat!
Was anderes aber ist des Krieges nackter Mord? (1003)

Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.
[…]
Was trennt, ist Irrtum, Irrtum, der allein den Haß
entfesselt, ist Unwissenheit, ist nackte Not
des Hungers! […]. (1004)

Die Rede endet im Geiste der liberalen Tradition: Athene versteht den Kampf von 1813 als einen Kampf für die *innere* Freiheit:

Macht Deutschland von der Fremdherrschaft frei!
Sorget, daß Deutschland einig sei!
Und seid selber frei! Seid selber frei! (1001)

Die Wiederholung der Parole „Seid selber frei!" erinnert an das Vermächtnis des alten Attinghausens in *Schillers Wilhelm Tell*: „Seid einig – einig – einig". Bei Hauptmann wird die errungene Einheit ohne Freiheit korrigiert bzw. ergänzt. Das Problem der inneren Freiheit wird in der eher konservativen Festspieltradition fast völlig ausgeklammert. Der Schluss mit einer klassisch-liberalen Friedensvision wird mit einer Posse radikalisiert: Blücher, „Marschall Vorwärts", der gegen den friedlichen Schluss auf der Bühne protestiert, wird vom Direktor von der Bühne vertrieben, wie einst der Hanswurst durch die Neuberin von der Bühne vertrieben wurde.
Die politische Reaktion war massiv: Kronprinz Friedrich Wilhelm drohte aufgrund der Intervention des Kaisers das Protektorat niederzulegen, worauf das Festspiel am 16.06.1913 vom Programm abgesetzt wurde.[91]
Obwohl Hauptmann mit seinem Festspiel einen eindeutigen Anti-Kriegsdiskurs schuf, suchte er kurze Zeit später „den Schulterschluss zum allgemeinen Patriotismus-Diskurs der Kriegszeit".[92] Auf die Widersprüche und Details des Werks können wir jedoch hier nicht eingehen.
Theodor Körners Rolle in Hauptmanns historischer Vision ist nicht gering, wobei der Dichter auch hier nicht persönlich auftritt. Er und seine Dichtung erscheinen auf einer Metaebene als Zitat, als intertextueller Kontext. Bei der Soldatenweihe wird sein Lied *Lützows wilde Jagd* gesungen (1001) und in der Spielfiktion

91 Sprengel: Die inszenierte Nation, S. 100 f.
92 Sprengel: Gerhart Hauptmann, S. 478.

ist der ‚Wortführer' der Jünglinge (Erster Student) „Theodor Körner ähnlich". (997) Er sieht das Ziel in einer Dichtung, aus der der Kampfwille hervorwächst:

> Sie [Mutter Deutschland – K.K.] gebar Dürer, Luther, Melanchton,
> sie gebar den himmlischen Laut unsrer Sprache,
> nun soll sie gebären den Gott der Rache! (997)

Auch der „Zweite Student" predigt im Stil Körners den Heldentod, den die Jünglinge freiwillig, „nicht [als (K.K.)] bezahlte Landesknechte" (998) vollziehen wollen:

> Nackt werfen wir uns in den Höllenrachen,
> […]
> Denn es jubelt in uns von Todeslust,
> zu bieten dem Feinde Stirn und Brust. (998)[93]

Bemerkenswert ist, dass Körners Rolle mit der antimilitaristischen Wende der Spielhandlung endet. Seine Bedeutung ist auf die erste Handlungsphase beschränkt: Er ist nicht der Stifter jener Kultur, durch die eine Wiedergeburt möglich wird. Als Schöpfer dieser Kultur wird eher Fichte erwähnt, der die Jünger später mit Stein, Scharnhorst und Jahn anführt. Körner ist dabei ‚nur' ein Schüler des Meisters (der Meister) und nicht die konstitutive Kraft, wie in den Geschichtskonstruktionen von Fouqué und Schaden.

Insgesamt ist festzuhalten, dass Hauptmann *alle* Idole der Heldenzeit suspendiert und die Vision einer neuen Welt ohne Krieg und Hass evoziert. Goethe und Hauptmann treten aus der Diktion und Denkweise ihrer Zeit heraus und versuchen einen autonomen Diskurs zu gründen, in dem die Parolen und Stereotype der patriotischen Tradition nicht funktionieren. Die anderen Spiele bleiben den Koordinaten ihrer Zeit verhaftet. Es wird lediglich über Details gestritten, aber es herrscht Konsens darüber, dass die Welt durch einen Kampf zwischen Gut und Böse beherrscht wird, welche Differenz national, kulturell, sozial etc. belegt wird. Theodor Körner ist Teil dieser Welt und seine Gestalt ändert sich bei jeder Konkretion des Kampfes zwischen Gut und Böse. Bei Goethe und Hauptmann wird diese Dichotomie aufgehoben und dementsprechend endet auch die Rolle Körners. Bei Goethe erscheint er überhaupt nicht, bei Hauptmann nur bis zum erwähnten Wendepunkt. Für eine nähere Darstellung der Wandlungen Körners gibt es en dieser Stelle keinen Raum.

---

93 Bei Körner im *Aufruf* (1813): „Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber / Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber". Text nach Körner: Körners Werke .

Karl Vajda (Komárno)

Diesseits, Jenseits, Abseits. Zur Apokalyptik des Expressionismus.

Theoretische Vorüberlegungen

Welche literarischen Erscheinungsformen im allgemeinen als ‚abseits der Norm' zu bezeichnen seien und ob es der ausgeprägte Hang expressionistischer Lyrik zur nahezu eschatologischen Enderwartung im Konkreten denn zulasse, ihn abseits *der* oder jeglicher Norm zu verorten, ist jene theoretische Frage, die nun die folgenden Überlegungen zur Apokalyptik des Expressionismus leiten soll. Diese Frage scheint nach dem Verhältnis zwischen Literatur und Norm zu fragen. Wird diese Frage gleichwohl allen wissenschaftlichen Ernstes gestellt, so fragen wir, vielleicht ungewollt, auch mit, wie es um das Verhältnis zwischen der Literaturwissenschaft und der Norm denn bestellt sei.

Die Literatur bespricht, besingt, beklagt, bezweifelt und beschwört, mitunter das Unfassbare. Die Literatur stellt vor- und dar, nicht selten das Unvorstellbare. Die Literatur führt aus- und auf, bisweilen das Unsichtbare, dann und wann das Unscheinbare. Auch setzt sie manchmal gerade das Entsetzliche auf, bringt das Unerhörte zu Gehör, spricht das Unaussprechliche aus. Sie betont und behauptet, nicht selten das Unsägliche. Literatur ist in diesem komplexen Sinne Behauptung, ja die Selbstbehauptung von Unsäglichem.

Literaturwissenschaft ist die Wissenschaft von der Literatur. Ist sie denn mitunter auch die Wissenschaft von der Selbstbehauptung des Unsäglichen, des Unerhörten und des Entsetzlichen?

Obwohl die Literaturwissenschaft nur vor knapp zweihundert Jahren ihren Platz unter der Humaniora einzunehmen und ihre Lehrstühle an den Universitäten eingerichtet zu bekommen begann, ist sie in ihrem Kern so alt wie die Philosophie selbst. Die Literaturwissenschaft geht ja auf die metaphysische Grundlegung der griechischen Klassik zurück. Sie ist mithin einem mehr als zweitausend Jahre alten Konzept verpflichtet. In ihren tiefsten und massivsten theoretischen Fundamenten gründet sie in der Poetologie des Aristoteles. Diese ist eine ἐπιστήμη, ἐπιστήμη περὶ ποιητικῆς. Das griechische Wort ἐπιστήμη heißt sowohl Erkenntnis als auch die öffentliche Bekundung und Pflege derselben. Sie meint mithin keineswegs das Verwalten von Gewusstem, das dem Unwissenden den Weg zum Wissen ebnen und ihn schließlich in den Bescheid wissenden Zustand der

Wissenschaft versetzen soll. Sie dient vielmehr dem kundigen Fragen und dem Erkennen als solchem. Sie ist somit mehr Erkenntnis als Kenntnis, kurzum mehr Erkennenschaft als Wissenschaft. Wir sind es heute gewohnt, über diese Unterschiede zur Tagesordnung eines gut funktionierenden Wissenschafts- und Universitätsbetriebs zu übergehen und unbeschwert von Wissenschaft zu sprechen. Ja, wir nehmen sogar selbst schon am Wort *Erkennenschaft* Anstoß. Solche begriffliche Haarspalterei mutet uns haarsträubend an. Von der Erkennenschaft, der das Man der Wissenschaft sogar die Berechtigung aberkennt, bis hin zur Wissenschaft führt ein denkbar langer und nicht unbeschwerlicher Weg abendländischer Wissenschaftsgeschichte. Es gilt hier diesen nicht abzuschreiten. Zweifaches muss dennoch festgehalten werden: 1.) Der Weg von der Erkennenschaft zur Wissenschaft verlangt uns nicht deshalb so viel Mühe ab, weil er etwa durch steiniges Gelände exakter Terminologie zügig ins Hochgebirge moderner Wissenschaftlichkeit hinaufführt. Er ist vielmehr deshalb mühselig, weil er nach der Gipfelregion metaphysischer Fragen aristotelischer Dichtungslehre, unterwegs in die Niederungen des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebs, rasch an theoretischer Höhe verliert und uns auf steilster Route in die Abgründe zwingt. 2.) Wir dürfen nicht aus den Augen verlieren, dass die Tradition altgriechischer Weisheitslehre die ἐπιστήμη im Sinne der öffentlichen Bekundung und Pflege der Erkenntnis mit der Autorität des Platon als diejenige richtige Erkenntnislehre, als dasjenige Erkenntniswort (λόγος ἀληθὴς) definiert hat,[1] die sich bei jedem Durchdenken als unumstößlich erweist. In der Tat sind die in der griechischen Antike gründenden poetologischen Fundamente der heutigen Literaturwissenschaft so fest, dass keine noch so radikale Innovation der Literaturtheorie daran auch noch zu rühren, geschweige denn zu rütteln vermag. Literatur wird dabei seit Aristoteles als Kunst und Handwerk, mit einem Wort als τέχνη, verstanden und verständlich gemacht. Diese Kunst von Dichtern und Schriftstellern bringt in Analogie zu den anderen Handwerken Gebrauchsgegenstände, literarische Kunstwerke hervor, die aus dem Rohstoff Sprache gefertigt, jeweils in unterschiedliche Form gebracht, in materieller Unmittelbarkeit vorliegen und Wirkungen hervorrufen.[2] Als würde hier die moderne Literaturwissenschaft einer alten *Figura etymologica* folgen, wirken Werke auch im Deutschen. Sie sind sogar ja erst wirklich, was sie sind, wenn sie die in ihnen angelegte Funktion verwirklichen und auf den Menschen einwirken, in ihrer Seele Effekte auslösen, um sie schließlich von diesen zu läutern und in diesem gereinigten Gemütszustand aus der literarischen Wirksamkeit oder Wirklichkeit des jeweiligen literarischen Werks zu entlassen (κάθαρσις).[3] Dabei legt der Dichter als Erzeuger

1 Definitiones, 414 b-c.
2 De arte poetica, 1449b 20-31.
3 Ebd., 1449b 26.

(Poet, Urheber) und Hersteller (Schriftsteller) Hand ans Werk. Dieses gelangt dabei als eine materielle Substanz in den Blick poetologischer Forschung und in die fachkundige Hand künstlerischer Schöpfungskraft. Der Poet, der Schöpfer, der Verse-, Dramen- und Eposmacher entledigt es dabei überflüssiger Stoffreste. Auch setzt er dann nötige Teile und Stoffe hinein, wie etwa der Baumeister Tore in ein Haus baut.[4] Aus diesem hylemorphischen Literaturverständnis und der ihm zugrundeliegenden Handwerksanalogie erwächst der Literaturwissenschaft jedoch nicht nur ein technonomisches Selbstverständnis, sondern auch der Zwang, das literarische Geschehen in zwei zeitlich unterschiedliche und wesentlich verschiedene Bewandtnis- und Ereignisstrukturen zu trennen, nämlich in Produktion und Rezeption. Das einzige Bindeglied ist das in beiden Phänomenalstrukturen identisch gesetzte literarische Kunstwerk, dieses Sprachgewebe, diese verbale Textilie, deren Fäden der Poet webt, damit der Empfänger sie wieder aufliest, auf dass sie endlich durchwoben werden.[5] Da es bei der Dichtung um eine τέχνη, um ein herstellendes Handwerk geht,[6] ist sie jedoch keineswegs nur das Geschäft des Poeten. Sie ist vielmehr ein Geschäft zwischen Produzent und Rezipient. Denn wer den Dichter als Erzeuger denkt und konkrete Literatur in eins damit als Kunstwerk versteht, muss sich auch damit abfinden, so hohe Kunst die Dichtkunst auch immer sei, den Rezipienten als Konsumenten mitverstehen zu müssen. Ist nun der Zuschauer oder Leser Abnehmer der Produkte dichterischen Handwerks, so muss er dem Dichter Sonderwünsche in Auftrag geben dürfen. Die Dichter sind in der Tat willige Handwerker. Sie gehen auf diese Wünsche eifrig ein.[7] Welcher Handwerker könnte sich denn leisten, die Wünsche seiner Kunden in den Wind zu schlagen?

Die moderne Literaturwissenschaft beruht auf der Poetologie des Aristoteles. Sie ist Wissenschaft von der Dichtkunst als poetischem Handwerk und von poetischen Kunstwerken. Sie kategorisiert und katalogisiert alles, was im Umfeld der Literatur als Herstellungskunst in Erscheinung tritt. Die Literatur gibt sich jedoch, abseits der poetologischen Blickbahnen, als die Selbstbehauptung von Unsäglichem in Erfahrung. Das bringt die Literaturwissenschaft in die paradoxe Lage, unter anderem mehr auch das Unerhörte, das Unsägliche und das Entsetzliche der Literatur nach bestimmten kunstmäßigen Gesichtspunkten in eine plakativ-explikative Struktur bringen zu müssen. Sie wird ja dem Anspruch einer applikativen Wissenschaft erst gerecht, wenn und insofern sie die Literaturtheorie und ihre poetologischen Grundlagenkenntnisse in philologische Praxis umsetzt,

4 Ebd., 1453b 11-14.

5 Flusser, Vilém: Kommunikologie. Frankfurt: Fischer 1998, S. 40.

6 Poesie (ποίησις) bedeutet ja ursprünglich Herstellung, Erzeugung, Machen.

7 ἀκολουθοῦσι γὰρ οἱ ποιηταὶ κατ᾽ εὐχὴν ποιοῦντες τοῖς θεαταῖς. De arte poetica, 1453a 34.

sie ausübt, d.h. sie zur Geltung bringt, indem sie sie operational üblich macht. Daher ist das literaturwissenschaftlich Tunliche auch das Übliche. Das Unübliche hingegen ist in der Literaturwissenschaft ein ernsthaftes Übel.[8] Das Unübliche befolgt und beweist ja keine Regeln. Sie drängt statt des Allgemeinen das Besondere in den Blick. Somit tilgt das Unübliche nachgerade jeden epistemologischen Vorteil der Dichtung,[9] der sie in den Augen des Aristoteles philosophisch aufgewertet und würdig gemacht hat, der Dichtungskritik des Platon entrissen zu werden und trotz der platonischen Verbannung aus dem Reich der Philosophie im Umfeld der Akademie als angebrachtes, angemessenes, kurzum normales Erkundungsfeld freigegeben zu werden.

Während das Übliche aus der Gewohnheit des Erfahrungsgemäßen abstrahiert ist und als Allgemeines gelten kann, entspringt und entspricht das Unübliche der Ausnahme. Das Unübliche verhilft dem Unregelmäßigen zur Geltung und dem nicht Gesetzmäßigen zum Durchbruch. Während das literaturwissenschaftlich Übliche die Gewähr für die normative Nachvollziehbarkeit und somit für die Wissenschaftlichkeit der philologischen Forschungspraxis ist, erweist sich das Unübliche als das Gefährliche, ja mehr noch: als Gefahr. Im Unüblichen läuft die Literaturwissenschaft ja Gefahr, den aristotelischen Boden unter ihren hylemorphischen Grundsätzen zu verlieren. In der Ausübung des Üblichen kann sie hingegen ihre Bestimmung erfüllen und zur Kundgabe von Wissenswertem, d.w.s. zur Maßgabe an die Wissenden werden. Nur so kann Literaturwissenschaft sein, wozu sie im poetologischen Grundkonzept des Aristoteles seit eh und je bestimmt ist, nämlich kunstmäßig normative Durchleuchtung eines Phänomenalbereichs, der durch eine gewisse Bewandtnisganzheit (Produktion-Reproduktion, Werk-Wirkung-Wirklichkeit) durchdrungen ist.

Da Literaturwissenschaft seinem epistemologischen Auftrag gemäß das Literarische, darunter das Undenkliche, Unerhörte, Unsägliche und Entsetzliche, kurzum das schier Außerordentliche, zu ordnen hat, muss sie es ausgerechnet in eine Ordnung aufnehmen. Dies allein sichert ihr jene Normalität und Sachlichkeit, die jedem normalen Forschungsbetrieb geziemt. Allein schon dem objektivistisch gefassten Gegenstandsbegriff der Literaturwissenschaft scheint eine bemerkenswerte normative Kraft innezuwohnen.[10] Noch komplexer wird die Frage der

8 Es ist schon bezeichnend, wenn in einer durchaus bedachtsamen, ja philosophischen Disziplin die Bezeichnung unbedenklich für etwas methodisch Richtiges steht, mithin von der Warte der Norm aus zum Lob werden konnte.

9 Der arte poetica, 1451b 5 ff.

10 Die Normativität des auf dem Grundsatz der Fiktionalität beruhenden „Literaturbegriffs ist unübersehbar. Aus autonomieästhetischer Sicht sollen literarische Texte fiktional, zweckfrei und polivalent sein. Fiktionalität, Zweckfreiheit und Polyvalenz sind, anders gesagt, ebenso Wesens- wie Wertzeichen von Literatur.“ Worthmann, Friederike: Literarische Wertungen. Vorschläge für ein deskriptives Modell. Wiesbaden: Deutscher Universität-Verlag 2004, S. 34.

Normativität der Literaturwissenschaft, wenn wir jene kulturphilosophisch-anthropologischen Zusammenhänge nicht außer Acht lassen, die sich aus dem ordnenden und systematischen Grundzug der Literaturwissenschaft ergeben.[11]
So schwer dabei universitäre Bildungs-, Publikations- und Unterrichtspflichten im Einzelnen auch immer ins Gewicht fallen, darf die literaturwissenschaftliche Norm keineswegs nur als die Erfüllung der Planvorgaben eines pflichtbewussten Wissenschafts- und Universitätsbetriebs verstanden werden. Norm besagt vielmehr, wie seit dem lateinischen Mittelalter bis in die Postmoderne hinein immer, dasselbe wie Richtschnur. Die Norm gibt der Philologie das rechte Maß zur Vermessung der inneren Dimensionen des literarischen Wissensbereichs an die Hand. Sie entscheidet über Angemessenheit und Vermessenheit jedes konkreten Forschungsansatzes. Norm regelt und ordnet.[12] Sie trennt billiges von unbilligem Ermessen und beraumt dadurch jenen Ermessensspielraum erst überhaupt an, innerhalb dessen ein ‚Pluralismus von Forschungsansätzen' möglich ist und der Literaturgelehrte das seinerseits Gelernte zu lehren, das Eingeübte auszuüben hat. Der Norm als konsensueller Richtschnur fällt somit auch zu, jene Grenzlinie kenntlich zu machen, die es auf keinen Fall zu überschreiten gilt, um nicht der Kritik eines Faches, nämlich des gesamten Faches, preisgegeben zu werden, die innerhalb gewisser Grenzen über tunlich und verwerflich entscheidet, urteilt, ja richtet, eben mit Hilfe der Richtschnur, der Norm.
Wissenschaftsgeschichtlich kritische Zeiten sind jene, in denen diese Art Kritik nicht durch äußere Anfechtungen, etwa durch andere Disziplinen oder grundsätzlich neue Denkansätze, sondern im gewöhnlichen Tagesablauf des wissenschaftsinternen Forschungsbetriebs öfter nötig wird, weil sich die Überschreitungen der Norm enorm häufen. Die κρίσις, die Trennung, Scheidung und Auseinanderhaltung von Angemessenem und Unangemessenem, von Zweckdienlichem und Unzweckmäßigem, hält sich ja an jene Grenzlinie der Norm, die, aus welchem Grunde auch immer, obsolet geworden ist. Die Überwindung einer literaturwissenschaftlichen Krise ist daher nichts anderes als die Verschiebung, die Verlagerung der Norm.
Die Norm erweist sich somit ausgerechnet in einer Krisenzeit erst recht als ein-, aus- und umschließende Grenzlinie. Einschließen kann die Norm gleichwohl nur, weil sie in Wahrheit eine horizontale Umgrenzung ist. Sie eröffnet erst über-

11 „Die Integration diversifizierter Wissensbestände in ganzheitlichen Synthesen setzt nicht nur dem Relativismus einer sich selbst genügenden Philologie scheinbar sichere Normen des Wissenswerten entgegen, sondern stellt auf drängende Fragen der kulturellen Orientierungssuche zugleich bildungsidealistische ›Ethikangebote‹ bereit." Klausnitzer, Ralf: Kulturen des Wissens, Wissen der Literatur. Kreuzungen auf theoretischer Ebene. In: Magerski, Christine (Hg.): Literaturwissenschaft im Wandel. Aspekte theoretischer und fachlicher Neuorganisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, S. 113.

12 Vgl. Heidegger, Martin: Der Weg zur Sprache. In: Derselbe: Unterwegs zur Sprache. Stuttgart: Neske [11]1997, S. 259.

haupt jenen Horizont, in dem die Erwartungen der Normalität in Erfüllung gehen sollen. Norm und Erwartung sind in ihrer konkreten Unmittelbarkeit zwar Variablen, mithin unterliegen sie der ständigen Möglichkeit, zugunsten einer anderen Norm und einer anders gearteten Erwartung aufgegeben zu werden, allein folgt aus dem Wesen der Norm zudem, dass sie stets nur zugunsten einer anderen Norm preisgegeben werden kann. Während also Norm und normativer Horizont Variablen sind, sind Normalität und Normativität Konstanten der Literaturwissenschaft. Die Gewähr einer konkreten Norm rührt von dem Immerwähren der Normalität als ständiger Maßgebung einer Norm. Daher die ausgeprägte Neigung jeglicher Norm, sich als seit eh und je gegeben zu geben: Jeder Norm kommt es auf das Eigentliche an. Das Wesentlichste und Eigentlichste der Norm ist indessen die jedweder Norm zugrundeliegende Normalität. Diese fügt sich in ihr immerwährendes, d.h. in ihre immer neuere Normen gewährendes Anwesenheit (Beständigkeit) eigentlich in dem Augenblick erst recht, wenn eine obsolet gewordene Norm einer neuen weicht. Erst die Variabilität der Norm sichert die Konstanz der Normalität. In ihrem Verfall verfällt die Norm dem nichtend-einrichtenden Grundzug der Normativität. Die Normalität ist zugleich destruktiv und konstruktiv. Der Verfall der Norm ist also, auf das Wesen der Norm besehen, weder Zerfall noch Unfall. Er ist nur ein Vorfall, in dem der Störfall des poetologischen Forschungsbetriebs zwar auffällt, aber zugleich auch behoben wird. Die Normkrise gibt sich, ontologisch gesprochen, als beständige Fälligkeit der Norm, forschungsgeschichtlich gedacht hingegen, als Innovation in Erfahrung. Die beständige Fälligkeit der Norm ist, ontisch gedacht, die Normativität.
Was sich innerhalb einer Norm, innerhalb eines bestimmten Erwartungs- und Erkenntnishorizonts befindet, nennen wir das Normale. Jenes, was uns anhält, drängt, ja mitunter zwingt, stets im Geltungsbereich der Norm zu bleiben, d.h. uns normalwissenschaftlich zu verhalten, heißt das Normative. Die Literaturwissenschaft ist eine normative Wissenschaft. Im Gegensatz zu normativen Poetiken verschafft sich die Normativität der Poetologie gleichwohl nicht in Form etwaiger Vorschriften für die Literatur Geltung. Norm und Normalität der Literaturwissenschaft beziehen sich nicht auf den Gegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung. Sie gehören vollends zu ihrer Entelechie selbst.
Das ewige Wechselspiel variabler Norm und konstanter Normativität führt nicht nur zur Entstehung immer neuerer Methodenkonstrukte. Es konstituiert überhaupt erst die Literaturwissenschaft als solche. Dabei ist die Normalität der Philologie jenes, das uns anhält, drängt, ja mitunter zwingt, innerhalb der Norm des poetologischen Geltungsbereichs der Literaturwissenschaft zu bleiben. Im Übrigen ist uns alles freigestellt. Wir können uns unter den zahlreichen üblichen und normalen Ansätzen der Literaturtheorie für jenen einen entscheiden, der uns am meisten zusagt, d.h. am zweckdienlichsten zu sein verspricht.

Apokalyptik: das Jenseits historischer Normativität

Eschatologischen Enderwartungen sind durchaus literarische Theologeme, die nicht nur relativ späten Phasen der Religionsgeschichte entstammen, also Früchte einer langwierigen Entwicklung sind, sondern auch Ausdrücke einer Religiosität, die bereit ist, die Tempelhallen gottesdienstlich-konventioneller Liturgie mit der Zyklizität und der Berechenbarkeit ihrer nonverbalen Gleichnishandlungen hinter sich zu lassen und in die kosmischen Weiten einer monotheistisch-universalen Offenbarungsliteratur aufzubrechen, mithin gänzlich literarisch zu werden.

Die griechische Bezeichnung *Apokalypse* ist ja eine substantivische Prägung zum Zeitwort und somit zur Tätigkeit des ἀποκαλύπτειν, des enthüllenden Offenbarens. Fern ab von jedwedem Tempelbau und abseits von der Sicherheit altehrwürdiger Konventionen, gleichsam im theologischen Abseits prophetischer Einsamkeit. Im apokalyptischen Wort weicht die alte Heilsgewissheit des Regenbogens der in angstvoller Frömmigkeit hoffenden neuartigen Erwartung einer verheerenden Zeitenwende, deren vernichtende Kräfte Sünder und Gerechte gleichermaßen überraschen und überrollen. Die fromme Gewissheit des Gläubigen, der noch so fest und entschlossen auf den Tag des Jüngsten Gerichts hofft, bezieht sich ja nur auf den Eintritt des Weltendes und der damit verbundenen kollektiven Erlösung des jüdischen oder des Kirchenvolkes, nicht aber auch auf das eigene Heil, dieses bleibt in der Schwebe einer bangen, mitunter zaghaften Hoffnung, die umso festeren Glaubens bedarf, je schwächer sie ist. Zeit und nähere Umstände des Weltgerichts, beispielsweise das eigene Schicksal, bleiben ja in jenem Nebelstreifen geoffenbarter Wahrheiten schweben, die aus der Ehrfurcht vor dem allmächtigen und gerechten Gott blanke Gottesfurcht werden lassen.[13]

Während Ekpyrosen und Kataklismen als mythopoetische Grundfesten monotheistischer Religion in eine relativ frühe Phase schriftlicher oder mündlicher Offenbarung gehören und von einem göttlichen Wohlwollen zu berichten wissen, das sich durch gerechten Lebenswandel und durch Friedensopfer durchaus erwirken lässt,[14] denn die Schale der Sünden schließlich doch aufzuwiegen ver-

13 „Das Anbrechen des neuen Äons ist nicht an Bedingungen geknüpft, die von den Menschen zu erfüllen sind, sondern es ereignet sich zu der von Gott bestimmten Zeit, die sein Geheimnis ist. Die Apokalyptiker bemühen sich, dieses Rätsel zu lösen und aus den Zeichen der Zeit zu errechnen, wie nahe das Ende ist.“ Bultmann, Rudolf: Geschichtsverständnis im Griechentum und Christentum. In: Derselbe: Glauben und Verstehen 4. Tübingen: Mohr ^{5}1993, S. 97.

14 Die Sintflut kommt über die Erde, weil sie voller blinder Gewalt (חמס - Chamaß) wurde (Gen 6, 11). Noah entkommt der Gottesstrafe, weil er gerecht und fromm ist (Gen 6, 9). Nachdem Noah die Arche verlassen hat, baut er einen Altar und bringt darauf Brandopfer (עלת) dar, an denen Gott Gefallen findet und mit ihm als einzigem Vertreter der Menschheit den allerersten Bund, den Bund des Regenbogens, schließt (Gen 8, 20-9, 11).

mag, kommen Endzeiterwartungen in einer Zeit auf, in der die kollektivsingulare und universale Heilsgeschichte mit der Vorstellung der die ganze Geschichte lenkenden Gerechtigkeit Gottes fundamentaler Grundzug des Glaubens ist. Obwohl die apokalyptische Enderwartung auch einem Neuanfang nach dem erwarteten Ende entgegenhofft und entgegeneifert, auch wenn nur von dem Abschluss einer Welt, nämlich dieser Welt (עולם הזה), die Rede ist, impliziert die apokalyptische Sicht monotheistischer Frömmigkeit nie bloß eine Vollendung der universalen und kollektivsingularen Heilsgeschichte, sondern zugleich auch ihren Zusammenbruch[15] eben am Ende aller Zeiten.

Das im heilsgeschichtlichen Anfang der Schöpfungsgeschichte (im Akt des Sündenfalles) so klein und kleinlich Begonnene muss dabei ins Kosmische und Universale ausgeweitet zum Ende kommen.[16] Nichts wäre indessen ein größeres Missverständnis, als würden wir annehmen, die Apokalyptik gewähre mit ihrer zeitkritischen Brisanz einen neugierig-elektrisierenden Blick ins Jenseits. Im Gegenteil, die apokalyptische Literatur kündet von Künftigem, von Kommendem, in eins damit vom Verfall des Herkömmlichen und Abkünftigen. Sie kündigt eine künftige Welt, einen kommenden Äon (עולם הבא) an,[17] die eben deshalb künftig und kommend heißt, weil sie diese jetzige Welt überkommt, wie den Sterbenden die Todesschmerzen überfallen. Erst in dieser Überdimensionierung des noch nicht Erlösten, des Erlösungsbdürftigen, kann das Übel und das Unheil so zügellos wüten,[18] dass selbst Fromme und Gerechte in seinem Wirbel untergehen und Gottes sonst ewige und immerwährende Gerechtigkeit für einen heilsgeschichtlichen Augenblick auszusetzen droht.[19] Der Abschluss der Geschichtlichkeit der vormessianistischen Zeit macht den Anschluss an die ‚kommende Welt' erst überhaupt möglich.

15 Vgl.: Scholem, Gershom: Die jüdische Mystik. Frankfurt: Suhrkamp [5]1993, S. 270.

16 „Der Mythologischen Vorstellung von der Geschichtswirksamkeit des adamistischen Falls entspricht auf der anderen Seite der ebenfalls mythologische Gedanke von der eschatologischen Aufhebung der Geschichte." Harnisch, Wolfgang: Verhängnis und Verheißung der Geschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969, S. 133.

17 Diese neue und abstrakte Bedeutung des hebräischen Begriffs, der in den biblischen Schichten der Sprache noch ausschließlich eine temporale Bedeutung hatte und Ewigkeit oder Weltzeit meinte, entsteht unter dem nur zu deutlichen Einfluss des hellenistischen Begriffs αιών.

18 Vgl.: Sanhedrin 97a.

19 „Indem der geschichtliche Äon mit dem nachgeschichtlichen Zeitraums des Heils konfrontiert wird, erhält er als ganzer das Gepräge einer dem Heil vorausgehenden, von ihm bis zuletzt radikal geschiedenen Zeit des Unheils. Gemessen am künftigen Äon erscheint die gesamte ihm vorauslaufende Weltgeschichte als ein unter dem Vorzeichen des Übels stehender, vom Makel des Todes befleckter und vom Ungemach vielfältiger Leiden und Bedrängnisse erfüllter Zeitraum." Harnisch: Verhängnis und Verheißung, S. 133.

Wird die zuerst als religiöse Heilsgeschichte konzipierte kollektivsinguläre Weltgeschichte als ein Vorgang verstanden, in dessen Mitte die zeitliche Abfolge einer als einzige gigantische Sage erzählbaren Ereignisfolge als roter Faden oder als normative goldene Richtschnur ausgespannt heilsgeschichtlichen Ursprung und weltgeschichtlichen Endpunkt verbindet, dann muss das in der Enderwartung erhoffte Weltende auf einen Punkt, einen Zeitpunkt, verweisen, der jenseits dieser Norm liegt und sich mit ihr nicht messen lässt. Ist dem nun so, dann erweist sich Apokalyptik als die radikale Absage an die geschichtliche Normativität.

Apokalyptik und Moderne

Es ist ein bekannter Geheimplatz der Literaturgeschichtsschreibung, dass der Expressionismus zu düsteren Visionen vom bevorstehenden Weltende neigt und besonders in seiner frühen Phase oft in einem „apokalyptischen Grundton“[20] spreche, ja dass er sogar von apokalyptischem Denken nachgerade erfüllt sei.[21] Bereits die Überschrift der von Kurt Pinthus besorgten Anthologie expressionistischer Dichtung (*Die Menschheitsdämmerung*) bezeugt die Relevanz der Apokalyptik für den Expressionismus. Sie markiert aber auch die vordergründige Irritation, die von expressionistischer Lyrik ausging. Schon lange vor dem Ersten Weltkrieg entstehen expressionistische Gedichte, die apokalyptische Vorahnungen einer Zeitenwende zu ihrem Inhalt, manchmal sogar zu ihrem Titel haben. Im Jahre 1905, also ein knappes Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, erscheint Else Lasker-Schülers *Weltende*. Es hat folgenden Wortlaut:

Es ist ein Weinen in der Welt,
als ob der liebe Gott gestorben wär,
und der bleierne Schatten, der niederfällt,
lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
das Leben liegt in aller Herzen
wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen –
es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
an der wir sterben müssen.

20 Nöther, Matthias: Als Bürger leben, als Halbgott sprechen: Melodram, Deklamation und Sprechgesang im wilhelminischen Reich. Wien: Böhlau 2008, S. 194.

21 Beer, Edit Judith: Die Apokalypse im Bild. In: Zwahlen, Sara Margarita (Hg.): Endzeiten – Wendezeiten. Kunsthistorische Vorlesungen. Bern: Peter Lang 2004, S. 93.

Indem wir konkrete Literatur in ihrem Wortlaut zitieren, betonen wir indessen nicht den textuellen Korpus, folglich die stets implizierte hylemorphische Analogie zwischen der Erschaffung des Menschen durch Gott und der Produktion des Kunstwerks durch den Autor. Wir betonen vielmehr das ontologische Gegenteil. Erst in ihrem Wortlaut, erst in ihrem Hörbar-Werden, mithin dadurch, dass literarisch gesprochen, gelesen und gedacht wird, entsteht Literatur. Dichtung als solche ist uns nie im Dichten, sondern stets nur im Vollzug der Rezeption zugänglich. Die altehrwürdige grammatisch-poetologische Terminologie, die sich an produktionsästhetischen Grundlehren der Handwerksanalogie orientiert und deren wir uns nun im Folgenden bedienen, darf über diese hermeneutisch-ontologische Erkenntnis nicht hinwegtäuschen.

Im Wortlaut des Gedichts klingt Nietzsches epochale Sentenz von Gottes gewaltigem und gewaltsamem Tod mit an.[22] Sie verbreitet, durch den akustischen Nachdruck eines weltweiten Weinens, größte Unsicherheit. Das Weinen, das schluchzende Trauern der von Gott erschaffenen Welt beschwört eine universale Sorge um die Fortexistenz eines Weltalls, dem der Schöpfer und Erhalter verloren gegangen ist. Dieser bangenden und trauernden Sorge setzt sich, durch den Konjunktiv etwas abgeschwächt, die Liebe zwischen Frau und Mann entgegen. Sosehr sie den Erhalt der Menschheit sichert und impliziert, kann die Liebe zwischen Frau und Mann den Tod Gottes oder mindestens dessen Möglichkeit keineswegs aufwiegen. Im Gegenteil, die Liebe impliziert, ausgedrückt durch die Modalkonstruktion *sterben müssen*, Verhängnis und Tod. Auch bleibt es im Verborgenen, wo die Unvermeidlichkeit des Todes herrührt. Wären wir in solchen theologisch nicht unbelasteten Zusammenhängen zum radikal mythopoetischen Denken bereit, so müsste Gottes Tod nachgerade die Aufhebung menschlicher Sterblichkeit zur unmittelbaren Folge haben. Laut der biblischen Erzählung des Sündenfalls war es ja Gott, der über das sündig gewordene, bis dahin jedoch unsterbliche Menschenpaar den Tod durch erdgebundenes Leben verhängt hat.[23] Würden wir den Mut aufbringen, uns im Geltungsbereich der Märchenliteratur aufzuhalten, so müsste der Zauber und der Bann, so mächtig er auch immer gewesen sei, durch den Tod dessen, der ihn erwirkte oder verhängte, aufgehoben und getilgt sein. Liegt hier der Fortbestand menschlicher Sterblichkeit an unserem fehlenden Mut, das Gelesene mythopoetisch nach dem Muster der Kindheitsmärchen zu verstehen? Oder an dem Konjunktiv des irrealen Vergleichssatzes, mithin daran, dass Gott in Wahrheit doch nicht tot ist, sondern die Welt – sicher mit Grund – dem Zustand des Trauerns verfallen ist, als wäre etwa Gott gestorben? Sollten wir die erste Frage mit Ja beantworten müssen, dann wür-

22 „Gott ist todt! Gott bleibt todt! Und wir haben ihn getödtet!“ Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft. Drittes Buch Aphorismus 125 „Der tolle Mensch“ (= Kritische Studienausgabe [KSA] Bd. 3). Berlin: de Gruyter ²1988, S. 481.

23 Vgl. Gen 3, 19.

den wir eingestehen, einem anderen, der Sterblichkeit entledigten Ausgang des Gedichtes selber im Wege zu stehen. Dann gälte es allerdings zu fragen, ob der Mensch deshalb nach wie vor, also Gottes gewaltigem und gewaltsamem Tod zum Trotz, sterben müsse, weil der Tod jede Norm, selbst die des Mythos und des Märchens überschreibt? Oder fragen wir wieder falsch und die Frage sollte vielmehr lauten, ob der Tod des Menschen jene absolute Norm sei, die sich weder aufheben noch verschieben lasse, mithin jene Norm, von der niemand mehr abseits stehen könne? Und zwar nicht einmal in der Literatur des Expressionismus? Im weiteren Verlauf des Gedichtes, oder anders gewendet: beim weiteren Durchlaufen des literarischen Spielraums dieser Dichtung, bleibt die vorhin umrissene Amphibolie aufrechterhalten. Der bleierne Schatten, der infolge der Gewissheit des bestimmten Artikels notwendig zu Gott gehört, fällt nieder und lastet dabei grabesschwer. Ist nun der Schatten Gottes grau wie Blei, weil er auf jeden Tag des menschlichen Lebens lastet und somit das denkbar Alltäglichste ist? Oder ist Gottes Schatten im Gegenteil bleiern, weil es so zu seinem gewaltigen und gewaltsamen Tod durch die mörderische Menschheit passt? Lastet der Schatten Gottes grabesschwer, weil er nun tot ist, oder weil er trotz der Sentenz von Nietzsche sich immer noch nicht tot kriegen lässt und etwa in dem Konjunktiv irrealer Vergleichssätze ein schattenhaftes Dasein fristet?

Die zweite Strophe führt diese spannungsreiche Ambiguität weiter. Die Mehrdeutigkeit wächst dadurch sogar noch weiter, dass es sich unmöglich entscheiden lässt, ob die zweite Zeile der Strophe eine Parenthese ist. Dadurch wird wiederum die Verbindung des Optativs (*wir wollen uns näher verbergen*) mit den Herzen und den Särgen verstärkt. Das Verb *sich verbergen* könnte jüdische Grabinschriften evozieren, wobei die Verbindung der Herzen mit der Todesthematik ebenfalls stark in diese Assoziationsrichtung weist. Sie beschwört zentrale Zusammenhänge der jüdischen Trauerliturgie herauf. Der Ausdruck פה נסתר, an Grabsteinen meist in der Formel פ"נ abgekürzt, verkündet, wer im Grab ‚verborgen' sei. Die Erde, die den Toten birgt, und das liebende Herz, das Geborgenheit spendet, behalten den Sterblichen gleichermaßen in die Pflicht des Gedenkens ein. Im Gedenken verstorbener Angehöriger und Geliebter wird indessen der eigene Tod immer mit vorweggenommen. Die Erinnerung im Zusammenhang mit dem Tod erschließt paradoxerweise eine unabgeschlossene Zukunftsperspektive. Als würde dem Gedicht genau an dem Verbergen als solchem liegen, verhüllt der Imperativ eine Apostrophe, die Anrede des lyrischen Du. Dieses ist dem Geschlecht nach genauso unbestimmt und unbestimmbar wie das lyrische Ich selber. Der Einfachheit halber und um uns scheinbar der vorherrschenden Norm biographischer Lesart zu beugen, denken wir das lyrische Ich als Frau, das lyrische Du hingegen als Mann. Diese Rollenteilung kann sich aber auch auf die Parallele mit der biblischen Geschichte des Sündenfalls stützen. Auch dort geht die

Initiative von der Frau aus. Dieser Bezug auf den Ausgangspunkt monotheistischer Heilsgeschichte gewinnt seine Relevanz nicht zuletzt aus dem Umstand, dass es in der Apokalyptik des Expressionismus und in Nietzsches bissiger Sentenz von Gottes Tod nicht nur die Heilsgeschichte einem plötzlichen Abschluss entgegengeschleudert wird, sondern gewissermaßen auch das Konzept einer kollektivsingulären Geschichte *ad finitum et absurdum* gedacht.

Das lyrische Ich gewinnt dabei dadurch eine stärkere ontologische Schärfe, dass die Literatur der Bereitschaft, uns zu identifizieren, förderlich ist. Gleichwohl geht diese literarische Identifikation gerade dadurch vor sich, dass die außerliterarische Identität einer literarischen Selbigkeit weicht und das lyrische Ich immer mehr ins Bewusstsein, ja ins Selbstbewusstsein des Rezipienten gehoben wird. Dies mag literaturontologisch darin seinen Grund haben, dass das lyrische Ich ursprünglicher wahrgenommen wird als das eigene, nicht literarische Selbst-Ich.[24] Nicht wir sind das lyrische Ich. (Wer sind wir schon, dass wir uns dazu vermessen könnten, das lyrische Ich zu sein?) Vielmehr wandelt sich das lyrische Ich zu dem Wir in unserer Vereinzelung als je dieser. Der Geliebte ist allem Anschein nach näher nicht bestimmt. Er scheint im Zusammenhang der Mortalitätsthematik gleichwohl der Geliebte fürs Leben zu sein. Wegen der Identifikationsoffenheit des lyrischen Du und der Offenheit literarischer Öffentlichkeit klingt in diesem Du die ganze Menschheit mit an. Wie zu Beginn der biblischen Schöpfungsgeschichte vertritt wieder ein Liebespaar die gesamte Menschheit. Der ‚endzeitliche' Unterschied ist jedoch, dass in dieser Vertretung die ganze Menschheit in ihrer enormen Vielzahl und Mannigfaltigkeit mitgemeint ist. Nicht erst zukünftig und potenziell, sondern gegenwärtig und dem Abschluss aller Geschichte, dem nahenden Weltende der Überschrift, nahe.

Die Anrede mit Du an sich zeugt zwar von der Möglichkeit, mit einem Anderen vertraut zu sein und das gemeinsame Glück in der Verborgenheit der Nähe und in dem Liebesglück zu suchen. Die nahende Endzeit beraubt aber die Liebe um jene Dimension ihrer Zukunft, die von Geschlecht zu Geschlecht durch die Geburt eines Kindes eröffnet wird. Der ‚tiefe Kuss' ist dabei ein Euphemismus und meint einen unbändigen Sexualakt, in dem das Instinktive und das Unbändige eines Liebesaktes entfesselt wird. Es überwiegt in der Tiefe des Kusses das Harmonisch-Rationale. Die Liebessehnsucht, die an die Welt pocht – ganz wie der Puls keuchender Liebe an die Adern –, zeigt sich hier von ihrer instinktiven und körperlichen Seite her, um die Liebenden schließlich wie ein inneres Feuer aufzuzehren und sie jeder Tiefe des Kusses und der Verbergung zum Trotz das Leben zu kosten.[25] Dadurch schafft sie einen Rahmen zwischen Gottes und der

24 Pestalozzi, Karl: Die Entstehung des lyrischen Ich. Berlin: De Gruyter 1970, S. 345.

25 Da beide Wörter (Sehsucht und Welt) feminin sind, ist nicht eindeutig, ob sich das Relativpronomen die auf die Welt oder auf die Sehsucht bezieht. So bleibt unentscheidbar, ob der Mensch an der Sehnsucht sterben muss oder an der Welt, an die die Sehsucht im Auf und Ab der Geschlechter wie ein Puls pocht.

Menschen Tod. Es bleibt indessen weiterhin zweideutig, ob der Grund der Unausweichlichkeit des Todes in uns, in unserer Sehnsucht oder in der Welt und somit letztendlich in Gottes ewiger Fügung liegt, die sich durch keinen Tod, nicht einmal durch Gottes eigenen, aufheben lässt.

Es gilt hier zudem hervorzuheben, dass die zweite Zeile der dritten Strophe die Welt als einen lebendigen Leib erleben lässt. Der Pulsschlag der Sehnsucht lässt die ganze Welt als körperlichen Innenraum des menschlichen Leibes mitpochen. Gleichsam wird in dieser Pulsmetapher die alte Dichotomie zwischen äußerer und innerer Welt, zwischen belebt und unbelebt gleichsam aufgehoben. Gleichgültig, ob hier die Welt verinnerlicht, oder die Sehnsucht des Inneren der sich Liebenden kosmisch ausgeweitet wird, die Sehnsucht pocht an diejenige Welt, in der es ein Weinen ist, als ob der liebe Gott gestorben wäre. Der Irrealis von Gottes Tod und das Sterbenmüssen der sich liebenden Menschen verknüpfen sich wieder, und zwar in der Welt. Die Welt zeigt sich nicht nur als Ort von Liebe und als Schauplatz einer sich nach und nach ihrem Ende zuneigenden Heils- und Weltgeschichte. Sie enthüllt sich auch als eine universale Sterbestätte, ja als ein kosmischer Friedhof. Liebes- und Todesgewissheit lassen sich im Abschluss des Gedichtes nicht mehr auseinanderhalten.

Der Titel und Gottes ungewisser Tod eröffnen indessen vor dem Hintergrund der exegetischen Tradition der Genesis eine weitere Interpretationsperspektive. Sie beschwört die Geschichte der Töchter des Lot herauf,[26] die nach der Vernichtung von Sodom und Gomorra in einer Höhle Zuflucht finden und ihren Vater betrunken machen, damit er sie im Rausch schwängert und sie auf diese Weise Kinder bekommen. Alexander Scheiber vertritt in diesem Zusammenhang die Ansicht, die Töchter des Lot würden beim Überschreiten eines der wichtigsten Inzestverbote von der Annahme ausgehen, dass die Welt Opfer einer Ekpyrosis geworden sei und es außer ihnen keine weiteren Menschen gäbe. Es sei also die Verantwortung um den Fortbestand der Menschheit gewesen, was sie zu ihrer Tat bewogen habe.[27] Lesen wir die letzte Strophe als Parallele zu dieser Auslegung der biblischen Geschichte und verstehen wir das im Titel genannte Weltende nicht als unmittelbar bevorstehende Zukunft, sondern als bereits herangebrochene Gegenwart, was die apokalyptische Enderwartung nicht ausschließt, dann gewinnt die Aufforderung zur Liebe an geschichtlicher Weite und Dimension. Dann ist sie eine Handlung aus Trotz, die lebendigste Auflehnung gegen das endgültige Verlöschen der Menschheit im unausweichlichen kosmischen Massensterben am Ende der Welt.

Knappe sechs Jahre später und somit vier Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs erschien unter demselben apokalyptischen Titel ein Gedicht von Jakob van Hoddis:

26 Gen 19, 30-38.

27 Vgl. Scheiber, Alexander: Lót lányai. Egy fejezet a zsidó tűzözön-képzetből. In: Ders. Folklór és tárgytörténet. Budapest: Makkabi 1996, S. 20-25.

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Auch hier stehen apokalyptische Vorahnungen der Moderne im Mittelpunkt. Nur erklingt die Angst vor einem bevorstehenden Weltuntergang, durch populäre Zeitschriften verbreitet und zugleich auch boulevardisiert, ausgelöst durch die Wiederkehr des Halleyschen Kometen im Jahre 1910, diesmal in einem leicht ironischen Unterton.

Der Banalität der ersten Zeile, die jedoch die kritische Grundhaltung expressionistischer Literatur gegenüber dem etablierten Bürgertum recht gut trifft, folgen Sätze im ‚Simultanstil', mithin in einer Darstellungsweise, die raumzeitlichen und kausalen Zusammenhängen die Gleichzeitigkeit und Gleichrangigkeit freier Assoziationen vorzieht und so der Darstellung einer vielschichtigen, disparaten Welt dient.[28] Das schockierende Bild der herunterstürzenden Dachdecker, dieser ersten Opfer des Größenwahns industrieller Großstädte, scheint seine Ausdrucksstärke nicht so sehr durch die präzise Wiedergabe der grauenhaften Details eines tödlichen Unfalls zu erlangen, so charakteristisch sie für den Expressionismus im Übrigen auch immer ist. Seine Expressivität erwächst vielmehr daraus, dass die Herunterstürzenden am Boden entzweispringen, als wären sie aus Glas, Ton oder ähnlichem, ja als wären sie eins mit den Dachziegeln, mit denen sie in der Höhe zeitlebens gearbeitet haben. Diese Ausdrucksweise, dieses „frühsürrealistische Spiel mit den einzelnen Details der Wirklichkeitsbeschreibung"[29] das außerhalb der Norm von Unfalldarstellungen ist und so denn auch alle Rezeptionserwartungen sprengt, hat zur Folge, dass die Bauarbeiter der industriellen Großstadt nicht nur als Agenten erscheinen. Indem sie am Boden nicht etwa tot liegen bleiben, sondern entzweigehen, treten sie als Bauelemente jener neoterischen Stadt in Erscheinung, die sie aufbauen. Denn die hier in ihre Splitter zerberstende Welt ist eine durchaus moderne: Dass die Meeresflut steigt, über die Deiche schwappt und diese zerstört, ahnt oder weiß man nicht etwa voraus, man liest es in der Zeitung.

28 Stücheli, Peter: Das Pathos eines Postmodernen. Zu Jakob van Hoddis' Gedicht Weltende. In: Sabel, Barbara (Hg.): Der unfeste Text.Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 237.

29 Wiegmann, Hermann: Und wieder lächelt die Thrakerin. Zur Geschichte des literarischen Humors. Frankfurt: Lang 2006, S. 235.

In diesem Ondit wird nicht einfach nur eine unmittelbare Art lyrischen Erlebnisses verabschiedet[30] und durch eine mediale ersetzt.[31] Es ist gewiss von großer Bedeutung, dass die apokalyptischen Zeichen der Zeit nicht etwa der Prophezeiung einer offenbarten Religion entnommen werden, sondern dem Morgenblatt beim Morgenkaffee. Die literarische Versetzung des Theologems eschatologischer Literatur vergangener Zeiten in die Gegenwart lässt die Schriftrolle prophetischer Enderwartung in eine Boulevardzeitung verwandeln, was zum bald parodistischen, bald grotesken Grundton das Seine durchaus beiträgt. Von mindestens gleicher Relevanz ist jenes, was sich von Fassung zu Fassung nicht geändert hat, nämlich dass es ausgerechnet das „Man" ist, was im früheren Wortlaut „sagt", im späteren hingegen „liest", ob die Flut an den Küsten steige und der Sturm schon da sei. Dieses „Man" ist weder dieser noch jener, weder wir selbst noch einige oder gar die Summe aller. Das „Man" ist vielmehr jenes unauffällige und näher nicht feststellbare Subjekt der Alltäglichkeit,[32] das trotz oder gerade wegen seiner Unbestimmtheit und Unauffälligkeit das Alltagsdenken normiert. Dieser Norm der Alltäglichkeit des Großstadtlebens können sich nicht einmal die apokalyptischen Zeichen eines Weltendes entziehen, sie müssen sich in einen ganz normalen Zeitungsbericht verwandeln. Sie können kein Jenseits mehr markieren. Das normale und normative Großstadtleben des Man kann höchstens in sich zusammenbrechen, aber keiner kommenden Welt mehr weichen. Es setzt sich absolut und lässt normativ nichts mehr außerhalb seiner selbst zu. Zur nahenden Naturkatastrophe wird eine Tasse schwarzen Kaffees getrunken und das sie verkündende, von ihr berichtende Morgenblatt sorgfältig zusammengefaltet an die Tischkante geschoben, damit der Bürger auf die Straße hinaustreten und der Wind den Hut von seinem spitzen Kopf davontragen könne.

Die herannahende Katastrophe eines Kataklysmus ist genauso alt, wie die Stadt neu ist, die sie zu zerstören droht. In diesem Konzept des Weltendes vernichtet nicht das Zukünftige das Gegenwärtige, sondern die Wiederkünftige. Eine dreigliedrige Klimax (wilde Meere, zerdrückte Dämme und herabstürzende Eisenbahnen) wird durch eine Zeile unterbrochen, die darunter als ein kräftiges Bathos anmuten muss: „Die meisten Menschen" haben angesichts der drohenden Katastrophe nicht etwa Angst ums Leben. Sie haben vielmehr einen Schnupfen. Es ist schon Katastrophe genug, wenn einem die Nase läuft. Dass nebenbei die Eisenbahnen von den Brücken fallen, wird nahezu als Selbstverständlichkeit modernen Lebens hingenommen. Der bestimmte Artikel im Plural anstelle des erwarteten unbestimmten im Singular, bewirkt, dass zum Regelfall,

30 Stücheli: Das Pathos, S. 236.

31 Das Ersetzen ist hier auch wörtlich zu verstehen. Der Wortlaut des Gedichtes wandelt sich. Das „sagt man" der ersten Fassung ändert sich in das „liest man" der späteren Veröffentlichungen.

32 Vgl. Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer [16]1986, § 27; S. 126 f.

ja zur Norm wird, was sonst als Ausnahme und als Unfall gelten müsste. Dieses Konzept eines Weltendes entzieht sich der normativen Tradition eben dadurch, dass sie die weltzerstörende Katastrophe dadurch nicht nur in ihren einzelnen Ereignissen (Eisenbahnunglück) iterativiert, sondern vor allem dadurch, dass diese Ereignisse in eine moderne, industrielle Großstadt verlegt werden und so der Anschein entsteht, als würden diese apokalyptischen Ereignisse zum gewöhnlichen Betrieb der Metropole gehören, ja als wäre die industrielle Großstadt nichts anderes als eine Fabrik, in der Apokalypsen erzeugt würden.[33] Und eben diese Iteration des Schreckens und Tragischen lässt das im Gedicht eigentlich Geschehende nicht bei bloßem Galgenhumor und einer Banalität des Schreckens[34] bewenden, was akribische Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des Textes[35] auch immer ergeben und so überzeugend die normative hylemorphische Literaturwissenschaft auch immer daran gehen mag, die Entstehung des Textes mit dessen Leistung gleichzusetzen.[36]

Die expressionistische Enderwartung erweist sich dadurch als modern, dass sie dem Bewusstsein des Endes der menschlichen Welt, ja menschlicher Weltvorstellungen schlechthin, keine Hoffnung auf die Fortsetzung in einer kommenden Welt an die Seite stellt. Die Frage, ob sich solche Hoffnung auf ein Jenseits als viel zu diesseitig oder nur als unbegründet erweist und deshalb ausbleibt, stellt das Gedicht zwar dahin, es kann sie jedoch auch nicht unterschlagen. Das Ende setzt auf jeden Fall aus einer inneren Notwendigkeit ein: Die Welt hört auf zu sein, weil sie lange schon aus den Fugen geraten und ihrem Ende entgegengeeilt ist. Nicht der Tod Gottes oder der Menschen führt dazu. Im Gedicht van Hoddis' wird das Weltende weder prophezeit noch verkündet, es wird in bestechender Schlichtheit konstatiert. Dieses Weltende ist genauso unausweichlich wie grotesk. Die Welt endet, indem auffällt, dass sie gerade auseinanderfällt.

33 Dies dürfte der Grund dafür sein, warum die normative Literaturwissenschaft hierin die Trivialisierung des Mythischen und schlechte Alltäglichkeit erblicken kann. Huber, Ottmar: Mythos und Groteske. Meisenheim: Hain 1979, S. 220.

34 Wiegmann: Und wieder lächelt, S. 235.

35 Denker, Rolf: Hiob – oder die Schwere des Glücks. Münster: LIT 2003, S. 69 ff.

36 „Das Thema dieses Textes, so lässt sich mit einigen guten Argumenten behaupten, ist gar nicht die Kette der durch das schlechte Wetter verursachten Unglücksfälle. Und das vom Autor mit den Informationen seines Gedichts beim Adressaten evozierte dominante ‚script' ist weniger ein apokalyptisches: es ist der Akt des Lesens, die Art der Wahrnehmung von Unglücksfällen im Medium von Zeitungen. Nur ein einziger Textbestandteil, ‚liest man', regt dazu an, alle Bestandteile des Gedichts im Zusammenhang des Szenarios von Zeitungslektüren zu verstehen, in das auch die fiktive Sprecher- und Wahrnehmungsinstanz (wie ein homodiagetischer, also an der dargestellten Welt beteiligter Erzähler) involviert ist." Anz, Thomas: Jakob van Hoddis: Weltende. In: Geier, Andrea (Hg.): Deutsche Lyrik in 30 Beispielen. München: Fink 2011, S. 234.

Das expressionistische Spiel mit der Norm apokalyptischer, mythologischer und ganz gewiss auch mythopoetischer Literatur wird indessen nicht nur an Dichtungen globaler Enderwartung sichtbar. Die Enderwartung des vereinsamten Einzelnen macht Zusammenhänge jener Aufhebung der Normalität und zugleich der Normativität, die gewöhnlich Literatur genannt wird, vielleicht noch augenfälliger. Georg Trakl lässt am 15. Dezember 1912, mithin ebenfalls vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in *Der Brenner* ein Gedicht erscheinen, das in vielerlei Hinsicht ein beispielloses Beispiel der Normwidrigkeit darstellt.
Die Überschrift *De Profundis* eröffnet einen eindeutigen biblischen Kontext. Psalm 130, der eines der biblischen Wallfahrtslieder und zugleich der sechste Bußpsalm ist, fängt in lateinischer Übersetzung mit diesen zwei Wörtern an. Damit kündet der Titel das Gedicht einerseits als Teil einer religiös-biblischer Tradition, andererseits als Äußerung der Bereitschaft zur Buße an. Wofür gebüßt werden soll, wird auf vier unterschiedlichen Zeitebenen entfaltet. Das Traklsche Gedicht erweist sich somit als eine der komplexesten lyrischen Offenbarungen expressionistischer Lyrik:

Es ist ein Stoppelfeld, in das ein schwarzer Regen fällt.
Es ist ein brauner Baum, der einsam dasteht.
Es ist ein Zischelwind, der leere Hütten umkreist –
Wie traurig dieser Abend.

Am Weiler vorbei
Sammelt die sanfte Waise noch spärliche Ähren ein.
Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung
Und ihr Schoß harrt des himmlischen Bräutigams.

Bei ihrer Heimkehr
Fanden die Hirten den süßen Leib
Verwest im Dornenbusch.

Ein Schatten bin ich ferne finsteren Dörfern.
Gottes Schweigen
Trank ich aus dem Brunnen des Hains.

Auf meine Stirne tritt kaltes Metall.
Spinnen suchen mein Herz.
Es ist ein Licht, das meinen Mund erlöscht.

Nachts fand ich mich auf einer Heide,
Starrend von Unrat und Staub der Sterne.
Im Haselgebüsch
Klangen wieder kristallne Engel.

Die erste Strophe entfaltet eine Lebenswelt im späten Herbst, die Almhütten stehen schon leer: Die Hirten haben ihre Herden in die Täler hinuntergetrieben, damit sie dort überwintern. In der zweiten Strophe hingegen befinden wir uns in sommerlicher Erntezeit. Eine Waise sammelt in der Dämmerung spärliche Ähren ein. Die Zeit und die Spärlichkeit ihrer Ernte verweisen auf das in ländlichen Gegenden um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert noch geltende und biblisch verankerte[37] Anrecht von Witwen und Waisen, die liegen gelassenen Garben für sich einzusammeln. Die Waise tut dies in der Abenddämmerung, wo die Erntenden schon nach Hause gegangen sind, weil ihre Tätigkeit als schmählich gilt. Die Strophe schließt mit einer Zeile, in der wir durch eine Prolapse erfahren, sie werde des irdischen Eheglückes nie teilhaftig. Die Prolapse widerspricht dem rein beschreibenden Grundton und wirft die eher narratologisch als lyrisch beunruhigende Frage auf, woher das lyrische Ich denn dies alles wisse. Bei einem lyrischen Ich ist ja die allwissende Perspektive epischen Erzählens von vornherein ausgeschlossen.

Die dritte Strophe schildert den Abstieg der Alpenhirten im späten Herbst. Sie finden den verwesten Leichnam der „sanften Waisen" im Dornenbusch. Der tote Körper wird dabei vom lyrischen Ich als „süßer Leib" bezeichnet. Der Umstand, dass die Leiche an einem schwer zugänglichen und im Sommer, also zur Erntezeit, von außen nicht einsehbaren Ort vorgefunden wird, wohin sich wegen der Dornen wohl niemand aus freien Stücken hineinbegibt, lässt wieder Verdacht aufkommen.[38] Die Angabe des Ortes, wo die Überreste der Waisen vorgefunden werden, ist also im kriminologischen Sinne des Wortes Beweis genug für die Todesursache. Die sanfte Waise wurde ermordet und die Leiche in einem zur Sommerzeit, mithin zur Tatzeit üppigen Stachelbusch versteckt. Wie die Prolapse der zweiten Strophe bringt hier das Attribut *süß* eine Erfahrung des lyrischen Ich zum Ausdruck, die auf unmittelbarem Erlebnis beruhen muss und ihn somit als Tatverdächtigen überführt. Das Attribut kann ja unmöglich auf einem Erlebnis oder auf einer Erfahrung aus der Zeit der Auffindung des Leichnams beruhen, niemand würde eine verweste Leiche als süß bezeichnen.

Die vierte Strophe führt in die Gegenwart der ersten Strophe zurück. Das lyrische Ich hält sich abseits, „finsteren Dörfern" fern, und genau in der Höhe auf, wo die nun leeren Almhütten der Alpenhirten stehen. Die Einsamkeit des lyrischen Ich, das dem Titel des Gedichts zufolge aus der Tiefe äußerster Bußfer-

37 5 Mose 24, 19: „Wenn du auf deinem Acker geerntet und eine Garbe vergessen hast auf dem Acker, so sollst du nicht umkehren, sie zu holen, sondern sie soll dem Fremdling, der Waise und der Witwe zufallen, auf daß dich der Herr, dein Gott, segne in allen Werken deiner Hände."

38 Vgl. etwa: Kleefeld, Gunther: Das Gedicht als Sühne. Georg Trakls Dichtung und Krankheit. Tübingen: Niemeyer 1985, S. 141.

tigkeit um Gottes Gnade und Vergebung ruft, erreicht dadurch ihren Höhepunkt, dass der Sprecher des Gedichts gesteht, Gottes Schweigen aus dem Brunnen des Hains getrunken zu haben. Diese Formulierung ist ein sehr komplexer und innovativer Rückgriff auf die biblische Offenbarungstradition. Laut der Schöpfungsgeschichte erzwingt Gott die Bußfertigkeit des ersten Mörders dadurch, dass er ihn auf den Mord an seinem Bruder anspricht und ihn so mit seiner Missetat konfrontiert. Dabei kommt dem Sprechen größte Bedeutung zu. Nicht nur Gott spricht Kain an. Bereits Abels vergossenes Blut, das im Hebräischen eine Synekdoche für Seele ist, „schreit" zu Gott „von der Erde".[39] Im Traklschen Gedicht hingegen enthält sich Gott der Sprache. Er verweigert das Wort. Nur sein Schweigen lässt sich aus dem Brunnen heraufholen und trinken, d.h. einverleiben, interiorisieren. Das Präteritum *(„Trank ich")* verweist auf die temporale Ebene der Tatzeit (Hochsommer) und bedeutet somit eine Rückbesinnung auf die Zeit unmittelbar nach dem Mord. Hier ist wieder einmal auf die innovative Modifizierung der biblisch-archetypischen Erzählung hinzuweisen. Während Gott in der Kainsgeschichte mit dem zu ihm schreienden und von Kain vergossenen Blut des Abel verbunden ist, verwandelt sich hier Gottes Schweigen in Brunnenwasser, das aus der Tiefe erst mühsam heraufgeholt werden muss, um getrunken zu werden. Das Moment des Trinkens weist deutliche Ähnlichkeiten mit einer anderen biblischen Geschichte auf. Nachdem das Volk unter Aarons Führung durch die Aufstellung der Statue des goldenen Kalbs gegen Gott gesündigt hat, zermalmt Moses das goldene Standbild in Pulver, vermischt es mit Wasser und lässt das Volk diesen Brei trinken.[40] Eine Gleichnishandlung, die Bußfertigkeit auf eine sehr expressive Art und Weise ausdrückt und hier wieder – stark abgewandelt – aufgegriffen wird. Als weitere Anspielung auf biblische Vorbilder lässt sich deuten, dass dem Bußfertigen „kaltes Metall" auf die Stirn „tritt". Das in der biblischen Erzählung zum Schutz vor irdischer Vergeltung erhaltene und gut sichtbare Kainsmal wandelt sich hier allerdings ins Gegenteil. Es geht um eine ‚kalte Brandmarkung', die nur vom Betroffenen selbst wahrgenommen wird, für andere jedoch unsichtbar bleibt. Auch das im Mund erlöschende Licht beschwört biblische Leseerfahrungen herauf. In seiner Berufungsvision wird Jesaja zum Propheten erwählt, indem ein mächtiger Engel angeflogen kommt und ihm mit der Zange eine glühende Kohle vom Altar des Tempels den Mund berührt und verkündet: „Die Glut hat deine Lippen berührt. Jetzt bist du von deiner Schuld befreit, deine Sünde ist dir vergeben."[41] Bei Trakl verwandelt sich die Glut der Altarkohle in ein kaltes Licht, das sich in den Mund nehmen lässt und dort sogar erlöscht, was entweder auf eine Minderung der Versöhnungswerk der reinigenden Glut oder gar auf gänzliche Verweigerung der Vergebung hindeutet.

39 Vgl. Gen 4, 10b.

40 Vgl. Ex 32, 20.

41 Jes 6, 7.

Die letzte Strophe erzählt von der Nacht unmittelbar nach jener Abenddämmerung, in der die Waise in der zweiten Strophe noch die spärlichen Ähren einsammelte. Dass sich das lyrische Ich auf der nächtlichen Heide „starrend von Unrat" nur „fand", mithin dort zu Bewusstsein kam, zeugt davon, dass der Mord an der Waise in sexueller Ekstase und tobendem Wahn begangen wurde. Auch noch in die Beschreibung dieser extrem beschämenden Situation mischt sich indessen eine biblische Allusion: Neben dem Euphemismus *Unrat* findet sich auch das Syntagma *Staub der Sterne*. Dieses ergreifende Bild setzt sich genau aus jenen zwei Metaphern zusammen, mit denen Abraham verheißen wurde, zu einem großen Volk zu werden. Biblisch ist sogar die Reihenfolge: Die Anzahl der Nachfahren des Abraham werden in der Bibel zunächst mit dem Staub der Meeresküste[42] verglichen und erst dann mit den Sternen.[43] Den hermeneutischen Hinweis darauf, dass *„Unrat und Staub der Sterne"* nicht nur wegen der soeben eröffneten inneren Zusammenhänge als Euphemismus für *Sperma* gelesen werden kann oder sogar soll, legt die sprachlich älteste Schicht der biblischen Literaturtradition nahe. Im hebräischen Original ist der *Terminus technicus* für Nachkommen – wie im Griechischen oder im Ungarischen sonst auch (vgl. σπέρμα, bzw. *mag* → *magzat*) – das Wort für Samen (זרע). Diese biblische Parallele wird durch die Abschlusszeilen bekräftigt und erweitert. Sie beschwören Mosis Berufungsszene[44] herauf. Während sich jedoch in der biblischen Erzählung von dem Dornenbusch heraus Gott in eindeutigen Weisungen offenbart, erscheinen in dem entsprechenden Traklschen Bild nur Engel, die gleichwohl nicht sprechen, sondern klingen. Sie sind nicht aus Fleisch und Federn, sondern aus Kristallen. Ihre Offenbarung lässt sich zwar hören, aber auf ihren Sinn hin nicht mehr deuten. In der letzten Zeile verleiht das Iterativadverb *wieder* der Unverständlichkeit dieser neuen nonverbalen Revelation eine bedrückende Kraft. Je nachdem, ob die Erscheinung der Engel mit dem Sexualmord und der ihn begleitenden Ekstase und Bewusstlosigkeit verbunden und als krankhafte Halluzination verstanden oder aber als ernstzunehmendes Mythologem, bzw. Theologem gedeutet wird, besteht das jeweils Bedrückende in Unterschiedlichem. Im ersteren Fall hätten wir es mit immer häufiger werdenden Wahnvorstellungen zu tun, im zweiten jedoch mit einer dringenden Revelationsabsicht der Engel, die das, was ihnen zur Offenbarung in Auftrag gegeben wurde, dem lyrischen Ich zwar sehr wohl anvertrauen wollen, es aber nicht können, weil sie dazu nicht (mehr) recht beschaffen sind. Wer zur Annahme des Letzteren neigt, müsste in dem Abschlussbild der kristallenen Engel eine Traklsche Abwandlung der Nietzscheschen Sentenz von Gottes gewaltigem und gewaltsamem Tod erblicken. Gott sei zwar nicht tot,

42 Gen 13, 16.
43 Gen 15, 5.
44 Ex 3, 1-12.

aber er würde sich nicht mehr in einer den Menschen verständlichen Art offenbaren. Dieser Offenbarung könne sich der Mensch auch nicht mehr durch Gaben und Gnadenerweis nähern, sondern durch die Verinnerlichung einer Mitteilung, deren nur teilhaftig wird, wer das Schweigen Gottes trinkt, das Licht Gottes im Mund erlöschen lässt. Und Lustmörder ist.

Vielleicht diese konsequent durchgespielte Ignoranz ‚der Normen lyrischer Stoffgestaltung' und der innere Drang, dem Titel gerecht zu werden, hat zur Folge, dass für die hylemorphisch normative Literaturforschung in diesem Gedicht weder eine sofort zugängliche inhaltliche Kohärenz vorliegt[45] noch eine Entfaltung des lyrischen Ich mehr sein kann, der poetische Fortgang hingegen verfällt und sich nur darin konsequent zeigt, dass er aus den „in sich und an sich" diffusen und nicht selten enigmatischen Objekten und bildlichen Übertragungen eine einheitliche Erscheinung aufbaut, die die literaturwissenschaftliche Norm am liebsten als „erinnerte Stimmung" normieren möchte.[46] Dabei scheint auch durcheinanderzugeraten, was im hylemorphischen Konstrukt das lyrische Ich leisten soll und was der Autor selbst zu bewerkstelligen hat.[47] Spätestens an diesem Punkt wäre es an der Zeit, unsere Ausgangsfrage umzudrehen und zu fragen: Welche literaturwissenschaftlichen Normen denn ‚abseits der Literatur' stehen?

45 Hammer, Anette: Lyrikinterpretation und Intertextualität. Studie zu Georg Trakls Gedichten Psalm I und De profundis II. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 300.

46 Sorg, Bernhard: Das lyrische Ich. Untersuchungen zu deutschen Gedichten von Gryphius bis Benn. Tübingen: Niemeyer 1984, S. 130.

47 „Daraus läßt sich schließen, daß das lyrische Ich in der intertextuellen Auseinandersetzung mit Psalm dessen Schwierigkeiten zu vermeiden sucht: Der Überladenheit von Psalm, die mit seiner ausgesprochenen Länge und der Vielzahl an Bezugnahmeobjekten zusammenhängt, setzt es in einem neuen Ansatz die Mittel von Verkürzung, Verdichtung und Konzentration entgegen." Hammer: Lyrikinterpretation, S. 301.

Annika Knöpfle (Mannheim)

„Schlurrt den Traum durch Furchen.“ Der Traum vom Krieg in August Stramms „Wecken“.

1. Einleitung

„Das Leben hat herrliche Momente hier. Vielleicht weil es so nahe am Tode liegt.“[1] Diese Worte stammen aus einem Brief von August Stramm, den er am 14. Februar 1915 an der Front in der Picardie verfasste[2] und an Herwarth Walden und dessen Frau Nell schickte. Wie viele Autoren empfand er Grauen, aber auch Begeisterung für das Kriegsgeschehen und verarbeitete die Erlebnisse des Ersten Weltkrieges in seinem Werk.[3] Dabei nimmt Stramm jedoch eine Sonderrolle ein, da seine „Texte nicht, wie viele andere Gedichte aus dem Krieg, vom Standpunkt des Zivilisten an der Front aus verfaßt sind […], sondern vom Standpunkt eines erfahrenen Soldaten, genauer, eines Hauptmanns […]“,[4] der aktiv am Kriegsgeschehen teilnahm. Im aktiven Dienst eingesetzt sandte Stramm seine Gedichte per Feldpost an Herwarth Walden, der diese in der Zeitschrift „Der Sturm“ veröffentlichte. Doch nicht nur der Krieg wirkte sich auf seine Gedichte aus. Wie seine ganze Generation prägten Stramm die strukturellen, aber auch ideellen Umbrüche der Zeit: Der Weg in die Moderne ließ eine immer größer werdende Diskrepanz zwischen der wahrgenommenen Wirklichkeit und traditionellen lyrischen Formen entstehen,[5] sodass ein neuer Ausdruck abseits der bisherigen Normen angestrebt wurde.

In diesem Beitrag soll das Gedicht „Wecken“, das Ende 1914 bei Neubreisach und den Vogesen von August Stramm verfasst wurde[6] und erstmals 1915 in der Januarausgabe von „Der Sturm“ erschien,[7] analysiert werden. Neben der Analyse von Stramms Sprache und der Präsenz des Krieges in diesem Gedicht soll in dieser Untersuchung insbesondere das Träumen in den Fokus gerückt wer-

1 Trabitzsch, Michael (Hg.): Briefe an Nell und Herwarth Walden. Berlin: Ed. Sirene 1988, S. 69.

2 Vgl. Adler, Jeremy: „Kämpfen, Wirren, Stürmen“. Bemerkungen zu Stramms Biographie im Kriege und zur Entstehung seiner Werke. In: August Stramm. Beiträge zu Leben, Werk und Wirkung. Hg. v. Lothar Jordan. Bielefeld: Aisthesis 1995, S. 7–44, hier S. 9.

3 Vgl. Kiesel, Helmuth: Geschichte der literarischen Moderne. München: C.H. Beck 2004, S. 122.

4 Vgl. Adler: „Kämpfen, Wirren, Stürmen“, S. 7.

5 Vgl. Michelsen, Peter: Wortkunst. Zur Sprachreform des Frühexpressionismus bei August Stramm. In: Peter Michelsen (Hg.): Zeit und Bindung. Studien zur deutschen Literatur der Moderne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976, S. 92–116, hier S. 93.

6 Vgl. Adler: „Kämpfen, Wirren, Stürmen“, S. 10 f.

7 Vgl. Bozzetti, Elmar: Untersuchungen zu Lyrik und Drama August Stramms. Köln: Diss., 1961, S. 24.

den, welches das zentrale Motiv von „Wecken“ darstellt: Der Traum dient in der Literatur primär als Medium, in dem Narrationen vollzogen werden, die lokal, kausal und temporal nicht zusammenhängend sein müssen. Er bietet folglich die Möglichkeit, die Grenzen der Realität zu sprengen, also die Diskrepanz zwischen Lyrik und Wirklichkeit zu schließen. Dem Traum als ein solches „Medium der Entgrenzung“[8] wurde in der literarischen Moderne eine besondere Rolle zu Teil und es gab Versuche, die „Mechanismen des Träumens“[9] sprachlich zu imitieren. Auch in „Wecken“ sind solche Tendenzen zu finden, sodass es fruchtbar scheint, das Gedicht sowohl inhaltlich als auch ästhetisch in Bezug auf den Traum zu untersuchen, denn „indem der Traum in das mediale Gefüge der Poesie eintritt, gewinnt er eine Form, die ihrerseits systematisch beobachtet und beschrieben werden kann.“[10] Für die Analyse soll zuerst ein Überblick über den literatur- und philosophiehistorischen Kontext der Zeit um 1900 gegeben werden. Anschließend folgt die Interpretation, bei welcher der Traum als Entgrenzungsmedium im Zentrum meines Interesses stehen wird. Um dem inflationären Gebrauch und dem manchmal nebulösen Signifikat der Entgrenzung in der Fachliteratur zur literarischen Moderne entgegen zu wirken, konzentriert sich die vorliegende Arbeit auf zwei Aspekte dieser Entgrenzung: Zum einen soll die sprachliche Entgrenzung in die Untersuchung einbezogen werden, durch die Stramm mittels Auflösung von Syntax und der Erweiterung des Wortschatzes versucht, die Sprach-, aber auch die Ich-Krise zu überwinden. Zum anderen soll der kosmische Mystizismus, ein Überwindungsversuch der sinnentleerten und entmystifizierten Gegenwart, berücksichtigt werden.[11] Mit dem Bewusstsein für diese Entgrenzungen soll die traumhafte Ästhetik untersucht werden, um eine inhaltliche Analyse des Traums anzuschließen. Anschließend gilt zu prüfen, ob es ein Erwachen im Gedicht gibt und inwiefern der titelgebende Vorgang des Weckens den Traum von der Wirklichkeit trennt beziehungsweise inwiefern er überhaupt in der Lage ist, diese Ebenen zu trennen. Wird die Wirklichkeit im Gedicht überhaupt dargestellt? Weiterhin scheint es lohnenswert in „Wecken“ zu prüfen, wie sich der Krieg im Traum manifestiert oder aber wie Kriegsrealität und Kriegstraum gegenüber gestellt werden. Der Erste Weltkrieg als bis dato nie da gewesenes Ereignis wurde von Stramm „als unbegriffene, rätselhafte Wirklichkeit“[12] empfunden: Den Krieg in das Gefüge des

8 Alt, Peter-André: Der Schlaf der Vernunft. Literatur und Traum in der Kulturgeschichte der Neuzeit. München: C.H. Beck 2002, S. 349.

9 Anz, Thomas: Literatur des Expressionismus. Stuttgart/Weimar: Metzler 2002, S. 187 f.

10 Alt: Der Schlaf der Vernunft, S. 10.

11 Vgl. Mandalka, Kristina: August Stramm. Sprachskepsis und kosmischer Mystizismus. Herzberg: Bautz 1992, S. 55 f.

12 Korte, Hermann: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus. Studien zur Evolution eines literarischen Themas. Bonn: Bouvier 1981, S. 157.

Gedichts und damit des Traums einzugliedern, um ihn den Regeln der Wirklichkeit zu entheben und die Rätselhaftigkeit des Krieges durch das Traumhafte zu erklären, erscheint hierbei als notwendige Konsequenz.
Die literaturwissenschaftliche Forschung hat sich bisher zumeist der Kriegsdarstellung insbesondere der Erotisierung des Krieges in „Wecken" gewidmet[13]. Eine Untersuchung der traumhaften Elemente in Stramms Werk blieb bislang aus.

2. Textgrundlage

Die Wahl der Textgrundlage erfordert mehrere abwägende Entscheidungen. Dabei erweist sich die experimentelle Sprache des Gedichts als anfällig für absichtliche und versehentliche Korrekturen, welche den eigentlichen Text verfälschen. Diese Untersuchung orientiert sich an der Druckfassung aus „Der Sturm". Zwar ist das Gedicht auch in der 1919 von Herwarth Walden herausgegebenen Gedichtsammlung „Tropfblut – Gedichte aus dem Krieg" erschienen, die sich neu an den Handschriften Stramms versuchte und dabei Druckfehler aus „Der Sturm" ausmerzte. Allerdings wurden hierbei alle Satzzeichen entfernt, was wohl auf eine „Eigenmächtigkeit Waldens"[14] zurückzuführen ist. Auch die Anthologie „August Stramm – das Werk"[15] bemerkt die fehlende Interpunktion in „Tropfblut", die sie wiederum als „Willkür des Herausgebers [Walden]"[16] bezeichnet. Der Herausgeber René Radrizzani will eine der Intention Stramms möglichst nahe stehende Fassung herstellen, indem er die Korrekturen aus „Tropfblut" übernimmt, sich bei der Interpunktion wiederum an der Druckfassung von „Der Sturm" orientiert, jedoch auch eigenmächtig in den Text eingreift. Diese Änderungen sind für die vorliegende Arbeit nicht unerheblich, da er die Zeile „Haßt reckt hoch"[17] zu „Haß reckt hoch"[18] verändert.[19] Da unklar bleibt, auf welcher Grundlage Radrizzani zu dieser Entscheidung kommt, und er selbst darauf hinweist, dass die Handschriften im Kriege verloren gegangen seien[20], möchte ich mich Jeremy Adler

13 Siehe dazu: Korte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus; Adler: „Kämpfen, Wirren, Stürmen"; Rehages, Georg Philipp: „Wie sind Worte für das Erleben". Die lyrische Darstellung des Ersten Weltkrieges in der französischen und deutschen Avantgarde (G. Apollinaire, J. Cocteau, A. Stramm, W. Klemm). Heidelberg: Winter, 2003.; Vock, Petra Jenny: „Der Sturm muß brausen in dieser toten Welt" - Herwarth Waldens 'Sturm' und die Lyriker des 'Sturm'-Kreises in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Kunstprogrammatik und Kriegslyrik einer expressionistischen Zeitschrift im Kontext. Trier: WVT, 2006. u.a.

14 Bozzetti: Untersuchungen zu Lyrik und Drama August Stramms, S. 45 f.

15 Radrizzani, René (Hg.): August Stramm: Das Werk. Wiesbaden: Limes Verlag 1963.

16 Ebd., S. 462.

17 Stramm, August: Wecken. In: Der Sturm 5 (1915) Nr. 19/20, S. 128, Z. 6. Im Folgenden werden Verweise auf August Stramms „Wecken" mit W abgekürzt und direkt im Fließtext zitiert.

18 Radrizzani: August Stramm: Das Werk, S. 67, Z. 6.

19 Vgl. ebd., S. 463 f.

20 Vgl. ebd., S. 464.

anschließen, der als Herausgeber von „August Stramm – Die Dichtungen“[21] wieder auf die „Der Sturm“-Druckfassung zurückgreift.[22]
Im Folgenden soll der historische Kontext von Stramms Werk und im Speziellen von „Wecken“ umrissen werden.

3. Eine dreifache Krise um 1900 – der Entstehungskontext

Bevor ich auf den historischen und biographischen Bezugsrahmen Stramms eingehen kann, möchte ich dem Vorwurf entgegentreten, dass man einem Gedicht mit einer solch autoren- und epochenzentrierten, also historisierenden Vorgehensweise nicht gerecht werden kann. Wird die Polysemie eines Textes damit auf eine singuläre historisierende Deutung festgeschrieben? Friederike Reents schlägt in ihrer Dissertation zu Benns „Garten von Arles“ eine Lösung für den Umgang mit dieser Problematik vor:

> So ist auch der Autor als Kind seiner Epoche an Traditionen gebunden, aus denen heraus man ihn und seinen Text besser versteht. Der Text ist immer Produkt eines Entstehungsprozesses, aus dem der Autor nicht weggedacht werden kann, obwohl die semantische Vielfalt eine weitaus größere sein kann als die vom Autor intendierte.23

Die Berücksichtigung der Ich-, Sprach- und Weltanschauungskrise des frühen zwanzigsten Jahrhunderts sowie des Ersten Weltkrieges bezieht den Entstehungskontext des Gedichts unmittelbar in die formale Interpretation ein und bietet folglich keine einschränkende, sondern eine erweiterte Perspektive auf das Gedicht.
Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde durch die Schriften von Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud eine folgenreiche Debatte über das Bewusstsein, die „Seelentopik“[24] und die Subjektivität ausgelöst. Das Subjekt als eine unveränderliche Einheit wurde von Nietzsche als Fiktion entlarvt[25]: Vielmehr sei das Subjekt als Vielheit zu denken; als ein Konglomerat aus undurchschaubaren Trieben.[26] Neben dieser Dekonstruktion des kartesischen Ichs (ego cogito, ergo sum), welches das Sein und die Existenz eines Ichs von seiner Denkfähigkeit herleitet, und der Schaffung eines Vielheits-Subjekts,[27] ist auch Nietzsches Beurteilung der Sprache bedeutend für diese Arbeit: Da Sprache nur zur Metaphernbildung fä-

21 Adler, Jeremy (Hg.): August Stramm – Die Dichtungen. Sämtliche Gedichte, Dramen, Prosa. München/Zürich: Piper 1990, S. 2.
22 Dass Adler bei „Wecken“ das Eszett in ‚Haßt‘ zu ‚Hasst‘ korrigierte, soll hierbei unberücksichtigt bleiben.
23 Reents, Friederike: „Ein Schauern in den Hirnen“. Gottfried Benns „Garten von Arles“ als Paradigma der Moderne. Göttingen: Wallstein-Verlag 2009, S. 60.
24 Alt: Der Schlaf der Vernunft, S. 350.
25 Vgl. Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne, S. 130.
26 Vgl. Vietta, Silvio/Kemper, Hans-Georg: Expressionismus. München: Wilhelm Fink Verlag 1994 (=Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, Bd. 3), S. 143.
27 Vgl. ebd., S. 143.

hig sei, also der Signifikant das Signifikat nie vollends abbilden könne, sei jede Aussage über das Empfinden eines Individuums nur eine Abstraktion und jede vermeintlich objektive Wahrheit über die äußere Welt somit nur eine Illusion.[28] Neben einer Ich-Krise muss von einer Sprachkrise des 19. und zwanzigsten Jahrhunderts gesprochen werden, in welcher die „Einheitlichkeit und Ganzheitlichkeit der Welt gefährdet"[29] schienen und die sich in der Literatur der Moderne niederschlug. Viele Autoren versuchten der Einschränkung der Sprache entgegenzuwirken: so auch der Wortkünstler August Stramm, der „auf der Suche nach einem persönlichen Ausdruck war, in welchem die Sprache das Erfahrene und Geschaute genau und ohne jeden Überfluß bezeichnen sollte; ein restlos präzises Zeichen für jedes Bezeichnende."[30] Stramm folgte dabei Prinzipien, die später von dem Sturm-Theoretiker Lothar Schreyer als Konzentration und Dezentration bezeichnet werden,[31] und auf die in der folgenden Analyse genauer eingegangen wird.
Neben der Ich- und Sprachkrise gab es Ende des 19. Jahrhunderts eine allgemeine gesellschaftliche Krise, die zu einer Entmystifizierung der Gegenwart führte: Die Naturwissenschaften lösten Philosophie und Theologie als Leitfächer ab und Nietzsche erklärte Gott für tot.[32] Dass sich die Menschen nach einer Ersatzreligion sehnten, die ihrem Leben einen neuen Sinn geben sollte, erscheint nicht verwunderlich.[33] Auch Stramm suchte nach einem Ausweg aus dieser Krise. Dabei fand er Inspiration bei den Autoren Ralph Waldo Trine und Prentice Mulford, die in ihren Lebensphilosophien einen „metaphysischen All-eins-Glauben"[34] vertraten, und verarbeitete dies in seiner Lyrik. Der Expressionismusforscher Hermann Korte prägte dafür den Begriff kosmischer Mystizismus, der später unter anderem besondere Aufmerksamkeit in Kristina Mandalkas Dissertation über August Stramm, in der sie sich insbesondere inhaltlichen statt formalen Aspekten in Stramms Werk widmet, erhielt.[35]

28 Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralschen Sinne. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in Bänden. Hg. v. Giorgio Colli, Mazzino Montinari, Bd. I: Die Geburt der Tragödie – Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV – Nachgelassene Schriften 1870–1873. München/Berlin/New York: De Gruyter 1980, S. 873–890.

29 Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne, S. 194.

30 Demetz, Peter: Worte in Freiheit. Der italienische Futurismus und die deutsche literarische Avantgarde (1912–1934). München [u.a.]: Piper 1990, S. 82.

31 Schreyer, Lothar: Expressionistische Dichtung. In: Zwischen Sturm und Bauhaus. Das expressionistische Werk von Lothar Schreyer. Hg. v. Brian Keith-Smith. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz Akademischer Verlag 1985, S. 11–20, hier S. 17.

32 Vgl. Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft. In: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. v. Giorgio Colli, Mazzino Montinari, Bd. III: : Morgenröte – Idyllen aus Messina – Die fröhliche Wissenschaft. München/Berlin/New York: De Gruyter 1980, S. 466–519, hier S. 481.

33 Vgl. Mandalka: August Stramm, S. 55.

34 Ebd., S. 63.

35 Ebd.

4. Stilmittel und Gestaltungsprinzipien – Stramms Wortkunst

„In fulminanten Ekstasen verglühen Ich und Welt in den späteren Texten August Stramms.“[36]

In diesem Kapitel sollen Stramms Gestaltungsprinzipien – Konzentration und Dezentration – sowie die spezielle Metaphorik seiner Gedichte beschrieben werden. Geprägt wurden diese Begriffe von Lothar Schreyer, der in dem 1918 veröffentlichten Aufsatz „Expressionistische Dichtung“ die Kunst der zeitgenössischen Gegenwart diskutiert.[37] Die Konzentration zeichnet sich einerseits „durch Verkürzung eines Wortes auf das Stammwort“ und andererseits „durch Reduktion [sowie Umstellung] des Wortgefüges“ aus.[38] Durch dieses Mittel sollte das restlos präzise Zeichen erschaffen werden, das Stramm suchte: Allein das Wort soll das Erfahrene abbilden. Dezentration dagegen „geschieht […] durch Wiederholung und Variation von Wörtern“[39] und ermöglicht in der Ablehnung von Adjektiven und dergleichen eine Verstärkung einzelner Wörter.

Mithilfe dieser beiden Stilmittel, die mit einer Syntax- und Valenz-Auflösung einhergehen, versuchte Stramm, den isolierten Wörtern eine eigene, nicht mehr von umliegenden Wörtern determinierte Bedeutung einzugeben.[40] „Das Wort soll reden, bevor es in den grammatischen Zusammenhängen Vehikel einer darin gebotenen Weltauslegung wird.“[41] Hierin ist nicht nur ein Überwindungsversuch der Sprachkrise zu sehen, sondern auch der Versuch, die Ich-Krise zu überwinden. Da die Konzentration zugleich den Infinitiv fordert und fördert, würde bei komplettem Verzicht auf Konjugation die Valenz des Verbes und damit die Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat aufgelöst: Das Subjekt verliert hier eine seiner grundlegenden Eigenschaften, die es überhaupt zum Subjekt machen, und ist dadurch grammatikalisch eigentlich nicht mehr greifbar.

Die Umsetzung von Konzentration und Dezentration stellten das Ideal des Sturm-Kreises dar, dem Stramm immer radikaler folgte. Dennoch löste er die Grammatik in seinem Werk nie gänzlich auf, sodass das Gedicht „Wecken“ noch deutlich von der deutschen Syntax geprägt ist: Das Gedicht verfügt über Interpunktion, Konjunktionen, Artikel und Präpositionen, was bei konsequenter Umsetzung der Konzentration nicht mehr möglich wäre. Oft wurde Stramm

36 Piel, Edgar: Der Schrecken der wahren Wirklichkeit. Das Problem der Subjektivität in der modernen Literatur. München: C.H. Beck 1978, S. 142.

37 Schreyer: Expressionistische Dichtung, S. 11–20.

38 Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne, S. 152. Vgl. auch Schreyer: Expressionistische Dichtung, S. 17.

39 Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne, S. 152.

40 Vgl. ebd., S. 203.

41 Brinkmann, Richard: ‚Abstrakte‘ Lyrik im Expressionismus und die Möglichkeit symbolischer Aussagen. In: Der deutsche Expressionismus. Formen und Gestalten. Hg. v. Hans Steffen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1965, S. 88–104, hier S. 102.

bei seinen Versuchen die Sprachkrise zu überwinden, ein Versagen attestiert und wurden seine Gedichte als unbeholfen abgetan. Im Gegensatz dazu betont Edgar Piel, dass gerade in diesem Scheitern das große Interesse einer Untersuchung läge: „Wo die Situation unaussprechlich geworden ist, sollte sie im Scheitern der Sprache sichtbar gemacht werden."[42] Auch in dieser Arbeit wird in diesem Scheitern, in diesem Hybrid aus Grammatik und Nicht-Grammatik der Reiz einer Analyse der irrationalen und traumhaften Elemente gesehen. Im Traum besteht die Möglichkeit, die Grenzen der Realität zu überwinden, doch er kann niemals endgültige Entgrenzung erzeugen, da er immer abhängig von Erfahrungen im Wachzustand des träumenden Subjekts ist. Analog dazu war Stramm auch immer an seine Vorstellung von Sprache und ihren Grenzen gebunden, die er mittels Konzentration und Dezentration zu überwinden versuchte. Dies erscheint insbesondere deshalb interessant, da Sigmund Freud und später Jacques Lacan die analoge Funktionsweise des Träumens und der menschlichen Rede betonten.[43] Aufgrund von Stramms Gestaltungsprinzipien erscheint das Gedicht lückenhaft und zum Teil unzusammenhängend. Es ist auf einer Ebene angesiedelt, auf welcher der Träumende nicht versucht, die logischen Mängel und narrativen Lücken in seiner Erzählung nach dem Erwachen zu reparieren und zu vervollständigen.[44] Das lyrische Ich fehlt, weswegen der Eindruck entsteht, dass das Gedicht ohne sprechendes Subjekt auskommt beziehungsweise dieses hinter den urteilslosen Träumenden zurücktritt.

Ein weiteres wichtiges Stilmittel in Stramms Gedichten ist die Metaphorik. Die verwendeten Metaphern entstammen meist dem „kosmisch-mythischen und [dem] Naturbereich"[45] und sind damit Ausdruck des bereits erläuterten kosmischen Mystizismus: Sie erzeugen die Vorstellung einer All-Einheit. Inwieweit in seinem Werk allerdings überhaupt von Metaphern gesprochen werden kann, ist in der Stramm-Forschung umstritten. Richard Brinkmann brachte den Einwand, dass Stramm die „Sprache nur noch als Gestus"[46] verwenden würde und durch die fehlenden Aussagen von Metaphern oder Symbolen nicht die Rede sein könne. Dem möchte ich allerdings widersprechen – dies aber nicht nur, weil eine literaturwissenschaftliche Untersuchung des Gedichts dann überflüssig wäre –, sondern deshalb, weil Stramm sich bewusst für Wörter und syntaktische Strukturen entschied, die der deutschen Sprache entstammen oder zumindest den Strukturen und Lexemen der deutschen Sprache nahe stehen. Von der radikalen Sprachauf-

42 Piel: Der Schrecken der wahren Wirklichkeit, S. 138 f.

43 Vgl. Alt: Der Schlaf der Vernunft, S. 317.

44 Vgl. Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler psychoanalytischer Verlag 1925 (= Gesammelte Schriften, Bd. 2), S. 438.

45 Mandalka: August Stramm, S. 191.

46 Brinkmann: ‚Abstrakte' Lyrik im Expressionismus und die Möglichkeit symbolischer Aussagen, S. 104.

lösung späterer Wortkünstler[47] oder der eines Hugo Balls ist sein Werk noch weit entfernt. Selbst der Wortkunst-Theoretiker Schreyer räumte ein, dass der „Inhalt einer Wortreihe nicht anders als durch grammatikalischen Zusammenhang“[48] geschaffen werden könne. Folgt man diesem Zugeständnis, dass eine Wortreihe Inhalt besitzt und nicht nur leerer Gestus ist, ergibt sich, dass dieser Inhalt als Ansammlung von grammatikalisch verflochtenen Äußerungen erachtet werden muss. Es entsteht daraus ein Kontext, in welchem diese Äußerungen entweder metaphorisch oder wörtlich verstanden werden können,[49] sodass eine Interpretation des Gedichts möglich und sinnvoll ist.

5. Die Analyse

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln der historische Kontext und die angewandten Stilmittel beschrieben wurden, wird im Folgenden das Gedicht mithilfe dieser Werkzeuge auf die inhaltliche Bedeutung des Traums und auf die traumhafte Ästhetik sowie auf die Kriegsmotivik hin untersucht. Formal lässt sich das Gedicht in fünf satzähnliche Einheiten gliedern, die jeweils durch einen Punkt abgeschlossen werden. Dies ist insoweit relevant, da Bozzetti betont, dass der Punkt das „Ersterben der Sprache“[50] herbeiführt. Die Interpunktion strukturiert also das Gedicht und teilt es formal in Abschnitte. Innerhalb der inhaltlichen Struktur des Gedichts lassen sich wiederum drei Sinnabschnitte identifizieren, an denen sich die folgende Interpretation orientiert. Der erste Teil erstreckt sich von Zeile eins bis vier und stellt das traumhafte Szenario vor (siehe 5.1. ‚Die Nacht‘). Zeile fünf bis zehn entsprechen dem zweiten Teil und bilden den längten Abschnitt. Der Krieg nimmt hier immer mehr Form an und wird in das traumhafte Szenario eingebettet. Weiterhin bildet dieser Abschnitt den Höhepunkt des Gedichts und es muss diskutiert werden, ob hier das titelgebende Wecken und Erwachen einsetzt (siehe 5.2. ‚Eisen klirrt zerfahlen‘). Der dritte und letzte Abschnitt umfasst die Zeilen elf bis 14 und verbindet Krieg und Kosmos (siehe 5.3. ‚Ins Auge tränen‘).

47 Vgl. Neumann, Bernd Helmut: Die kleinste poetische Einheit. Semantisch-poetologische Untersuchung an Hand der Lyrik von Conrad Ferdinand Meyer, Arno Holz, August Stramm u. Helmut Heissenbüttel. Köln [u.a.]: Boehlau 1977, S. 262 f.

48 Ebd., S. 262 f.

49 Vgl. Kurz, Gerhard: Metapher, Allegorie, Symbol. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 13 u. S. 19.

50 Vgl. Bozzetti: Untersuchungen zu Lyrik und Drama August Stramms, S. 95.

5.1. ‚Die Nacht‘

Die Nacht
Seufzt
Um die schlafen Schläfen
Küsse.

Die erste Zeile „Die Nacht“ (W, Z. 1) und der Titel des Gedichts verweisen auf den Schlaf und erzeugen ein traumhaftes Szenario, in das sich auch die folgenden Zeilen einfügen. Vor dem Hintergrund des kosmischen Mystizismus ist auch die Nacht ein Teil dieses Kosmos, da der Sternenhimmel der Nacht auf das Weltall und die Unendlichkeit verweist. Das nachfolgende „Seufzt“ (W, Z. 2), das durch ein Enjambement von der ersten Zeile getrennt ist, personifiziert „Die Nacht“ (W, Z. 1) der vorausgehenden Zeile. Damit wird einerseits eine Einheit zwischen der kosmischen Metapher der Nacht und dem Menschen herbeigeführt, die aber durch das anthropomorphisierende und kummerausdrückende Verb ‚Seufzen‘ negativ gestaltet wird.[51] Des Weiteren zeigt sich bei „Seufzt“[52] (W, Z. 2) eine Besonderheit des Gedichts, die auch in späteren Zeilen noch einige Male auftritt: Stramms Vorliebe für Onomatopoetika. Mit ihrem ikonischen Charakter scheinen sie einerseits dem, was sie abbilden sollen, näher als arbiträre Begriffe zu stehen. Ihre Verwendung lässt sich als Überwindungsversuch der Sprachkrise deuten und sie verweisen auch auf die antizipierte Funktionsweise des Träumens: Man träumt in Bildern, Geräuschen und Gefühlen, nicht in Worten.
Andererseits verdeutlichen die zahlreichen Onomatopoetika in Stramms Gedichten ein weiteres Phänomen, dem sich bereits 1925 Dietrich Behrens und Magdalene Karstien gewidmet haben[53]: Dem Versuch, den bis dato nie gehörten Lärm der Granaten, Gewehre und Artillerien im Ersten Weltkrieg mit Sprache auszudrücken. Wollten Soldaten oder Berichterstatter an der Front den Höllenlärm, den sie hörten, beschreiben, waren sie auf Onomatopoetika und Neologismen angewiesen;[54] Tongeräte der damaligen Zeit waren nicht imstande, das Gehörte aufzuzeichnen. Auf die Materialsammlung von Behrens und Karstiens soll – trotz der Einschränkung, dass es sich hierbei um „Augenblicksschöpfungen“[55] handelt und diese somit nicht universal für die Sprache gültig zu machen sind – im Fol-

51 Vgl. Mandalka: August Stramm, S. 191.
52 ‚seufzen‘ in Duden online. http://www.duden.de/node/810210/revisions/1157183/view (7. Februar 2013).
53 Vgl. Behrens, Dietrich/Karstien, Magdalene: Geschütz- und Geschosslaute im Weltkrieg. Eine Materialsammlung aus deutschen und französischen Kriegsberichten. Giessen: Romanisches Seminar 1925.
54 Vgl. ebd., S. 10.
55 Vgl. ebd.

genden zurückgegriffen werden, um Lesarten der Onomatopoetika Stramms anzubieten, die den Entstehungskontext des Gedichts mit einbeziehen. Denn auch in Stramms Briefen an seine Frau zeigt sich das Ringen nach Worten – in speziellen Aneinanderreihungen von Onomatopoetika etc. –, um das Kriegsgeschehen zu beschreiben, sodass seine Briefe und seine Lyrik in der Kriegsbeschreibung ähnlich vorgehen.[56] Es ist interessant, dass die „Kieler Neueste Nachrichten" im Jahr 1914 den Klang von Granaten als „seufzend singen[d]"[57] beschreibt. Insofern könnte „Die Nacht / Seufzt" (W, Z. 1 ff.) bereits durchaus auf die Präsenz des Kriegs verweisen: Die Nacht ist erfüllt von dem Lärm der Granaten. In der dritten Zeile dieses Abschnitts findet sich die erste Konzentration auf der Wortebene bei „schlafen" (W, Z 3). In seiner syntaktischen Position suggeriert es, ein Adjektiv zu sein, das sich auf „Schläfen" (W, Z. 3) bezieht; in seinem Erscheinungsbild ähnelt es mehr einem infiniten Verb. Diese Konzentration auf den Wortstamm – Bozzetti prägte hierfür den Begriff des Stammadjektivs – lässt den Sprecher des Gedichts zurücktreten, sodass in seiner Schweigsamkeit die Worte nicht gedeutet, sondern nur ihr Wesenskern repräsentiert werden.[58] Der Träumende bei „Wecken" deutet die „Schläfen" (W, Z. 3) nicht als schläfrig, schlafend oder schlaftrunken, da im Moment des Traumes bloß eine lose Verbindung zwischen „schlafen" (W, Z. 3) und „Schläfen" (W, Z. 3) existiert.

An dieser Stelle des Gedichts zeigt sich ebenfalls die erste Dezentration: Einerseits entsteht diese durch den ähnlichen Wortklang von „schlafen" (W, Z. 3) und „Schläfen" (W, Z. 3), das heißt durch Verdopplung, und andererseits durch die eben angesprochene Unklarheit, um welche Wortart es sich denn bei „schlafen" (W, Z. 3) handelt. Ähnlich ist dies bei dem Wort „Um" (W, Z. 3): Wie bereits erläutert, finden sich bei „Wecken" neben den Konzentrationen auf Wortebene, auch Konzentrationen auf der Satzebene. Wörter wie Präpositionen, Artikel, Konjunktionen oder Adjektive, die die Verben oder Substantive determinieren oder der Grammatik dienen, werden ausgespart, um den einzelnen Wörtern mehr Bedeutung einzuräumen. Dennoch weist der erste Abschnitt Artikel wie „Die" (W, Z. 1) oder „die" (W, Z. 3) auf, sowie den Konnektor „Um" (W, Z. 3). Allerdings bleibt offen, wie diese Assoziationen zu verstehen sind, da die Satzeinheit von Zeile eins bis vier syntaktisch lückenhaft erscheint und sich daher die Frage stellt, ob es sich bei „Um" (W, Z. 3) um eine Präposition handelt. Seufzt „Die Nacht" (W, Z. 1) „Um die schlafen Schläfen" (W, Z. 3) oder sind die „schlafen Schläfen" (W, Z. 3) umgeben von Küssen? Oder ist „Um" (W, Z. 3) eine Kon-

56 Vgl. Jordan, Lothar (Hg.): August Stramm – Fünfundzwanzig Briefe an seine Frau. In: August Stramm – Kritische Essays und unveröffentlichtes Quellenmaterial aus dem Nachlaß des Dichters. Hg. v. Jeremy Adler u. John White. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1979, S. 128–152.

57 Behrens/Karstien: Geschütz- und Geschosslaute im Weltkrieg, S. 36.

58 Vgl. Bozzetti: Untersuchungen zu Lyrik und Drama August Stramms, S. 60 f.

junktion, sodass die Nacht seufzt, um die schlafen Schläfen zu küssen? In dieser Vieldeutigkeit liegt eine Analogie zum Träumen vor, da auch der Traum oft aus einzelnen Elementen besteht, deren Zusammenhänge nur selten eindeutig sind und im Wachzustand konstruiert werden müssen. In der Lesart, welche die vorliegende Arbeit vorschlägt, soll das Wort „Um" (W, Z. 3) als Präposition gedeutet werden, sodass das Bild einer die Schlafenden umgebenden Nacht evoziert wird. Dann bezieht sich das „Um" (W, Z. 3) auf die ersten beiden Zeilen, sodass die Präposition eine Assoziation zu den nachfolgenden „Küsse[n]" (W, Z. 4) erzeugt, die so mit den „schlafen Schläfen" (W, Z. 3) verknüpft sind: Die Schlafenden sind also von Küssen umgeben. Dabei tritt neben die negativ konnotierte Metapher der seufzenden Nacht auch eine erotische Komponente: einerseits eine, die zwischen der „Nacht" (W, Z. 1) und den „schlafen Schläfen" (W, Z. 3) herrscht, andererseits eine erotische Dimension zwischen den Schlafenden. Mit Blick auf „Seufzt" (W, Z. 2), das wie beschrieben durchaus auch einen Geschosslaut beschreiben kann, wird der Krieg ebenfalls in diesen erotischen Moment miteinbezogen. Auch die nachfolgenden lautmalerischen „Küsse"[59] (W, Z. 4) erscheinen dadurch in einem anderen Licht: Sie können metaphorisch als einschlagende Bomben verstanden werden. Das Kriegsgefecht ist hier also nicht negativ gestaltet oder gar in ein kritisches Licht gestellt, sondern wird – wie auch Adler betont[60] – durch die Einbettung in die erotisch aufgeladene Nacht sexualisiert.

5.2. ‚Eisen klirrt zerfahlen'

Eisen klirrt zerfahlen.
Haßt reckt hoch
Und
Schlurrt den Traum durch Furchen.
Wiehern stampft
Schatten lanzt der Wald.

Der zweite Abschnitt des Gedichts zeichnet sich durch einen besonderen Moment aus: Der Krieg nimmt an Präsenz zu und das Gedicht wird dynamischer. Durch „Eisen" (W, Z. 5), das eine traditionelle Synekdoche für Waffen ist, wird das Kriegsgefecht mittels des onomatopoetischen „klirrt"[61] (W, Z. 5) dargestellt. Aufgrund der Charakterisierung mittels des Wortes „zerfahlen" (W, Z. 5), welches als Synthese aus ‚zerfallen', ‚zerfahren' und ‚fahl' verstanden werden muss,

59 ‚küssen' in Duden online. http://www.duden.de/node/784832/revisions/1167101/view (7. Februar 2013). ‚küssen' in Pfeifer, Wolfgang (Hg.): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 2. Aufl. 2 Bände (1). Berlin: Akademie-Verlag 1993, S. 752.

60 Vgl. Adler: „Kämpfen, Wirren, Stürmen", S. 24.

61 ‚klirren' in Duden online. http://www.duden.de/node/811015/revisions/1276820/view (7. Februar 2013). ‚klirren' in Pfeifer: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1), S. 671.

scheint das Klirren des Eisens als etwas Blasses, das – synästhetisch gelesen – an einen abgedämpften, fernen Klang erinnert. Gleichzeitig impliziert die Verbvorsilbe ‚zer-' Vernichtung, also Krieg.[62]
Das so entstandene Bild zeichnet einerseits einen in der Ferne stattfindenden Krieg und andererseits die Situation eines Traumes, der durch Geräusche aus der realen Welt unterbrochen wird, die dem Träumenden irreal und fern erscheinen. Diese Zeile legt also den Schluss nahe, dass – soweit es ein Aufwachen gibt – dieser Prozess an dieser Stelle beginnt. Das Aufwachen wird von außen gefördert: Die Welt außerhalb des Traums dringt in den Traum ein und beginnt den Schlaf zu stören. Dieses Wecken setzt dem Traumzustand jedoch kein abruptes Ende. Das ‚zerfahlene' Klirren deutet darauf hin, dass Traumwelt und Nichttraumwelt miteinander konkurrieren.
Auch „Haßt reckt hoch" (W, Z. 6) verstärkt den Eindruck, dass es ein Aufwachen gibt. Die ‚Hast' erzeugt dabei das Bild von Bewegung und Hektik, wodurch diese Zeile sich in ihrer Dynamik deutlich von den Vorangegangenen unterscheidet. Auch das „reckt hoch" (W, Z. 6) als körperliche Bewegung, das ebenso an ‚schreckt hoch' erinnert, verdeutlicht das unmissverständlich negativ konnotierte Aufwachen. Neben der ‚Hast' scheint die Konzentration „Haßt" (W, Z. 6) auch auf ‚Hass' zu verweisen. Dies konkretisiert und steigert die Synekdoche Eisen aus der vorhergegangenen Zeile. Diese Zeile kann derart gedeutet werden, dass der ‚Hass' im gegnerischen Lager aufbegehrt, sich ein Angriff also von der feindlichen Seite anbahnt. Weiterhin ist der ‚Hass' Subjekt und Agens in Bezug zu „de[m] Traum" (W, Z. 8) und ‚schlurrt' diesen „durch Furchen" (W, Z. 8). Das lautmalerische ‚Schlurren'[63] der achten Zeile erinnert einerseits an ein langsames und schleppendes Gehen eines eben Erwachten, der schlaftrunken sich aus seinem Traum loslöst. Andererseits evoziert es das Bild, wie der euphorische, auf Entgrenzung bedachte Kriegstraum sich in die grausame Kriegsrealität verwandelt: Der Traum wird durch den Hass, also durch das Grauen des Schlachtfeldes durch die Furchen – die in einer am Krieg orientierten Lesart an Schützengräben erinnern – gezerrt und zerstört. Weiterhin erzeugt dieses ‚Schlurren' einesteils in Assoziation mit „Haßt" (W, Z. 6) ein Paradoxon, das nur im Traum möglich ist, anderenteils könnte das ‚Schlurren' abermals als Geräusch von Granaten gelesen werden, die in die Schützengräben (‚Furchen') einschlagen. Auch hier handelt es sich um eine kosmische, negative Metapher des Gedichts, da die menschliche Emotion ‚Hass' und der Traum mit den „Furchen" (W, Z. 8) – aus dem Natur- oder Landwirtschaftsbereich – assoziiert werden: In diesen Zeilen zeigt sich, dass nicht nur positive Charakterzüge des Menschen in diese All-Einheit eingebettet werden. Auch Emotionen wie Hass und sogar der Krieg sollen in eine kosmische Harmonie einbezogen werden, denn auch die Metapher ‚Furchen' für ‚Schützengräben' erwei-

62 Bozzetti: Untersuchungen zu Lyrik und Drama August Stramms, S. 134.

63 ‚schlurren' in Duden online. http://www.duden.de/node/805804/revisions/1207277/view (7. Februar 2013).

tert den Krieg um eine naturhafte Komponente. Diesen All-Einheits-Bestrebungen dient auch die Konjunktion „Und" (W, Z. 7), die hier nicht nur als einfacher Konnektor fungiert. Das „Und" (W, Z. 7) steht in der siebten Zeile ganz alleine und unter Nichtbeachtung der umgebenden Zeilen scheint es alles mit allem verknüpfen zu können. Damit ist es ein Hilfsmittel, mit dem Stramm versucht, die All-Einheit zu verbildlichen. Die Einbettung des Krieges in eine harmonische All-Einheit offenbart sich auch mit einem zweiten Blick auf die vierte Zeile „Küsse" (W, Z. 4). Das „tradierte Motiv des Kusses [wird] dadurch verfremdet, daß es in einer Äquivalenzrelation dem Motiv des Hasses zugeordnet wird."[64] Durch die Verknüpfung mit dem Hass im Moment des Erwachens, scheinen die „Küsse" (W, Z. 4) nicht nur Symbol der Liebe im Traum zu sein, die abseits der Kriegsrealität stehen: Der Krieg wird in diesen Traum und in diese Liebe eingebunden und weiter erotisiert,[65] sodass er durchaus positive Züge annimmt: Der Krieg, Kosmos und Mensch werden aufs Innigste verknüpft. Der Kuss als Zeichen der Zuneigung und Liebe verweist auf die Harmonie, die zwischen Kosmos, Natur und Mensch herrschen soll: „Der Mensch muß die Natur lieben".[66] Diese Forderung findet sich auch in der Philosophie Prentice Mulfords, von der Stramm wohl inspiriert wurde.[67]
In der Zeilen „Wiehern stampft / Schatten lanzt der Wald" (W, Z. 9 f.) findet sich der Höhepunkt des Gedichts. Das Verb „stampft" (W, Z. 9) evoziert durch Klang und Bedeutung das Bild marschierender Soldaten, deren taktgenaue Schritte aus den Jamben heraustreten. Ferner erzeugt es – mit Blick auf Behrens und Karstien – den Klang von Waffen.[68] Auch die gesamte neunte Zeile erweist sich als mehrdeutig: „Wiehern stampft" (W, Z. 9) erschafft das Bild eines aufgescheuchten Pferdes – ein dynamisches und zugleich dynamisierendes Bild;[69] der Krieg wird durch ein Tier verkörpert, das sich der menschlichen Kontrolle zu entziehen versucht. Gleichzeitig handelt es sich bei „Wiehern" (W, Z. 9) erneut um ein Onomatopoetikon,[70] das auch für den Lärm von Maschinengewehren stehen

64 Korte: Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus, S. 163.

65 Vgl. Adler: „Kämpfen, Wirren, Stürmen", S. 24.

66 Mandalka: August Stramm, S. 73 f.

67 Vgl. ebd.

68 „‚Die Schnellfeuerkanonen stampfen und pochen zornig, unaufhörlich' (V I pg. 135)" Vgl. Behrens/Karstien: Geschütz- und Geschosslaute im Weltkrieg, S. 46.

69 Vgl. Cosentino, Christine: Tierbilder in der Lyrik des Expressionismus. Bonn: Bouvier 1972, S. 85 f. Inwieweit die Dynamik der Gedichte, die Zerstörung der Sprache u. s. w. darauf hinweisen, dass Stramm als Futurist oder Vitalist gelesen werden kann, soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden. In Briefen an seine Frau erklärt er zwar seine Hinwendung zum Futurismus (Vgl. Demetz: Worte in Freiheit, S. 294 f.), allerdings war er mit den Philosophien von Friedrich Nietzsche u.a. von seinen Studien her vertraut, insofern könnte die Auflösung von Syntax auch von dort herrühren. (Vgl. Philipp, Ekkhard: Dadaismus. Einführung in den literarischen Dadaismus und die Wortkunst des „Sturm"-Kreises. München: Wilhelm Fink Verlag 1980, S. 98).

70 ‚wiehern' in Duden online. http://www.duden.de/node/810901/revisions/1127034/view (7. Februar 2013). ‚wiehern' in Pfeifer: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (2), S. 1567.

kann,[71] insofern die Zeile äquivok den Krieg andeutet. In der nachfolgenden Zeile „Schatten lanzt der Wald“ (W, Z. 10) wird abermals auf Bilder aus dem Naturbereich zurückgegriffen. Der Wald verweist auf die Natur und unberührte Landschaften. Er erscheint als Teil der kosmischen Einheit. Auch das Verb „lanzt“ (W, Z. 10), das eine Konzentration aus ‚Lenz‘, ‚lenzen‘, ‚Lanze‘ oder ‚tanzt‘ ist, evoziert zum einen die erwachende Natur im Frühling, indes aber auch das Bild von Waffen. Dabei scheint „der Wald“ (W, Z. 10) durch das Verb „lanzt“ (W, Z. 10) in der Lesart ‚lenzen‘ Schöpfer und Spender des Schattens in „Wecken“ zu sein: Durch eine Konzentration in der zehnten Zeile, welche die Umkehrung des Wortgefüges ‚Der Wald lanzt Schatten‘ ist, ist der „Wald“ (W, Z. 10) nicht das Objekt in Bezug auf das Verb „lanzt“ (W, Z. 10), da statt des Artikels ‚den‘ der Artikel ‚der‘ gesetzt wurde. Er erscheint als Subjekt, sodass die artikellosen „Schatten“ (W, Z. 10) zum Objekt werden. Da in dieser Umkehrung Jamben statt Trochäen entstehen, treten diese mit den beiden Jamben der vorhergehenden Zeile „Wiehern stampft“ (W, Z. 9) besonders rhythmisch respektive im Kontrast zum restlichen Gedicht gar metrisch hervor. Die Entstehung der Schatten ist somit dynamisch und wird mit dem Beginn des Frühlings verbunden, sodass die eigentlich negativ konnotierten Schatten hier durchaus positiver und als Resultat der All-Einheit erscheinen. In diesen Zeilen scheint sich einerseits der groteske Kontrast zwischen technischem Krieg und Natur niederzuschlagen, wie ihn Stramm auch in seinen Briefen thematisiert:

> Frühlingsanfang! Sonntag! Sonne! Lerchen! Schüsse! Granaten! Flieger! Lehm! Halbe! Gluten! Kühle! Man findet nicht mehr recht aus und ein! Lieb! Es ist eine seltsame Zeit. Schau ich übers Feld, so sehe ich grünen, wachsen, Hasen hupfen, Rebhühner streichen, Zwitschern, Singen, Jubilieren! Und dann pfeifen mir die Geschosse um die Ohren, daß ich mich gleich wieder in den Lehm drücke.[72]

Indem der Krieg aber in diese Natur eingebettet wird, erscheint er als Teil dessen und somit als natürlich und erklärbar. In diesem zweiten Abschnitt des Gedichts zeigt sich, dass Stramm auch hier mit Dezentration, Konzentration und kosmischen Metaphern arbeitet und sich die einzelnen kosmischen Bilder zu einer komplexen Metapher zusammen setzen, die dabei sachlich kaum zusammenhängend und stark verfremdet scheint:[73] Traum und Wirklichkeit, Natur, Kosmos und Krieg verschränken sich hier, sodass die traumhafte Ästhetik weiter anhält. Das Wecken scheint einzusetzen, wobei unklar bleibt, ob dieses Erwachen nur eine Illusion ist und somit nur der Übergang von einer Traumebene zur nächsten.

71 „‚Zwischen hinein wieherten die Maschinengewehre‘ (Kr II pg. 6)“ Vgl. Behrens/Karstien: Geschütz- und Geschosslaute im Weltkrieg, S. 37.

72 Jordan: August Stramm – Fünfundzwanzig Briefe an seine Frau, S. 141.

73 Vgl. Bozzetti: Untersuchungen zu Lyrik und Drama August Stramms, S. 119 f.

5.3. ‚Ins Auge tränen'

Ins Auge tränen
Sterne
Und
Ertrinken.

In den letzten vier Zeilen verliert das Gedicht in Sprache und Metaphorik die Dynamik, welche zuvor aufgebaut wurde. Es wirkt einesteils wie eine Resignation, denn in der All-Einheit, in der kosmischen Harmonie liegt auch unendliche Einsamkeit,[74] ausgedrückt durch die ‚Tränen'. Sie sind das Motiv der Sehnsucht nach einer kosmischen Einheit ausgedrückt durch die „Sterne" (W, Z. 12), aber auch des Kummers wegen der daraus resultierenden Einsamkeit.[75] Durch die letzte Zeile „Ertrinken" (W, Z. 14), die das Bild der Vernichtung[76] – also des Kriegs – evoziert und darüber hinaus durch den Konnektor „Und" (W, Z. 13) mit den „Sterne[n]" (W, Z. 12) verknüpft ist, wird auch der Krieg abermals in die „kosmische Einheit"[77] eingebunden. „Vor allem das Erlebnis der Nacht auf dem Schlachtfeld ist zugleich das Erlebnis des unendlichen Raumes, in den der Mensch hinausgestoßen ist".[78] Hierbei erscheint der Krieg abermals wie im ersten Abschnitt erotisiert und als Mittel zur Entgrenzung inszeniert.
Wie sich gezeigt hat, ist auch der letzte Abschnitt des Gedichts von Konzentration, Dezentration und kosmischen Metaphern geprägt, sodass die traumhafte Atmosphäre weiterhin anhält und ein Erwachen fragil erscheint. Existiert überhaupt ein Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit und wie lässt sich objektive Wahrheit und Erkenntnis über die äußere Welt feststellen? Die Trennung von Traum und Realität, aber auch die Verwischung der Grenzen zwischen beiden betrifft ebenso den Aspekt des Krieges im Gedicht: Im Traum erscheint die Liebe mittels der Verknüpfung von „Küsse" (W, Z. 4) und „Die Nacht" (W, Z. 1) als kosmische Einheit, der als Äquivalent der erotisierte Krieg zugeordnet wird. Diese Erotik scheint im vermeintlichen Erwachen zu verblassen und mit „Wiehern stampft" (W, Z. 9) wird die Kriegsrealität eingeläutet. Allerdings wird diese scheinbare Kriegsrealität im letzten Abschnitt abermals sexualisiert, da Liebe und Tod dort nochmals assoziiert werden: Es bleibt also fraglich, ob der Träumende je erwacht. In jedem Fall wird der Krieg keineswegs negativ beurteilt oder gar kritisiert: Eine rationale Bewertung des Krieges findet sich nicht, er wird nicht reflektiert, sondern wahr-

74 Vgl. ebd., S. 135.
75 Vgl. ebd., S. 133.
76 Vgl. ebd., S. 134 f.
77 Mandalka: August Stramm, S. 188.
78 Ebd., S. 135.

genommen.[79] Er erscheint traumhaft und irrational und die Vernichtung durch den Krieg wird neben der Liebe als Entgrenzungsmöglichkeit und als Weg zur Alleinheit empfunden. Der angebliche Wachzustand erscheint hierbei als Bestandteil eines Wirklichkeitsentwurfs, der eigentlich ein Traum ist, in dem All-Einheit mit kosmischer Liebe und kosmischen Krieg erreicht wird.

6. Schlussbetrachtung

In der vorliegenden Arbeit wurde eine mögliche Interpretation des Gedichts „Wecken" von August Stramm vorgestellt. Dafür wurde zuerst diskutiert, welche Textvorlage der Analyse zugrunde gelegt werden soll. Anschließend wurden Entstehungsort und -kontext des Gedichts vorgestellt sowie Ich-, Sprach- und Weltanschauungskrise der damaligen Zeit erörtert, um danach die Gestaltungsprinzipien Stramms darzulegen: Die Zerstörung der Syntax, Dezentration und Konzentration, eine ausgeprägte Metaphorik sowie das fehlende lyrische Ich. Hierbei wurde gezeigt, wie diese Stilmittel einerseits der Krisenüberwindung dienen und andererseits eine traumhafte Ästhetik erzeugen, da der Traum sprachlich imitiert scheint. Dieser Eindruck wird durch den Rückgriff auf traditionelle Metaphern der Traumlyrik verstärkt. Dabei konnte neben dem Traum auch der Krieg als bedeutendes Element des Gedichts herausgearbeitet werden. Stramm verwendete zahlreiche Onomatopoetika, um das Kriegsgeschehen zu veranschaulichen. Dies war zum einen – wie mit Behrens und Karstiens gezeigt werden konnte – ein verbreitetes Unterfangen im und nach dem Ersten Weltkrieg, um die Laute des Krieges beschreiben zu können. Insbesondere da Stramm als Offizier tatsächlich an der Front war, spielten die neuen Höreindrücke des Krieges für ihn sicherlich eine zentralere Rolle als für einen Zivilisten in der Heimat. Zum anderen zeugen die Onomatopoetika abermals von der traumhaften Ästhetik, die im Gedicht vorliegt: Man träumt in Bildern und Lauten. Der Krieg als unverständliches Ereignis in einer ohnehin schwierigen Zeit des Umbruchs wird in diesem Gedicht der Realität entzogen und in einen Traum eingebettet.
Hierbei konnte Adler beigepflichtet werden, der in „Wecken" eine Erotisierung des Krieges sieht, denn im Gedicht zeichnet sich keineswegs ein alptraumhaftes Kriegsszenario ab, sondern vielmehr ein Wunschtraum nach Krieg. Die Grenzen zwischen Schlaf und Wachheit sind in „Wecken" verschleiert; Krieg und Traum im Gedicht stark verschränkt. Es zeigt sich Stramms Wunsch nach einer kosmischen Harmonie ab: Krieg und Liebe sind gleichermaßen Teil der All-Einheit. Den Krieg als Teil des gesamten Kosmos zu betrachten, gestaltet ihn positiv und scheint ihn für Stramm nachvollziehbar zu machen. Ferner kann die Frage, ob es ein durch den Titel evoziertes Erwachen im Gedicht gibt, mit Nein beantwortet werden. Die im Gedicht vorliegenden Wirklichkeitsentwürfe erscheinen viel eher ebenfalls als Traum.

79 Vgl. Adler: „Kämpfen, Wirren, Stürmen", S. 7.

László V. Szabó (Veszprém)

Abseits des orthographischen Kanons. Zur Orthographie von Rudolf Pannwitz

Dass die Sprache seit ihren Anfängen stets im Wandel begriffen ist, ist jedem bekannt, der sich mit ihr und ihrer Geschichte beschäftigt. Das Gleiche gilt m.E. für die Orthographie, die ihrerseits dazu tendiert, mehr oder weniger strittigen Reformen unterworfen zu werden, wie das auch an der letzten Rechtsschreibungsreform der deutschen Sprache zu sehen ist. Orthographie wurde bereits in der Antike kanonisiert, indem den Schreibenden feste Regeln der Rechtschreibung vorgeschrieben bzw. normativ vorgegeben wurden. Antike Gelehrte, so etwa Sextus oder Varro,[1] haben vier Kanons der Rechtschreibung: die Analogie, den Dialekt, die Etymologie und die Historie angenommen, woraus hervorgeht, dass Orthographie nicht nur grammatischen Kriterien entsprach. Der historische Kanon berief sich bei orthographischen Bestimmungen auf die Überlieferung, woraus eine konservative Tendenz der Rechtschreibung erwuchs.

Orthographisch gesehen setzte sich die deutsche Sprache aus zwei divergierenden Schreibweisen zusammen, den lateinischen Majuskeln und den karolingischen Minuskulen, was zu einer spezifischen Heterogenität des Deutsch führte, die es von anderen europäischen Sprachen unterscheidet. Die Durchsetzung der Großschreibung bei den Nomina im Neuhochdeutschen erfolgte nicht ohne Hindernisse, Einwände und Kritiken, die nicht selten von Dichtern formuliert wurden. Doch nicht nur die eigentümlich Großschreibung im Deutschen bildete den Stein des Anstoßes; auch die Anwendung mancher Buchstaben oder Buchstabenkombinationen wie z.B. *ss* oder *sz* versus ß, oder *t* versus *th* gab (und teilweise gibt noch) Anlass zu orthographischen Disputen. Dabei rief auch die Typographie, so die Verwendung der Fraktur (die wiederum in den karolingischen Minuskeln ihre Wurzeln hat) manche Kritik ins Leben, wie bei den Brüdern Grimm, die „die ungestaltete und häszliche schrift“ angriffen, „die noch immer unsere meisten bücher gegenüber denen aller übrigen völker von auszen barbarisch erscheinen läszt.“[2] Die Grimms konnten sich selbst über die „Hässlichkeit“ der Frakturschrift ärgern, als etwa ihr Band von *Deutschen Sagen* (1816) in dieser Form, dazu mit Großschreibung erschien. Sie konnten immerhin die Klein-

1 Vgl. Siebenbor, Elmar: Die Lehre von der Sprachrichtigkeit und ihren Kriterien: Studien zur antiken normativen Grammatik. Amsterdam: B. R. Grüner 1976, etwa S. 162.

2 Jakob Grimm im Vorwort zu Wilhelm Grimms Deutschem Wörterbuch. Leipzig 1854, Spalte LII.

schreibung im „Deutschen Wörterbuch“ wählen und damit einen Präzedenzfall schaffen für manche Dichter in ihrer Nachfolge, bis hinein in die heutigen Tage. Denn auch heute bevorzugen manche Dichter, die in der Dichtkunst nicht nur den Ausdruck subjektiver Inhalte, sondern gleichzeitig ein schriftliches Formgebilde sehen wollen, die anachronistisch anmutende Kleinschreibung.
Stefan Georges Entscheidung für die Kleinschreibung wurde auch von den Grimms angeregt.[3] Damit stellte er sich und seinen Kreis außerhalb des orthographischen Kanons seiner Zeit, wenngleich viele Dichter um 1900 bestrebt waren, die Dichtkunst sprachlich zu erneuern. Ein reiches Wortmaterial, besondere Wortwahl und Wortbildungen, rhetorische, semantische und syntaktische Feinheiten, Klassizismen und/oder Archaismen, Lautmalerei usw. wurden in den Dienst einer neuen, modernen Poetik gestellt. Aber selbst unter seinen Zeitgenossen spielt Stefan George mit seiner besonderen Orthographie eine aparte Rolle. Er verfasste praktisch all seine Gedichte in einer typischen Rechtschreibung und Typographie, deren Markenzeichen die Kleinschreibung und die mangelnde (wenngleich nicht durchweg fehlende) Interpunktion sind. Immerhin ist seine Rechtschreibung keine radikale, sondern eher eine gemäßigte, da er etwa Zeilenanfänge und – noch wichtiger – bestimmte Nomina doch großschrieb. So wird etwa in Georges Nietzsche-Gedicht der Philosoph mit dem Attribut „Donnerer“ versehen, während an einer anderen Stelle er zu den „führer[n] mit der blutigen Krone“ gezählt wird, oder es wird ein „Kreis den liebe schliesst“ beschworen. Die nur seltenen großgeschriebenen Nomina ziehen den Blick des Lesers auf sich, sie ragen gleichsam aus dem Kontext hervor und fordern zu Aufmerksamkeit auf. Sie verfügen über eine besondere Semantik, fungieren als hermetische Chiffres, die es zu entschlüsseln gilt. Zu Georges Orthographie schreibt Armin Schäfer:

Ein Distinktionsmerkmal ist die gemäßigte oder radikale Kleinschreibung aber nur dann, wenn sonst die schriftliche Kommunikation weiterhin in konventioneller Orthographie erfolgt. Voraussetzung der Distinktion ist ein permanent geübtes Apperzeptionsschema für die korrekte Orthographie, das latent immer vorhanden ist: Wird dann ein Wort groß geschrieben, zieht es neuerlich die Aufmerksamkeit auf sich, das heißt, es entsteht ein Zuwachs an Unterscheidungsmöglichkeiten im Schriftbild bei zugleich größerer Homogenität desselben.[4]

George ging indessen nicht nur mit großgeschriebenen Nomina, sondern auch mit der Interpunktion sparsam um. Wenn sie dennoch verwendet wird, wie gerade im Nietzsche-Gedicht, in dem mehrere Frage- und Ausrufezeichen, Gedankenstriche und Auslassungen erscheinen, dann tragen sie zu einem markanten

3 Vgl. Schäfer, Armin: Die Intensität der Form: Stefan Georges Lyrik. Köln: Böhlau 2005, S. 104.
4 Ebd., S. 105.

Bedeutungszuwachs des Textes bei. In anderen Gedichten finden sich ab und zu Eigennamen, Pronomina (!), oder gar einzelne Zeilen, die durchweg in Blockschrift geschrieben wurden, so etwa „RETURNENT FRANC EN FRANCE DULCE TERRE", mit der das Gedicht „Franken" schließt. In den meisten Gedichten Georges wird aber die Großschreibung in der Regel lediglich am Zeilenanfang verwendet, während beispielsweise Kommata oder (bei Nietzsche noch so häufige) Sperrungen so gut wie nie bei ihm vorkommen.
Offenbar hat George den orthographischen Kanon seiner Zeit seinen ästhetisch-poetischen Absichten untergeordnet. Seine eigene Ortho- und Typographie machte er auch zur Norm seiner „Blätter für die Kunst", in der immerhin die Eigennamen (etwa von mythischen Gestalten) großgeschrieben, bzw. die Titel in Blockschrift getippt wurden. Diesem eigenen Kanon außerhalb des Kanons seiner Zeit mussten sich offenbar die Dichter des George-Kreises bzw. diejenigen, die in der Zeitschrift publizieren wollten, anpassen. Es gab aber auch einen Dichter unter ihnen, der die George'sche Orthographie weitgehend aufgriff ohne zum Kreis gehören zu wollen, und sie noch Jahrzehnte lang danach pflegte und instrumentalisierte.

I.

Es wäre schwer, den Dichter und Philosophen Rudolf Pannwitz (1881-1969) in den Kanon der modernen Orthographie oder überhaupt in jener der Literatur- oder gar der Philosophiegeschichte einzuordnen. Es reicht einen Blick auf Literaturgeschichten oder Lehrbücher zu werfen, um festzustellen, dass sich sein Lebenswerk heute außerhalb des literatur- wie philosophiegeschichtlichen Kanons befindet. [5] Ab und zu wird ihm zwar je ein Aufsatz gewidmet, den weiten Kreisen von Lesern bleibt er aber schier unbekannt. Es gibt kaum eine Untersuchung zur Literatur oder zur Philosophie der Jahrhundertwende oder des 20. Jahrhunderts, die seinen Namen enthält, es sei denn, man erwähnt ihn etwa als Korrespondenten von Hugo von Hofmannsthal. Umfangreiche Literaturgeschichten, wenn sie Pannwitz überhaupt Aufmerksamkeit schenken, behandeln seinen Namen in der Regel schnell und ohne größere Ausführungen.[6] Lediglich

5 So kommt der Name von Rudolf Pannwitz beispielsweise in Walter Fähnders' „Avantgarde und Moderne 1890-1933" (Stuttgart/Weimar: Metzler 1998), das in der Reihe ‚Lehrbuch Germanistik' erschien, kein einziges Mal vor. Gleiches lässt sich etwa über Peter J. Brenners „Neue deutsche Literaturgeschichte" (3. Aufl. Berlin/New York: De Gruyter 2011) feststellen.

6 Sprengel widmet immerhin ein paar Überlegungen zu Pannwitz' Antiken-Rezeption (in den Dionysischen Tragödien) (vgl. Sprengel, Peter*:* Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900-1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des ersten Weltkrieges. München: C. H. Beck 2004, S. 104f. Der auch sonst sehr verlässliche Fritz Martini platziert ihn neben Alfred Mombert und Theodor Däubler unter dem Stichwort „Mythendichtung" der Moderne. Vgl. Martini, Fritz: Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. 19. Aufl. Stuttgart: Kröner 1991, S. 499.

in Lexika kommt sein Name regelmäßig vor.[7] Man hat häufig den Eindruck, als ob man es mit einem Autoren zweiten Ranges zu tun hätte, doch ein solches Urteil beruht weniger auf einer kritischen Auseinandersetzung mit, sondern eben auf der Unkenntnis seines Oeuvres. Die Tatsache, dass viele seiner Werke nach wie vor nur in Manuskripten vorliegen, kann allerdings seine Kanonisierung nicht erleichtern. Doch auch die bereits veröffentlichten Schriften, so etwa eine ganze Reihe von epischen oder dramatischen Dichtungen, harren noch ihrer Entdeckung und Beachtung.

Ein erneuter Zugang zu einem so selten gewürdigten Dichter wie Pannwitz, diesem ziemlich eigenartigen Dichterphilosophen der Moderne, führt schnell und in mehrfacher Hinsicht zu einem Weg abseits des heute gültigen literaturgeschichtlichen Kanons. Pannwitz teilt das Schicksal jener Autoren, die zwar am Teppich der Moderne, wenn nicht der Postmoderne[8], mitgewoben, die aber nur einige Randfäden zugeteilt bekommen haben. Das ist gewiss nicht die Rolle, die er sich selbst zugesprochen hätte. Als ein Dichterphilosoph, der viel auf sein Werk hielt, erteilte er sich die fast prophetische Aufgabe, der Moderne eine neue Richtung zu geben und die Fundamente einer neuen Renaissance des Denkens und Dichtens zu gründen. Dieser utopisch klingende Versuch einer Reformierung der europäischen Denkweise und Dichtkunst verbarg allerdings nicht nur eine Zukunftsvision, sondern gleichzeitig den Anspruch einer Rückkopplung auf die bis in die Antike zurückgehenden Wurzeln derselben. Mitten in der Krise der Moderne, die Pannwitz selbst zu diagnostizieren und zu heilen bestrebt war, blickte er nach vorn auf eine europäische Zukunft und gleichzeitig zurück auf die mehr als zwei Jahrtausende alte (nicht nur christliche) Vergangenheit des (nicht nur europäischen) Geistes, wobei er keine Widersprüche zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkennen, sondern vielmehr ihre Kontinuität betonen wollte. Die in einem seiner Aphorismen formulierte Idee: „die vergangenheit ist die sprache der zukunft“[9] deutet auf seine Überzeugung hin, nach der sich keine Zukunft ohne das Fundament der Vergangenheit, sprich der Tradition, gründen lässt – eine Idee, die man sowohl an seinem kulturphilosophischen, als auch politischen und auch ästhetischen Denken immer wieder erkennen kann.

Dieser synthetische Blick von Pannwitz, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ihrer Gleichzeitigkeit und Tiefe umfasste, verleiht ihm eine besondere Art Modernität, die aber, zumindest *prima facie*, auch manche anach-

7 Dabei mutet geradezu kurios an, dass in „Kindlers Literaturlexikon“ ein einziges Werk von Pannwitz, und zwar ein philosophisches („Die Krisis der europäischen Kultur“) aufgenommen wurde.

8 Den Begriff der Postmoderne (wenngleich in adjektivischer Form) verwendete Pannwitz selbst in seiner „Krisis der europäischen Kultur“ bereits 1917.

9 Pannwitz, Rudolf: Sprüche und Ansprüche. Aphoristisches. Mit einem Essay hg. von Gabriella Rovagnati. Nürnberg: Hans Carl 2003, S. 145.

ronistischen Züge zu erkennen gibt. Ohne bei einem romantisierenden Traditionalismus zu verbleiben, versuchte er, gleichsam im Geiste Goethes, ihn neuinterpretierend und aktualisierend, Antike und Moderne in sich zu vereinigen und daraus eine neue Qualität des Denkens und Dichtens im 20. Jahrhundert herzustellen. Dadurch wurde Pannwitz auf eine eigene Art modern, er nahm zwar die Tendenzen der modernen Schreibkunst und Philosophie wahr, ging dennoch seinen eigenen Weg abseits und jenseits von (literarischen) Ismen, Gruppierungen, Stilen und Moden.

Die Dichtkunst von Stefan George lernte Pannwitz bereits zu seiner Berliner Gymnasialzeit kennen, entschied sich aber trotz seiner Kontakte zu einigen Kreis-Mitgliedern nie dafür, dem George-Kreis beizutreten. Stattdessen schloss er sich mit dreiundzwanzig Jahren dem Kreis der Dichter um Otto zur Linde – einem weiteren Dichter, der sich bis heute außerhalb des literarischen Kanons befindet – an, mit dem er die Zeitschrift „Charon" mit dem Ziel gründete, „unserem Sein wie es in Leben und Werk sich von selber Form giebt, durch dieses Unternehmen auch ein äusseres Zentrum zu verschaffen."[10] Seine *ars poetica*, „mit allen Richtungen hin und wieder [zu] berühren und doch keiner einzigen an[zu]gehören", konnte Pannwitz bereits im Vorwort der ersten Nummer der Zeitschrift festlegen, in der er bis Ende 1906 Diverses, darunter Gedichte und Prosa, Essays und Auszüge aus seinen größeren Dichtungen publizieren konnte. Diese „Charon"-Texte – die bis heute den literaturgeschichtlichen Betrachtungen entgangen sind, ebenso wie die Zeitschrift selbst nur selten in die Geschichte der deutschsprachigen Literatur (oder evtl. der literarischen Zeitschriften) der Jahrhundertwende Eingang gefunden hat[11] – wurden in Großschreibung publiziert. Während sich also in den „Blättern für die Kunst" die Kleinschreibung etabliert hatte, beharrte zur Linde, der doch der Federführer des „Charon" war, auf der Großschreibung. Allerdings vermied man gleichzeitig die Fraktur, die noch später von vielen deutschen Zeitschriften – in denen Pannwitz selbst häufig publizierte – bevorzugt wurde.

Die Beziehung zwischen Pannwitz und George, die hier allerdings nicht in Detail behandelt werden kann, blieb äußerst komplex, Rivalität vermischte sich darin mit wachsendem Respekt seitens von Pannwitz, insbesondere nach Georges Tod (1933). Selbst in seiner Berliner Zeit vermied Pannwitz (abgesehen von 2-3 Briefen) den direkten Kontakt zu George, und korrespondierte lieber mit Albert Verwey oder Karl Wolfskehl. Immerhin blieb Georges Einfluss auf

10 Pannwitz, Rudolf: Vorwort im „Charon" vom Januar 1904.

11 Žmegač widmet beispielsweise dem „Charon" lediglich einen einzigen, kurzen Satz, in dem es heißt, den Dichtungen des Charon-Kreises liege ein bestimmter „Eklektizismus" zugrunde. Vgl. Žmegač, Viktor (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 4. Aufl. Weinheim: Beltz Athenäum Verlag 1996, Bd. II/1, S. 325.

Pannwitz nachhaltig, nicht zuletzt bezüglich der Orthographie. Nachdem sich Pannwitz vom Charon-Kreis 1906 entfernt hatte, übernahm er Georges gemäßigte Kleinschreibung, die er dann später radikalisierte. Das erste chronologische Zeugnis dieser orthographischen Wende scheinen seine Versdichtungen im Band „Dionysische Tragödien" (1913) zu sein.
Die Kleinschreibung und die mangelnde Interpunktion charakterisieren dabei nicht nur Pannwitz' dichterische, sondern auch seine sonstigen Texte, einschließlich seiner Briefe. Er bediente sich einer Orthographie a la George mit eigenen Nuancen Jahrzehnte lang, soweit seine Herausgeber diese Eigenart seines Schreibens überhaupt akzeptieren konnten; in Hans Carl fand er auf jeden Fall einen sehr offenen Herausgeber und Freund, der selbst während des Zweiten Weltkrieges bereit war, seine Schriften in radikaler Kleinschreibung zu veröffentlichen. Diese Pannwitz'sche Kleinschreibung wird aber gewiss eine Herausforderung auch für jene bleiben, die seine bis heute unveröffentlichten Schriften, die prädominant in Kleinschreibung vorliegen, eines Tages herausgeben wollten.[12]

II.

Die originelle Orthographie erlaubte Stefan George, auf konventionelle (z.T. technisch bedingte) orthographische Mittel wie Anführungszeichen, Sperrung, Kursivierung etc., zu verzichten und einzelne Wörter mittels einfacher Großschreibung – die ja in der schon damals üblichen deutschen Orthographie kein Unterscheidungsmerkmal erlaubte – hervorzuheben. Auf die Idee eines solchen orthographischen Geniestreichs war nicht einmal Nietzsche gekommen, der sonst allerlei Konventionen gerne vermied, und deshalb beispielsweise genötigt war, einzelne Elemente seiner Texte immer wieder (in wortwörtlichem Sinn) zu unterstreichen. Pannwitz, der sich als treuer Nachfolger Nietzsches verstand, ging in orthographischer Hinsicht lieber auf den Spuren Georges, ohne ihn gänzlich zu imitieren; bezüglich der Ortho- und Typographie bediente er sich auch eigener Lösungen.
Als Beispiel soll hier Pannwitz' „Totengedicht" stehen, das zunächst in Georges „Blättern *für die Kunst"* erschien, bevor er Jahrzehnte später den Text in seinem eigenen Lyrikband veröffentlichte. Laut Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift wurde selbst der Titel des Gedichtes kleingeschrieben,[13] wobei Großschreibung im Gedicht lediglich den Wörtern am Zeilenanfang, sowie dem

12 Die wenigen Werke und Briefe von Pannwitz, die in der letzten Zeit veröffentlicht wurden, sind fließende Texte mit Pannwitz' typischer Kleinschreibung und Interpunktion, die diese Texte langwierig, schwer zugänglich machen.

13 „Das totengedicht" – allerdings wurde der Titel über dem Gedichttext selbst allesamt mit Großbuchstaben angeführt.

Wort „Gott“ vorbehalten wurde. Doch selbst das Letztere wurde von Pannwitz ursprünglich kleingeschrieben und in dieser Form noch sechs Jahrzehnte später in den Gedichtband „Wasser wird sich ballen“ wieder aufgenommen. Die korrigierte Form muss das Resultat eines Eingriffs von Stefan George selbst gewesen sein, dem das Gedicht im Übrigen gefallen haben soll. Der Grund für die Korrektur war vermutlich eine weltanschauliche, wobei es auffällt, dass im Band 7 der „Blätter für die Kunst“ von 1904 das Wort „Gott“ bzw. „gott“, mal groß-, mal kleingeschrieben, insgesamt dreiunddreißig Mal vorkommt, darunter in einem Auszug aus Hofmannsthals „Elektra“, dort eben in der Form: „Ich möchte beten dass ein *gott* ein licht / Mir in der brust anstecke“.[14] In der Nachfolge Nietzsches wurde der Gottesbegriff bzw. das Gottesbild offenbar auch *für* George problematisch; er versuchte, ihm eine besondere Signifikanz bzw. Semantik zuzuschreiben, die diesseits oder abseits christlicher Gottesvorstellungen liegen und eine selbstständige, immanente ästhetische Funktion erlangen musste. Die Klein- oder Großschreibung des Wortes *gott* bzw. *Gott* blieb aber immer kontextabhängig. Pannwitz bevorzugte seinerseits die Kleinschreibung, machte aber hie und da auch Ausnahmen: Im Titel seiner epischen Dichtung „Der Gott“ (1920) wird das Dilemma Klein- oder Großschreibung mit der Blockschrift gelöst, die dann auch mitten im kleingeschriebenen Text für das Wort ‚Gott‘ (und *nur für dieses) mit einer emphatischen Semantik, also in der Form GOTT oder GOTTES,* gebraucht wird. Das Wort ‚Gott‘ hat bei Pannwitz offenbar eine besondere Funktion, die sich erst vor dem Hintergrund seiner ganzen Philosophie verstehen ließe – doch muss an dieser Stelle auf eine Ausführung aus Platzgründen verzichtet werden.

In Pannwitz’ langem „Totengedicht“ (bestehend aus beinahe hundert Zeilen) ist noch auffallend, dass es, im Unterschied zu seinen späteren Schriften, mit der Ausnahme der Kommata, die Interpunktion nicht entbehrt: Man findet darin (mit Fragezeichen versehene) rhetorische Fragen, wiederkehrende Gedankenstriche, satzschließende Punkte und an einer Stelle auch Doppelpunkt, dazu ein besonderes typographisches Element, das selbst auf den Seiten der „Blätter für die Kunst“ eine Seltenheit war: Punkte inmitten von Sätzen, auf Mittelhöhe gesetzt. Die Idee stammte offenbar nicht von Pannwitz, denn diese Art der Interpunktion wurde von ihm nirgends sonst gebraucht, er bevorzugte statt dieser sonderbaren Zeilen-Punktuation *häufig den Schrägstrich, in seinen veröffentlichten Schriften nicht weniger als etwa in seinen nichtveröffentlichten Briefen. Der Schrägstrich als semantisch-syntaktisches Merkmal kennzeichnet auch die Version des Gedichtes im Band* „Wasser wird sich ballen“; man stelle die zwei Fassungen des „Totengedichts“ nebeneinander:

14 Hofmannsthal, Hugo von: Elektra. In: Blätter für die Kunst 7 (1904), S. 42.

Weise sagen reden von alraunen:
Wurzeln sind es an der schädelstatt
Plumpe kinder welche reglos staunen
Dass man einen Gott begraben hat
Alte kinder aus gerechtem blute
Ungeschickt und ohne sinn ersprosst
Leben wollend[15]

Weise sagen reden von alraunen:
Wurzeln sind es an der schädelstatt /
Plumpe kinder / welche reglos staunen /
Daß man einen gott begraben hat /
Alte kinder aus gerechtem blute /
Ungeschickt und ohne sinn ersproßt /
Lebenwollend.[16]

Man sieht an dieser zweiten Fassung, dass sich Pannwitz in den sechziger Jahren teilweise an die damalige Rechtschreibungsnorm (*daß*, *ersproßt*, zusammengeschriebenes Adverb *lebenwollend*) anpasste, die Kleinschreibung jedoch als eine Art poetisches Markenzeichen noch dreißig Jahre nach Stefan Georges Tod beibehielt. Dazu führte er fast in jeder Zeile Schrägstriche (Virgeln) an. Die syntaktische Funktion der Schrägstriche bei Pannwitz besteht offenbar darin, Einzelsätze ohne sonstige Interpunktion voneinander zu trennen, dazu eine Gedankeneinheit auszudrücken, schließlich zu einer prosodischen Gliederung des Textes. Er griff damit auf eine (bis ins 18. Jahrhundert andauernde) Typographie der sog. Virgeln zurück, womit er sich zweifellos abseits der typographischen Norm seiner eigenen Zeit stellte. Es ist indessen klar, dass er nicht einfach Stefan Georges Typo- und Orthographie imitierte, sondern eine eigenartige Typographie für sich selbst beanspruchte, die seinen eigenen stilistischen Zwecken am meisten entsprach.
Die Abweichungen von der George'schen Schriftnorm sind bereits am obigen Textbeispiel sichtbar, doch wurden sie von Pannwitz später (nach seiner Charon-Zeit) fortgeführt, sogar radikalisiert. Nach einigen Publikationen in Fraktur gab er 1913 fünf Versdramen unter dem Titel „Dionysische Tragödien" aus, in denen er die Kleinschreibung, mit der Ausnahme der Eigennamen (Figurennamen wie Empedokles oder Pausanias, mythologische Namen, Ortsnamen wie Athen, Agrigent oder Catania) durchweg beibehielt, wobei er seinen Text wiederum mit Virgeln strukturierte. So sagt etwa Pausanias im „Tod des Empedokles":

Auch ich / seit ich zurücke / schien mir drunten
Verfehmt / doch liess es hinten tief / dich suchend
Um grosse dinge –[17]

Die heutige Orthographie pflegt den Verszeilenbruch mit einem Schrägstrich zu markieren, doch gehört dieser bei Pannwitz zu seinem syntaktisch-prosodischen

15 Pannwitz, Rudolf: Das totengedicht. In: Blätter für die Kunst F. 7 (1904), S. 142-144, hier S. 143.
16 Pannwitz, Rudolf: Das Totengedicht. In: Wasser wird sich ballen. Gesammelte Gedichte. Stuttgart: Klett 1963, S. 9.
17 Pannwitz, Rudolf: Dionysische Tragödien. Nürnberg: Hans Carl 1913, S. 19.

Instrumentarium, womit er der Figurenrede einen besonderen inneren, pathetischen Rhythmus verlieh. Das Pathos, das eigentlich keinem seiner „Dionysischen Tragödien" fremd ist, wird zudem durch eine häufige Anwendung von Satzzeichen (Ausrufe- und Fragzeichen, Gedankenstriche), ggf. durch Sperrungen wiederholt akzentuiert. Man wäre sogar geneigt zu behaupten, dass durch das Pathos dieser Dramen Pannwitz in die Nähe des Expressionismus gerückt ist; doch muss man mit seinem Bezug zum Expressionismus vorsichtig umgehen, da er doch bis zuletzt ein Einzelgänger blieb.

Naheliegend ist vielmehr seine Position zwischen Tradition und Moderne auch in orthographischer Hinsicht: Eine Schriftform zwischen dem Virgel-System vergangener Jahrhunderte und der Kleinschreibung des George-Kreises. Allerdings hat Pannwitz die Virgel nicht immer verwendet (am konsequentesten noch in seinen Briefen!), er griff gelegentlich zu unterschiedlichen Formen der Interpunktion bzw. der Groß- und Kleinschreibung. Es deutet aber vieles darauf hin, dass er seine spezifische Orthographie (Kleinschreibung) *nicht* von Otto zur Linde – dessen Einfluss auf sein früheres Denken und Schaffen Pannwitz selbst zugab –, sondern vom George-Kreis übernahm und sie dann in ergänzter, nuancierter Form Jahrzehnte lang bewahrte, solange er über einen Verleger disponierte, der ihm keine orthographischen oder sonstigen Hindernisse bereitete. Da ist diesbezüglich die Rolle des Verlegers Hans Carl (zunächst in Nürnberg, dann in München-Feldafing) kaum zu überschätzen. Erstaunlich genug: Sein Verlegerfreund hat einen Verlag zu diesem einzigen Zweck gegründet, nämlich um Pannwitz' Werken eine andauernde Publikationsmöglichkeit zu bieten. Dabei geht es um ein weites Spektrum von Veröffentlichungen von dünnen Heften (wie z.B. „Aufruf auf Einen!", 1911) bis hin zu Versepen von mehreren hundert Seiten wie z.B. „Logos" (1919). Rein quantitativ ist die Mehrheit von Pannwitz' Werken (seine Publizistik ausgenommen) in der Tat bei Hans Carl erschienen, einem Verlag, der zwar später in eine völlig andere geschäftliche Richtung ging, der aber noch um die Jahrtausendwende zwei Bände von Pannwitz' Werken herausbrachte.[18] Mit seinen Veröffentlichungen bei Hans Carl erfüllte Pannwitz seinen Wunsch, seine Schriften in der Form zu propagieren, wie es am ihm meisten gefiel, ohne auf die Einwände und Nörgeleien der Verleger und Kritiker achten zu müssen. Damit stellte er sich außerhalb der literarischen und orthographischen Trends seiner Zeit, was aber durchaus in seiner Absicht lag. Zu einem Einzelgänger bestimmte er sich auch damit, dass er sich bereits 1921 auf eine dalmatinische Insel zurückzog – wobei er seine Manuskripte selbst während des Zweiten Weltkrieges nach wie vor nach Deutschland, oftmals an Hans Carl schickte. Bereits die erwähnten „Dionysischen Tragödien" sind bei Hans Carl erschienen, gefolgt durch ganze Reihen von Pannwitz-Schriften, darunter jene genannt „Flugblätter" und „Mythen".

18 Vgl. Pannwitz, Rudolf: Undine. Ein nachgelassenes Versepos. Mit einem Essay zu Leben und Werk des Dichters hg. von Gabriella Rovagnati. Nürnberg: Hans Carl 1999; bzw. Ders.: Sprüche und Ansprüche [wie Anm. 9].

Mit seinem philosophischen Werk von 1917, der „Krisis der europäischen Kultur“ (die dann 1947 eine zweite Auflage ebenfalls bei Hans Carl mit unveränderter Orthographie erlebte), dem einzigen, das heute mehr oder weniger als bekannt gilt, lieferte Pannwitz eine besondere, radikale Art Orthographie. Die Kleinschreibung durchzieht den ganzen Text mit der Ausnahme der Kapitel- bzw. Absatzanfänge, betrifft also auch die Eigennamen mit der wichtigen Ausnahme des Wortes ‚Übermensch‘, verwendet in der typographischen Form *Uebermensch*, an insgesamt vierzehn Stellen im Buch. Satzschließende Punkte werden zwar benutzt, nicht so aber die Kommata, und selbst die Virgeln hat Pannwitz für ein (Seiten) langes, etwas kurios anmutendes Zitat von Bismarck – dessen Worte allerdings wiederum in Kleinschreibung angeführt werden – verwendet. Als gelegentliche satz- bzw. typographische Zeichen tauchen Gedankenstriche, Anführungszeichen, Klammern und Sperrungen auf. Der ganze Text, gegliedert in 62 nummerierte Absätze, zu denen weitere 10 im Anhang hinzukommen, fließt in einer typographischen Monotonie dahin, nur selten unterbrochen durch Gedichtzitate, beispielsweise von Stefan George. Man betrachte die folgende Stelle aus dem Absatz 29:

> 29. – Diesem mechanismus der kultur und des menschen scheint eine macht beizuwohnen die ihm das ziel gibt sie hat ihr grösztes getan mit nietzsches schöpfung des Uebermenschen. es ist durchaus belanglos ob derselbe den zeitgenossen gefällt ob sie ihn für möglicher oder für nötiger halten als themistokles das unterseeboot die elementare tatsache ist dass der typus mensch sich einmal überwunden hat er der sich anfang und ende das masz aller dinge gewesen dass er der sich nur fortpflanzte oder zerstörte jetzt sich selbst bisher den zweck der welt zum mittel eines neuen typus setzte und diesen als zweck aus der freiheit seines schaffens.“[19]

Die mangelnde Interpunktion und (substantivische) Großschreibung erschweren die optisch-strukturelle Gliederung des Textes und damit gewiss auch dessen Verständnis. Als orthographische Besonderheit des Textes fällt neben dem erwähnten großgeschriebenen ‚Uebermenschen‘ auch die Verwendung des Konsonantenpaars *sz* anstelle der Ligaturen ß oder *ss*, wobei letzteres sowohl im „Charon“ als auch in den „Blättern für die Kunst“ einen konsequenten Usus zeigte. Dem Gebrauch von *sz* hielt Pannwitz die Treue so lange und wo immer er konnte, so vor allem in seinen (epischen) Dichtungen, in den Briefen bzw. in seinen Manuskripten. In anderen Fällen musste er sich offenbar an die Orthographie der Verlage anpassen. Spätere Schriften, besondere jene nach dem Zweiten Weltkrieg, weisen diese orthographischen Kuriositäten nicht auf. Zur Zeit der „Krisis“ konnte er aber noch die Zentralidee des Übermenschen, die er vom verehrten Nietzsche in die eigene Philosophie *und* Poetik sehr früh inte-

19 Pannwitz, Rudolf: Die Krisis der europäischen Kultur. 2. Aufl. Nürnberg: Hans Carl 1947, S. 46.

grierte und auf deren besonderen Signifikanz er bis zuletzt sowohl als Dichter als auch als Philosoph beharrte, durch das typographisch-orthographische Mittel der Großschreibung semantisch gleichsam vom ganzen Textfluss abheben. Dabei durchzieht der Übermensch, samt seinen adjektivischen Ableitungen, gleichsam leitmotivisch den ganzen Text. In der „Krisis" vollzog damit Pannwitz nicht nur eine erstaunliche Kultursynthese von der Antike bis in seine Gegenwart, sondern schuf gleichzeitig eine Kulturvision, in deren Zentrum der in kosmische Dimensionen erhobene Übermensch steht.[20]

Gleiches gilt für mehrere Texte von Pannwitz: Der Übermensch, den er so konsequent gebrauchte, wie kein anderer Nietzsche-Nachfolger, blieb ein wiederkehrendes Thema seiner Philosophie und Dichtung. Es bildet den Schlüssel sowohl für seine philosophischen als auch dichterischen Werke. Zwar war er mit der poetischen Anwendung der Übermensch-Thematik mitnichten allein in seiner Zeit (der ‚neue Mensch' der Expressionisten zeigt auch in diese Richtung), doch findet man keinen anderen Dichter, bei dem sie so vordergründig und so langfristig präsent gewesen wäre wie gerade bei Pannwitz. Über die verwirrende Orthographie hinaus dürfte gerade diese beharrliche Thematisierung des Konzepts des Übermenschen manche Leser von der Aufnahme der „Krisis" oder auch der poetischen Werke von Pannwitz abgehalten haben. Das hatte offenbar weitgehende Konsequenzen für seine Werke, so auch für die „Krisis", die zwar von manchen berühmten Zeitgenossen wie Hugo von Hofmannsthal oder Thomas Mann durchaus anerkannt wurde,[21] aber bald der Vergessenheit anheimfiel. Folglich konnte Pannwitz' „Krisis" nie die Berühmtheit, wenn nicht Popularität von Spenglers „Untergang des Abendlandes" erreichen, wenngleich die zwei kulturphilosophischen Werke in thematischer (kulturmorphologischer) Hinsicht ziemlich deutliche – wenn auch bis heute so gut wie nie analysierte – Konkordanzen zeigen.

Pannwitz begnügte sich nie mit sachlichen Kulturdiagnosen oder mit der objektiven, konsequenzlosen Beschreibung kultureller Phänomene der Gegenwart, sondern war immer bestrebt, kulturelle Richtlinien für die Zukunft aufzuzeigen. Seine philosophischen wie dichterischen Werke erheben immer Anspruch auf Zukunftsvisionen und ‚übermenschliche' Alternativen für ein Zeitalter der Krise. Es war

20 Für eine ausführlichere Erörterung des Themas s. Szabó, László V.: Der kosmische Übermensch. Zu Nietzsches Wirkung auf Rudolf Pannwitz. In: Reschke, Renate (Hg.): Bilder – Sprache – Künste. Nietzsches Denkfiguren in Zusammenhang. (Nietzscheforschung; 18). Berlin: Akademie Verlag 2011, S. 245-263.

21 Dazu Szabó, László V.: „Pannwitz gut." Die Beziehung zwischen Thomas Mann und Rudolf Pannwitz. In: Thomas-Mann-Jahrbuch 22 (2009), Frankfurt a.M. 2010, S. 245–263.

ihm im Grunde einerlei,[22] ob er Poesie oder Philosophie schuf: Auf seine prophetische Rolle eines Verkünders der europäischen Zukunft (einer neuen „Renaissance" Europas) wollte er keinen Augenblick verzichten. Dieser prophetische Ton, der immer auf Wirkung aus war, dürfte bis heute den Leser stören und hat offenbar auch der Verbreitung und Kanonisierung seiner Texte entgegengewirkt. Da half auch die Begeisterung Hofmannsthals wenig, der in Pannwitz eine Art Meister sah und der alles um die Bekanntmachung seiner Werke tat. Dabei könnte Pannwitz' Wirkung auf Hofmannsthal, obwohl von der Forschung bereits erkannt,[23] viel tiefere Implikationen bezüglich auf Hofmannsthals Oeuvre haben, als bis jetzt angenommen. Hofmannsthals Werke sind den Weg einer festen Kanonisierung gegangen, während Pannwitz nach wie vor seiner (Wider)Entdeckung harrt. Ironischerweise gehören zumindest seine Briefe an Hofmannsthal, seit der Herausgabe ihrer Korrespondenz, samt einiger Aufsätze über einzelne Werke Hofmannsthals,[24] zu seinen relativ bekannteren Texten. Pannwitz hat in seiner Eigenschaft als Philologe (was doch keinen geringen Teil seines Schaffens ausmacht) das Seine getan, um manche Zeitgenossen kanonisieren zu lassen; hiervon zeugen auch seine philologischen Arbeiten (Ausätze, Rezensionen) zu Hofmannsthal, Hanns Meinke, Theodor Däubler, Robert Boehringer usw., wobei ihm selbst zu seiner Zeit manche Würdigung zu Teil wurde.[25] Dennoch flaute seine Rezeption, abgesehen von einigen anerkennenswerten Untersuchungen zu seinem Werk, eben nach seinem Tode deutlich ab. Die Auswahl aus seinen Werken (vor allem Gedichten und Essays) von 1983 wurde bezeichnenderweise unter dem Reihentitel „Verschollene und Vergessene" von seinem treuernsten Anhänger, Erwin Jaeckle herausgegeben[26] – aber selbst diese blieb ohne besondere Rezeptionswirkung. Dabei wünschte Pannwitz nichts so sehr, als eine nachhaltige Wirkung mit seinem Oeuvre zu erreichen.

22 Zum Verhältnis zwischen Philosophie und Dichtung bemerkt Pannwitz im Vorwort seiner „Krisis": „tatsächlich sind philosophie wissenschaft und kunst wenn nicht die erste religiös verehrt die zweite handwerklich betrieben die dritte willkürlich beliebt wird nicht mehr von einander zu trennen sie verschmelzen zu einem kentaurischen geschöpfe." In der Tat wollte er zwischen seinen dichterischen und philosophischen Werken keinen Unterschied machen, er subsumierte sie allesamt einer einzigen Lebensaufgabe.

23 Vgl. etwa Nicolaus, Ute: Souverän und Märtyrer: Hugo von Hofmannsthals späte Trauerspieldichtung vor dem Hintergrund seiner politischen und ästhetischen Reflexionen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 64-68.

24 Vgl. Schuster, Gerhardt (Hg.): Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. Frankfurt a.M.: Fischer 1993. Der Band enthält u.a. auch Pannwitz' Aufsätzen zu Hofmannsthals Komödien und seiner Erzählung „Die Frau ohne Schatten".

25 Vgl. z.B. Wolffheim, Hans: Rudolf Pannwitz: Einleitung in sein dichterisches Werk. Mainz: Verlag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur 1961. Auch wurden Pannwitz' neuerschienen Bücher regelmäßig rezensiert.

26 Vgl. Rudolf Pannwitz: eine Auswahl aus seinem Werk. Hg. von Erwin Jaeckle. Wiesbaden: Franz Steiner 1983.

III.

Pannwitz' Orthographie ist seiner Kanonisierung nicht gerade dienlich. Nicht nur dass seine Werke, darunter mehrere epische Dichtungen, zur Hälfte nur in Manuskripten vorliegen, sondern es kommt auch hinzu, dass sich ein Großteil seiner bereits veröffentlichten mit ihrer Kleinschreibung und mangelnder Interpunktion vor seinen Lesern verschließen. Stefan George brachte es mit seiner Lyrik trotz Orthographie bereits zu seinen Lebzeiten zu einem Renommee, das seitdem nicht abgeflaut ist. Lyrik par excellence macht nur einen kleineren Teil von Pannwitz' Oeuvre aus, er selbst hielt seine epischen Dichtungen und philosophischen Werken für wichtiger. Welche Wege es für die Kanonisierung von Pannwitz wie auch immer gibt, bleibt eine Frage der Zukunft. Die Möglichkeit einer Veröffentlichung seiner sämtlichen Werke scheint in weiter Ferne zu liegen, was aber die Gefahr birgt, dass eine Reihe von geistigen Schätzen der Moderne unbekannt bleiben und Literatur- wie Philosophiegeschichten an Pannwitz ahnungslos vorbeigehen.

Erika Hammer (Pécs)

Wurzel und Wege. Konstruierte Enge bei Herta Müller und Terézia Mora

1. Einleitung

Die Metapher der Wurzel beschwört die Verwurzelung in eine Landschaft, die zugleich als gemeinsamer Bedeutungsraum daherkommt und mit dem Begriff der Heimat ein Ordnungskriterium voraussetzt, das von einem ethnisch bestimmten Kulturraum ausgeht. Die zwei unterschiedlichen Denkmodelle Verwurzelung versus Bewegung, auf die mein Titel metaphorisch verweist, beziehen sich auf die Verortung von Kultur. Diese Verortung bedeutet, dass ein Territorium, das als das Eigene gesehen und als Heimat konstruiert wird, als eine geschlossene, im Großen und Ganzen stabile Größe verstanden wird, an die sich Wertzuschreibungen und Identitätskonzepte binden.[1] Solche Konzepte gehen von statischen Identitätsmustern aus, die dynamischen Konzepten diametral gegenübergestellt sind und die sowohl in der neueren Theoriebildung als auch in den hier betrachteten Texten Müllers und Moras zum Vorschein kommen. Hier soll anhand der Texte von Müller und Mora die Idee der Bewegung, des Wanderns und des Wandels akzentuiert werden, ein Identitätskonzept also, das von Statik auf Änderung umgestellt ist, das nicht Verwurzelung, sondern Bewegung als den Normalzustand hervorhebt. Die Betonung von Wandel und Dynamik weist in den hier analysierten Erzählbänden nicht zuletzt auf die Sprengung dieser Statik und auf die Aufhebung homogener Kulturräume zurück.[2]

1 Die Idee der Nation ist, wie Gutjahr zeigt, an das Territorium gebunden, was eine notwendige Grenzziehung und die Definition von Werten bedeutet. Damit hängt eine symbolische Grenzziehung und topographische Fixierung von Gebieten zusammen, die dann als wertvoll betrachtet und emotional besetzt werden. Vgl. Gutjahr, Ortrud: Von der Nationalkultur zur Interkulturalität. Zur literarischen Semantisierung und Differenzbestimmung kollektiver Identitätskonstrukte. In: Interkulturalität und Nationalkultur in der deutschsprachigen Literatur. Hg. v. Maja Razbojnikova-Frateva u. Hans-Gerd Winter. Dresden: Thelem 2006, S. 91-122, hier S. 92 f.

2 Thobias Kraft liest Texte Moras im Kontext von Migration und Bewegung und weist auf die Hinterfragung homogener Kulturräume hin (Vgl. Kraft, Tobias: Literatur in Zeiten transnationaler Lebensläufe. Identitätsentwürfe und Großstadtbewegungen bei Terézia Mora und Fabio Morábito. Magisterarbeit. Universität Potsdam 2006. Online abrufbar unter: http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2007/1295/pdf/kraft_magister.pdf, S. 172). Selbstverständlich werden auch die meisten Texte von Müller unter dem Signum Mobilität und Migration gelesen und Dynamik wird in einem Großteil der Forschung – genauso wie bei Mora – mit dem biographischen Raumwechsel der Autorin in Verbindung gebracht. Oft wird das „betrübliche Schicksal" der Schriftstellerin als Ausgangspunkt genommen, das „reichliches Material zur Analyse des Heimatbegriffs bietet" (Vgl. Küla, Monika: Wenn Heimat Heimatlosigkeit wird. Einblicke in den Heimatbegriff der rumäniendeutschen Schriftstellerin Herta Müller. In: Regionalität und Fremde. Literarische Konstellationen, Visionen und Konzepte im deutschsprachigen Mitteleuropa. Hg. v. András F. Balogh u. Erhard Schütz. Berlin: Weidler Buchverlag 2007, S. 99-106, hier S. 99). Ich gehe in dieser Untersuchung, obwohl hier der Heimatbegriff akzentuiert wird, auf diese Zusammenhänge bewusst nicht ein. Bemüht wird also der Begriff von Heimat und Grenze nicht in einem konkreten oder biographischen Sinn, sondern in einem viel breiteren Zusammenhang, in einem Nachdenken über die Beschaffenheiten von Weltverständnis, also von der Heimat als Bedeutungsraum.

In den gegenwärtigen theoretischen Debatten erfährt die Idee der Heimat eine Aufwertung: Zum einen geschieht das aus der Perspektive der Raumtheorie; eine besondere Aufmerksamkeit bekommt das Thema aber auch im Zusammenhang mit Identitätskonzepten. Bei beiden Zugängen wird Heimat rekonzeptualisiert, es wird der Konstruktcharakter dieses spezifischen Raumes hervorgehoben und das Konzept Heimat wird dynamisiert.[3] In diesem Kontext wird das essentialistische Denken aufgebrochen, Ethnozentrismus hinterfragt, aber auch der herkömmliche Deutungsrahmen als die symbolische Ordnung im Allgemeinen wird auf den Prüfstand gestellt.[4] Außer in der sogenannten Heimatliteratur ist das Verhältnis des Menschen zu seiner angestammten Heimat gebrochen von dem Augenblick an, da diese zum Gegenstand literarischer Auseinandersetzung wird.[5] In den hier untersuchten Texten geht es um das gebrochene Verhältnis, aber es geht nicht nur um konkrete Territorien als Orte von Heimat, sondern um eine Extraterritorialität als Ort einer radikalen intellektuellen Position.[6] Denn die Enge, die in beiden hier zur Dis-

3 Erwähnt werden kann hier z.B: Gebhard, Gunter/Geisler, Oliver/Schröter, Steffen: Heimatdenken: Konjunkturen und Konturen. Statt einer Einleitung. In: Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Hg. v. Gunter Gebhard, Oliver Geisler u. Steffen Schröter. Bielefeld: Transcript 2007, S. 9-57.

4 Deleuze und Guattari plädieren in ihrem Text „Rhizom" dafür, dass man bei der Beschreibung von Gesellschaften anstatt der Denkfigur „Wurzel-Kosmos" eine andere, nämlich die des Rhizoms verwenden sollte. Diese Metapher bringt eine antihierarchische Struktur ins Bild, die die Komplexität nicht eliminieren möchte, die nicht auf eine binäre Ordnung der Einheit und Vielheit zu reduzieren ist und die sich durch die Konjunktion „und… und… und…" manifestiert (Deleuze, Gilles/Guattari, Felix: Tausend Plateaus. Berlin: Merve 1992, S. 41). Rhizom wird als eine Pendelbewegung, die für Veränderung und Transgression eintritt und die Zirkulation von Zuständen artikuliert, aufgefasst. Die Idee des Rhizoms ist demnach ein Bild der Offenheit, der Vielheit eines Gebildes, das nicht hierarchisch und zentriert gedacht ist und das eine deterritorialisierende Bewegung zum Ausdruck bringt (Vgl. Deleuze / Guattari: Tausend Plateaus, S. 14-16). Das Rhizom ist aber nur ein Bild, das sich gegen das holistische, essentialistische Denken auflehnt, in dem der kulturelle Diskurs z.T. immer noch verankert ist. Im Kontext der Verortung von Kultur argumentiert auch Bhabha gegen Wurzel und Verpflanzung und tritt auch mit dem Begriff der DissemiNation für Transfer und Zirkulation ein. Vgl. Bhabha, Homi: Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg 2000.

5 Vgl. Winfried Georg Sebald: Unheimliche Heimat. Essays zur österreichischen Literatur. Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch 1995, S. 12). Ein Großteil der Forschung reflektiert bei Müller das Thema der Heimat- bzw. Antiheimatliteratur und weist auf zahlreiche Parallelen zur österreichischen Literatur hin. (Vgl. stellvertretend Bozzi, Paola: Der fremde Blick. Zum Werk Herta Müllers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. S.40-67). Nach Winter ist gerade die Literatur das wichtigste Medium, in dem über diese Problematik reflektiert werden kann. Vgl. Winter, Hans-Gerd: Zum Diskurs über Heimaterfahrung und -verlust in literarischen Texten der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: Waltraud Mitgutsch. In: „Meine Sprache grenzt mich ab…" Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext der Migration. Hg. v. Gisella Vorderobermeier u. Michaela Wolf. Wien: Lit Verlag 2008, S. 351-372.

6 Vgl. Sebald: Unheimliche Heimat, S. 142.

kussion stehenden Erzählbänden heraufbeschworen wird, ist nicht nur das Erstickende eines raumbezogenen ethnischen Zuschreibungsprinzips, sondern auch das enge Korsett eines auf das Territorium bezogenen als allgemeingültig verstandenen Bedeutungsraumes. Es geht um einen im Voraus abgesteckten Bedeutungsrahmen, der jede Individualität zerstört und gegen den in den untersuchten Texten mit verschiedenen Mitteln vehement angekämpft wird. Nach Karen Joisten macht ein historischer Überblick über den Begriff der Heimat deutlich, dass „bei allen Konzepten ein bestimmtes Menschenbild vorausgesetzt wird", nämlich die „Reetablierung der *menschlichen Handlungsmächtigkeit*", denn Heimat werde als ein Raum verstanden „in dem der Mensch die Fäden noch selber in der Hand hält", die vermeintliche Wirklichkeit kennt und ihre Beherrschung inszeniert.[7] In den hier untersuchten Texten steht auch dieses Konzept zur Diskussion. Im Folgenden sollen diese Zusammenhänge anhand von Erzählungen von Herta Müller und Terézia Mora exemplifiziert werden. Hauptsächlich geht es um Texte aus den Erzählbänden „Niederungen"[8] und „Seltsame Materie"[9], die – beide als Debüts der Autorinnen – die hier grob skizzierten Modelle inszenieren, das traditionelle Modell von Kultur, Heimat und Nation herbeizitieren und zugleich auf dessen Unhaltbarkeit verweisen. In erster Linie erscheint dies durch die Inszenierung von Enge, die räumlich durch eine Grenze und mental und sprachlich in der Begrenztheit des Horizonts und des Sprachgebrauchs erscheint.

7 Joisten, Karen: Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, Berlin: Akademie Verlag 2003, S. 45.

8 Müller, Herta: Niederungen. Prosa. Frankfurt/M.: Fischer 2011. Nach Erscheinen wird der Band gleich mit Kritik an der Heimat in Verbindung gebracht, und wie u.a. Bozzi zeigt, bekam die Autorin gleich nach ihrem Erzähldebüt den Stempel der Nestbeschmutzerin aufgedrückt. Vgl. Bozzi: Der fremde Blick, S. 40 ff.

9 Mora, Terézia: Seltsame Materie. Hamburg: Rowohlt 2000. Meike Hermann bringt die zwei Bände in ihrem Aufsatz „Der fremde Blick auf die Provinz" in Verbindung und untersucht die ähnliche Rezeption beider Bücher in der Bundesrepublik. Sie stellt fest, dass zum einen die Exotik diese Erzählbände zu einer äußerst positiven Aufnahme führte. Diese Exotik besteht in der Darstellung eines archaischen Dorflebens als Gegenpol zur urbanen Moderne. Bei Müller und Mora diagnostiziert Hermann die „Denunziation des Traums von der dörflichen Idylle" (Vgl. Hermann, Meike: Der fremde Blick auf die Provinz. Zur Rezeption von Herta Müller: Niederungen, Zsuzsa Bánk: Der Schwimmer und Terézia Mora: Seltsame Materie. In: Balogh/Schütz: Regionalität und Fremde, S. 175-190, hier S. 179). Bei aller Ähnlichkeit muss hier jedoch auch darauf verwiesen werden, dass sich die Welt in „Niederungen" doch markant von der in „Seltsame Materie" unterscheidet. Wichtig ist, dass die Kritik die beiden Bücher gleich nach Erscheinen von Moras Erzählband aufeinander bezog. Verena Auffermann bemerkte sogar, dass Mora das Pech habe, dass ihre Erzählungen nach Müllers „Niederungen" erschienen sind (Vgl. Hermann: Der fremde Blick, S. 188). Die Parallelen zwischen den Büchern sind also vom ersten Moment an augenscheinlich; soweit ich sehe, gibt es aber keine Untersuchung, die beide Erzählbände bis ins Detail miteinander vergleichen würde. Diesen Hiatus möchte die folgende Studie beheben.

2. Heimat als Ort von Essentialisierung und Homogenisierung

Die Idee der Heimat geht vom Standpunkt einer territorialen Vergesellschaftung aus, was mit einem raumbezogenen Zuschreibungsprinzip zusammenhängt, mit einer als „geographisch begrenzte[n], durch *eine* verbindliche Kultur geeinte[n] soziale[n] Gemeinschaft“[10], die wesentlich durch die Kategorien des Raumes bestimmt ist. In dieser Bestimmung dienen in beiden Erzählbänden das Dorf und die Familie in erster Linie als Modelle des Zusammengehörens, aber zugleich auch des Begrenztseins. In der ersten Erzählung aus „Seltsame Materie“ heißt es:

> Wenn man aus der Stadt kommt und aus dem Bus auf sie hinausblickt, scheint meine Heimat wie aus einer einzigen zusammengegorenen Materie zu sein. Aus Fasern, so braun und so unauftrennbar wie die Wolle unserer Kleider.[11]

Dieses Bild führt uns die traditionelle Auffassung von Heimat und Nation vor Augen, die sich als eine indifferente Einheit, als eine „zusammengegorene Materie“ konstruiert. Die Erzählerin bringt ihre Eindrücke über die Heimat aber auch in der Metapher des Stoffes auf den Punkt und spricht damit eine bekannte Definition von Kultur als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“[12] an, was die Auffassung von Kultur als objektive Größe negiert. Aus der Perspektive der Entfernung sieht die Gegend wie eine Einheit aus, aus der Nähe betrachtet zerfällt sie aber und wird fadenscheinig. Es ist leicht durchschaubar, dass all das, was aus der Ferne als Einheit erscheint, aus der Nähe betrachtet sich ausdifferenziert, die einzelnen Fäden werden sichtbar, das Ganze zerfällt. Kultur wird in der traditionellen essentialistischen Auffassung als homogen, beruhend auf einer nationalen Tradition und originären Vergangenheit verstanden, die auch über die Zeit hinweg gleich bleibt. Die Metapher des Gärens rückt aber schon einen chemischen Prozess des Wandels in den Blick und weist somit die Annahme von Reinheit und Ursprünglichkeit als unhaltbar zurück.

Wie die Forschung ausgeführt hat, beruhen auch scheinbar homogene nationale Kulturen auf Konsens.[13] Die Identität ist nicht gegeben, sie muss erst gewonnen und gesichert werden. Diese Sicherung geschieht durch eine ideologisierte und idealisierte Einheitsvorstellung, die Differenzen weitgehend ausklammert und ein hierarchisch verordnetes Wertesystem als verinnerlicht annimmt. Die Homogenisierung verläuft mit strikten Grenzziehungen und einer Ausgrenzung des Anderen, des Fremden, der nicht zu dem nach außen geschlossenen Kreis ei-

10 Gutjahr: Von der Nationalkultur zur Interkulturalität, S. 104.

11 Mora: Seltsame Materie, S. 19.

12 Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders. Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 9.

13 Bhabha: Verortung der Kultur, S. 7.

ner Bezugsgruppe gehört. Die Ideologisierung von Heimat ist aber auch die Zerstörung von Heimat, denn dies ist der Zustand „in dem jeder von jedem und alles von allem vereinnahmt wird" und Engstirnigkeit durch die Abschaffung von Differenz zum Programm wird.[14] Die essentialistische Auffassung von Heimat ist zugleich die Pervertierung von Heimat.[15]

Die Texte Müllers und Moras können als eine permanente diskursive Auseinandersetzung mit essentialistischem Denken, mit Heimat und Identität gelesen werden, sie inszenieren, wie dieser Pervertierungsprozess verläuft. Herbeizitiert werden in diesem Kontext die Auffassung, dass Heimat als Schutz-, Aktions- und Identifikationsraum zu verstehen ist, der eine materielle und ideelle Verhaltenssicherheit bietet und zugleich absichert, dass die Ich-Umwelt-Beziehung funktioniert. Ein zentraler Punkt dieses Denkens ist die Normativität, es werden objektive Kriterien erhoben und als allgemein verbindlich verstanden.[16] Aus einer subjektiv irrationalen Haltung wird eine objektiv rationale Einstellung als übergeordnete Instanz.[17] Diese übergeordnete Instanz ist bekanntlich allgegenwärtig in den Texten Müllers. Die unsichtbare, nur in den Narrativen und im Wertsystem präsente Instanz als Hüter der Ordnung wird in den Texten Müllers und Moras sowohl thematisch als auch formal reflektiert.[18] Zum einen geschieht es durch die Grenzhüter, viel subtiler aber durch die Inszenierung von Enge und Verlogenheit dieses durch Gewalt aufrechterhaltenen Systems und zum anderen durch die allgegenwärtige Präsenz des Fremden, das die scheinbare Homogenität zu unterminieren vermag.

2.1. Das Dorf als Modell der Enge

Das gebrochene Verhältnis zur Heimat kommt hier zum einen in der Enge des Dorfes als Lebensraum zum Vorschein, durch die bedrückende Allgegenwart von Grenzen und einer aufgezwungenen Statik. In der bipolaren Welt, die in den Erzählungen zwischen Eigenem und Fremdem konstruiert ist, erscheint diese Zweiteilung auch als topologische Ordnung des Nahen und Fernen. Dieses Denken bringt das Heimische, was in den eigenen vier Wänden, hinter dem eigenen Zaun stattfindet in Verbindung mit einer engstirnigen Abgrenzung von der

14 Sebald: Unheimliche Heimat, S. 14.

15 Vgl. ebd.

16 Vgl. Bausinger, Hermann: Heimat und Identität. In: Heimat und Identität – Probleme regionaler Kultur. Hg. v. Konrad Köstlin, Hermann Bausinger. Neumünster: Wachholtz 1980, S. 9-24.

17 Vgl. Bausinger, Hermann: Globalisierung und Heimat. In: Die Welt zur Heimat machen. Hg. v. Wolf Engelhardt u. Ute Stoltenberg. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2002. S. 29-44.

18 Die in der Forschungsliteratur oft diskutierte „Diktatur des Dorfes" erscheint selbstverständlich und bildet einen Analyseschwerpunkt meines Nachdenkens auch in Bezug auf die Texte Moras.

Außenwelt, und hat die Konnotation des Intimen, Sicheren. Das Eigene, das als Identifikationsraum gedacht wird, verortet das Fremde hinter einer Grenze. Die von Müller und Mora geschaffenen Orte sind aber anders strukturiert. Der Raum wird in beiden Textsammlungen mit Qualitäten aufgeladen, so dass das Wechselverhältnis von Raumkonstituierung und Gesellschaft besonders ins Auge sticht. Hier konkretisiert und materialisiert sich die Enge.

Der junge Mann in Müllers „Der deutsche Scheitel und der deutsche Schnurbart" kommt in sein altes Heimatdorf zurück und stößt „ununterbrochen gegen Wände und Zäune"[19], und der junge Mann in einer Erzählung Moras sagt: „Die Nacht ist ein Kübel mit geteerten Wänden und reicht bis weit hinauf. Wir stehen darin."[20] Eine Ich-Erzählerin träumt „von Räumen mit metallenen Wänden"[21]. Die Dörfer sind so, als ob sie in „Körbchen sitzen" würden oder „unter lauter Hauben"[22]. Das Haus der einen Ich-Erzählerin ist im Dorf „in die engste Stelle zwischen Hügel und See gequetscht"[23]. Müllers Erzähler sprechen ständig vom Sack, vom Gefühl in einen Sack eingeschnürt zu werden[24] oder fühlen sich wie in einem Kuhbauch[25]. Wände und Zäune, Grenzen, Berge und der See sind die Bilder dafür, dass man sich in die Enge gequetscht fühlt und dieses Gefühl dominiert das Dasein der Figuren sowohl in Müllers Erzählband „Niederungen" als auch in Moras „Seltsame Materie". Wie die Zitate zeigen, sind in den ausgewählten Texten die eigenen vier Wände nicht mehr positiv besetzt, was auf die Verschiebung der Perspektive hindeutet und eine positive Besetzung der archaischen Ordnung dementiert.

Johannsen spricht in Bezug auf Müller von Klaustrophobischem[26], was ohne Zweifel auch für die Erzählungen Moras geltend gemacht werden kann. Das Thema von Enge und Provinzialität wird in den analysierten Texten exempla-

19 Müller: Niederungen, S. 139.
20 Mora: Seltsame Materie, S. 21.
21 Ebd., S. 214.
22 Ebd., S. 21.
23 Ebd., S. 55.
24 Vgl. Müller: Niederungen, S. 34, 63, 69, 99.
25 Vgl. ebd., S. 99.
26 Vgl. Johannsen, Anja K.: Kisten, Krypten, Labyrinthe: Raumfigurationen in der Gegenwartsliteratur: W.G. Sebald, Anne Duden, Herta Müller. Bielefeld: Transcript 2008, S. 166. Johannsen stellt die klaustrophobische Enge in den Texten Müllers dar, weswegen hier auch nicht weiter auf diese Zusammenhänge eingegangen wird. Im Bezug auf Mora spricht z.B. auch Terry Albrecht von einer „Bedrohung von Orten". Vgl. Albrecht, Terry: Erzählerische und sprachliche Nähe. Bilder interkultureller Erfahrungen in den Texten von Terézia Mora und Yoko Tawada. In: Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Hg. v. Helmut Schmitz u. Terry Albrecht. Amsterdam:. Rodopi 2009, S. 263-275, hier S. 265.

risch gemacht.[27] Es steht für Herkunft und Heimat, dem Vertrauten, Bekannten, Überschaubaren also für Orientierung und Sicherheit auf der einen, aber auch für Statik, Enge und Eingesperrt-Sein auf der anderen Seite.

In allen Texten Müllers und Moras nimmt die konkrete oder metaphorische Grenzüberschreitung eine eminente Position ein als Protest gegen die Enge des Horizonts, die sich im Satz „alles ist hier Grenze"[28] artikuliert. Grenze bedeutet in beiden Erzählsammlungen nicht nur eine räumliche, soziale oder sprachliche Grenze, sondern sie bekommt auch noch eine transzendente Dimension, die sich darin zeigt, dass in einem Text sogar der Himmel mit einer Mauer verglichen wird.[29]

Das Dorf ist der Topos, der beide hier untersuchten Erzählsammlungen beherrscht und der zugleich Provinzialität, Begrenzung und damit Enge heraufbeschwört. Das Dorf steht in den Erzählungen als Chiffre für das Konzept der Homogenisierung und wird als Einheit des Ortes durch Abschirmung und relativ feste Horizonte verstanden. Das Dorf ist ideologisch aufgeladen und wird zur Projektionsfläche für Gemeinschaft und Tradition präsentiert. Es wird inszeniert als Nische, als ein geschlossener Organismus, der durch die vermeintliche Einheit von Kultur, Ort und Sprache gekennzeichnet ist.[30] Das macht das Dorf zu einem geeigneten Terrain für die Begegnung mit dem Fremden, zu einem Biotop, in dem das kollektive Bewusstsein der Zusammenhörigkeit das Andere noch expliziter zum Vorschein zu bringen vermag.[31]

Müllers Erzählband setzt in der gleichnamigen Erzählung mit einer Grabrede ein, was gleich zu Beginn darauf verweist, dass diese dörfliche Lebenswelt zu Grabe getragen wird. Der aufgebahrte Sarg, die Fotos an den Wänden machen

27 Albrecht: Erzählerische und sprachliche Nähe, S. 265. Anja Johannsen zeigt, dass bei Müller dies nicht nur für das Dorf charakteristisch ist, und weist diese Zusammenhänge mit zahlreichen Beispielen auch für die Städte nach. Erwähnt werden kann hier, dass das Klaustrophobische auch bei Mora in der Stadt präsent ist, wie z.B. ihr Roman „Der einzige Mann auf dem Kontinent" zeigt. Vgl. Johannsen: Kisten, Krypten, Labyrinthe, S. 166.

28 Mora: Seltsame Materie, S. 58.

29 Vgl. Müller: Niederungen, S. 58.

30 Vgl. Zinn-Thomas, Sabine: Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen. Bielefeld: Transcript 2010, S. 54 f. Das Dorf bildet selbstverständlich einen wichtigen Pfeiler der ganzen Herta Müller-Forschung.

31 Diesem Konzept der Homogenität werden in der Forschung verschiedene Gegenkonzepte gegenübergestellt, die versuchen metaphorisch die Statik und die Einheitlichkeit aufzubrechen. Man spricht vom Rhizom, von Hybridität (Bhabha), Zirkulation (Greenblatt) oder auch Pluralität (Csáky) um nur einige zu nennen. Allen gemeinsam ist, dass sie statt einer territorialen Verankerung und Verwurzelung Konzepte der Bewegung akzentuieren (traveling concepts). Diese Konzepte konzentrieren sich aber auf die Metropole, in der als stabil erachtete kulturelle Entitäten in Richtung Hybridität transformiert würden. Umso interessanter ist es, dass sowohl bei Müller als auch bei Mora das Dorf dafür herhalten kann, diese Transformationsprozesse darzustellen.

aus dem Milieu ein Stillleben[32], und beim Begräbnis kommt außerdem die lügnerische Verschwiegenheit aller ans Tageslicht, alles wird ausgegraben, was man am liebsten verscharren und vergessen würde. Der Ton, der in diesem kurzen Text angeschlagen wird, ist auch für die weiteren Erzählungen charakteristisch, denn in allen wird die Scheinharmonie entlarvt.[33] Bei Mora kommt dies im Bild der Zerstörung zum Vorschein, wenn die Hauptfigur in „Buffet" im Dorfkino ständig Katastrophenfilme anschaut, in denen die Welt untergeht.[34] Das Dorf wird als Negativfolie benutzt und einer Desillusionierung unterworfen; in keinem Text ist ein elegischer Blick auf Kindheit und Dorf-Idylle zu sehen, vielmehr sind diese Bezüge als Negationen und Dementi dessen zu verstehen, was in der traditionellen Auffassung unter Geborgenheit von Heimat verstanden wird. Die Orte als Schauplätze der Erzählungen sind weder „Orte tiefsten Vertrauens" noch eine „Welt intakten Bewusstseins" und so auch keine „Basis für Identität".[35] Das Dorf erscheint auch in „Seltsame Materie" als begrenzt und seine Einwohner als engstirnig, die sich jeder Öffnung und Änderung versperren, alles Neue ignorieren oder zumindest an die Peripherie verdrängen möchten. In den Erzählungen Moras erscheinen aber die einheimischen Bewohner des Dorfes nur am Rande, sie werden immer nur als Kontrastfolie erwähnt, wenn es um Bewegung und Statik, Norm und Abweichung geht. Bei Mora sind es Zugezogene, die die Texte dominieren, und schon deswegen einen anderen Blick auf den Ort haben. Sie kommen also anderswo her, sprechen oft eine andere Sprache, gehören einer anderen Volksgruppe an, sind areligiös und – was sie noch auszeichnet – arbeiten irgendwie in Berufen, in denen sie mit Fremden in Berührung kommen können, ob als Rezeptionist in einem Hotel, als Verkäuferin im Buffet im Nationalpark, als Fremdenführerin, als Dolmetscher, als jemand, der Menschen hilft, über die Grenze zu fliehen oder eben einfach als Förster. Auch wenn es nicht expli-

32 Eke deutet diese Szene als Absterben der Dorfwelt. Vgl. Eke, Norbert Otto: Schönheit der Verwund(er)ung. Herta Müllers Weg zum Gedicht. In: Herta Müller. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 2002, S. 64-79, hier S. 66.

33 Zierden geht in seinem Aufsatz auf die Dorfwelt in „Niederungen" ein, und streicht unter dem Stichwort die „Diktatur des Dorfes" die Kontrollmechanismen und die Normierungen des Kollektivs heraus, die das Individuum vor eine Zerreißprobe zwischen Anpassung und Widerstand stellen. (Vgl. Zierden, Josef: Deutsche Frösche. Zur „Diktatur des Dorfes" bei Herta Müller. In: Arnold: Herta Müller, S. 30-38). Zu bemerken ist hier, dass dies auf die Figuren Moras nicht zutrifft. Auch sie sind selbstverständlich den Kontrollmechanismen und Normierungen unterworfen, sie fallen aber ganz bewusst aus dem Rahmen. Die Position der Erzähler ist anders, denn während das kleine Mädchen bei Müller von innen den Rahmen zu sprengen versucht, stehen die Figuren Moras außerhalb, doch kommt auch durch ihre Positionierung der Rahmen zum Vorschein.

34 Vgl. Mora: Seltsame Materie, S. 173.

35 Vgl. Bausinger: Heimat und Identität, S. 9. Zu bemerken ist, dass Bausinger Identität hier nicht als ortsgebunden versteht, sondern den Akzent bei ihrer Herausbildung an die Akzeptanz durch eine Bezugsgruppe bindet.

zit genannt wird, zeigen die Namen, wie zum Beispiel bei Tante Magdala („Seltsame Materie"), dass es um eine Fremde geht. Die Fremdheit der Figuren artikuliert sich aber auch in ihrem Äußeren wie den goldblonden Haaren oder den Schlitzaugen[36], in ihrer oft ausländischen Kleidung, in ihrem Verhalten, in ihrem Wolfs-[37] oder Flüchtlingsblick[38]. Ihr Wolfsblick verweist nicht zuletzt auch darauf, dass sie zum Wilden gehören, also außerhalb der Ordnung stehen.
Ihre Herkunft ist meistens unbekannt, „ich komme nirgends her", sagt eine Erzählerin, „es gibt mich nur so"[39]. Auch in dieser Titelgeschichte sowie in „Durst" werden aber die Einheimischen Fremde genannt,[40] was auf die wechselnde Perspektive, also auf die Relativität des Fremden verweist. Auch in den Erzählungen Müllers spielen Fremde eine wichtige Rolle. Im geschlossenen Dorf sind nicht viele zu finden, nur eine, die, weil sie über Nacht grau wurde, „Hexe" genannt wird, eine „Kolonistin" und ein mysteriöser fremder Mann vom Rande des Dorfes.
Diese fremden Figuren deuten aber auf dieselben Problempunkte hin wie zum Beispiel Müllers Mädchen aus der Titelgeschichte, nämlich auf die Tatsache, dass Homogenität auch in dieser überschaubaren Dorfwelt eine Illusion ist.

> Wir sitzen alle rund um den Tisch. Jeder isst und denkt an etwas.
> Ich denke an etwas anderes, wenn ich esse. Ich sehe nicht mit ihren Augen, ich höre nicht mit ihren Ohren. Ich habe auch nicht ihre Hände.[41]

Die Ich-Erzählerin nimmt in Müllers Titelgeschichte also eine Außenseiterposition ein, situiert sich außerhalb des etablierten Rahmens und findet für sich durch den Bruch mit dem vorgegebenen Muster einen neuen Ort. Bei Mora bezeichnet sich eine Ich-Erzählerin als „Guerilla-Kämpfer"[42], Ophelia stellt sich quer zum Dorf, indem sie im kalten Wasser schwimmt, anstatt im warmen Heilwasser zu sitzen. Es geht hier also um eine bewusste Positionierung außerhalb, aber in bei-

36 Vgl. Mora: Seltsame Materie, S. 14, 20, 77.
37 Vgl. ebd., S. 56.
38 Vgl. ebd., S. 30.
39 Mora: Seltsame Materie, S. 16. Wie Müller-Funk zeigt, gibt es im Bewusstsein des Menschen eine „selbstredende Herkunft", das heißt, dass es aus der Abstammung abgeleitet wird, wer man ist. Wer demnach ohne Herkunft ist, dem haftet etwas Merkwürdiges, Unheimliches an, denn Ursprung und Herkunft sind stark an Fragen der Identität gekoppelt. Dieses Konstrukt, die „Kausalität der Herkunft", hilft bei der Orientierung, beim Sich-Hineinfügen, und trägt dazu bei, sich vor dem Unbekannten schützen zu können. Vgl. Müller-Funk, Walter: Wohin denn heim? Zur Logik und Bedeutung von Herkunftsphantasien. In: Wespennest. Herkunft. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder (2005), Nr. 141, S. 77-84.
40 Vgl. Mora: Seltsame Materie, S. 215.
41 Müller: Niederungen, S. 45.
42 Mora: Seltsame Materie, S. 211, 217.

den Bänden wird auch der gewaltsame Ausschluss thematisiert. Bei Ophelia, die von allen schikaniert und aus verschiedenen Gründen als Feind betrachtet wird, ist dies z.B. zu beobachten. Auch das kleine Mädchen schildert bei Müller seinen Ausschluss nachmittags durch die Schließung aller Fenster und Türen.[43]
Das Wir-Gefühl wird von einer Gegenüberstellung des Ich und der Anderen abgelöst, und die Figuren betreten einen Nicht-Ort. Dieser Ort verfügt über keine Möglichkeiten der Identifizierung, aber er ermöglicht eine andere Sicht, die sich jenseits der festgeschriebenen Normen etabliert. Diese Positionierung oder Gegenplatzierung repräsentiert und bestreitet zugleich den Ort des Milieus bzw. der Familie,[44] da sich die Figuren nicht in den Bedeutungskategorien des Umfelds verorten. Diese Ortlosigkeit intendiert ganz bewusst ein Interesse an Verzerrung der vermittelten kulturellen Codes, womit es zugleich die identitätsstiftenden Kategorien und Konventionen abstreift. Diese Position weist auf Binnendifferenzen hin, die im essentialistischen Denken ignoriert werden.
Die Inszenierung der Dorfwelt ist bei beiden Autorinnen dazu berufen, einen essentialistischen Kulturbegriff zu exemplifizieren, der neben Homogenität auch auf Kontinuität rekurriert und darauf pocht, dass die Gruppe an ein Territorium gebunden, darin verwurzelt ist. Diese Tradition artikuliert sich in den Routinen und in der Normativität, die als Erwartungshaltung präsent ist. Diese Einstellung legt nahe, dass allein ein normgerechtes Handeln Integration ermöglicht. Das vorhandene Wir-Gefühl bedeutet die Akzeptanz von einer Bezugsgruppe[45] oder eben die Abweisung und Ausschließung durch diese Gruppe. Das bedeutet zum Beispiel, dass man für krank gehalten wird und damit den Stempel der Abnormität aufgedrückt bekommt. Die menschliche Kultur mit ihren Gebäuden und domestizierten Tieren wird aber in den Texten nicht mehr als ein Ort von Schutz und Zuflucht dargestellt, sondern vielmehr als das Gegenteil davon oder als ein Kerker.
Die Rollenerwartungen, die Erwartung bezüglich Benehmen, aber auch Denken und Weltsicht, die an das Individuum herangetragen werden und über die die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe bestimmt wird, werden in den Texten nicht nur mit Angst gekoppelt, sondern auch mit Enge, mit dem Gefühl des Zugeschnürt- oder Zerquetscht-Werdens. Die soziale Rolle ist mit Fragen der symbolischen Ordnung, mit Normen und Werten verbunden, die auch die Verortung

43 Vgl. Müller: Niederungen, S. 98 f. Ein Unterschied ist allerdings, dass bestimmte Verhaltensmuster in „Niederungen“ in den Augen der Gemeinschaft als normal gelten, also erst durch die Perspektive des Erzählers als merkwürdig erscheinen, die aber bei Mora von allen für merkwürdig gehalten oder sogar als verrückt angesehen werden. Ein solches Motiv ist das Putzen, der Sauberkeitsfimmel der Frauen (vgl. Müller: Niederungen, S. 69 und Mora: Seltsame Materie, S. 87).

44 Vgl. Waldenfels, Bernhard: Der Stachel des Fremden. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 33.

45 Vgl. Bausinger, Globalisierung und Heimat.

des Individuums in einer Gesellschaft ermöglichen oder im Falle der Abweichung seine Fremdheit reflektieren. Soziale Rollen hängen mit Kulturmodellen und Handlungsmustern, die die Orientierung ermöglichen, zusammen, aber auch mit Vorurteilen oder Sanktionen.

In diesem Rahmen erscheinen zum einen die Ordnungsinstanzen und zum anderen Verrückte, die in mehreren Texten vorkommen, die aber auch berufen sind, auf den Konstruktcharakter der legitimen Geltung der Norm hinzuweisen, diese Norm zu unterminieren. Die Texte, in erster Linie die von Müller, führen vor Augen, dass die Übernahme von sozialen Rollen als gesellschaftlicher Zwang letztlich zur Entfremdung des Individuums führt.

Nolens volens passen die Figuren beider Erzählbände nicht ins Stillleben, sie fallen aus dem Rahmen, entsprechen dem Normhorizont nicht und finden so keine Akzeptanz. Diese Figuren – gleichermaßen bei Müller und Mora – wollen aber auch nicht zu dieser (vermeintlich) homogenen Gruppe gehören. Das Bild für dieses Einheits- und Zusammengehörigkeitsgefühl ist das Bad. Das „Schwäbische Bad“[46] bei Müller, in dem sich Woche für Woche nach einer etablierten Ordnung und strengen hierarchischen Regeln das Selbe wiederholt. Das Immergleiche garantiert die Berechenbarkeit aber auch das Trügerische dieser Sauberkeit. Das Bad erscheint auch bei Mora als „Familienbadewanne“[47] und sogar als Heilbad[48], wobei der erste Teil des Kompositums akzentuiert werden muss. Die gemeinsam verbrachten Stunden in dem warmen Bad, in dem das ganze Dorf – wie eine Familie[49] – hockt, werden auf der einen Seite mit dem Wort Heil auf den Begriff gebracht. Auf der anderen Seite hat aber das Heilbecken die Farbe von Urin und ist ein Schwefelbad,[50] was auch Assoziationen von der Hölle weckt. Diese unterschiedlichen Konnotationen verweisen auf die ambivalenten Betrachtungszuweisungen von Homogenität und Einheitlichkeit, je nach Perspektive sind sie Himmel oder Hölle. Der Schwefelgeruch der Hölle wie auch die Grabrede zeigen die Folgen des essentialistischen Denkens.

Neben dem Raum wird für die Unhaltbarkeit eines statischen Weltbildes auch die temporale Komponente reflektiert. Bei beiden Autorinnen erscheint die Heterogenität der Orte auch in der historischen Perspektive. In „Niederungen“ wird das zum Beispiel in der Kirche an „der verblichenen ungarischen Schrift aus der Monarchie: Szüz [sic!] Mária Köszönöm“[51] manifest. Bei Mora gibt es mehrere Hinweise auf die Historizität und Heterogenität des Ortes. Bei einem aus der Rö-

46 Müller: Niederungen, S. 13.
47 Mora: Seltsame Materie, S. 119.
48 Vgl. ebd., S. 127.
49 Vgl. ebd., S. 119.
50 Vgl. ebd., S. 123.
51 Müller: Niederungen, S. 113.

merzeit zurückgebliebenen Mithrasdenkmal denken die Figuren darüber nach, „was die ganzen Völker hier gewollt haben. An der Gegend ist nichts Besonderes, schon gar nichts Gutes […] nur Fäulnis […], das Ende der Welt ist das hier auf jeden Fall“[52], heißt es. In einer anderen Geschichte geht es um die Museen der Grenzregion, in denen Ausstellungen zur Geschichte der Region seit der Bronzezeit gezeigt und die Völker erwähnt werden, die in der Region beheimatet waren. Es geht um die „Illyrer“, „Kelten“, „Römer“, „Barbaren“, „fränkische, germanische, slawische Stämme sowie Avaren und Hunnen“ bzw. die „Ungarn“. Damit ist die Reihe aber noch nicht zu Ende, denn später kamen Deutsche, Juden und schließlich die Kroaten auf der Flucht vor den Türken.[53] Die Auflistung führt plausibel vor Augen, dass auf dem besagten Territorium auf keinen Fall von einer ethnischen Homogenität die Rede sein kann. Die Geschichten unterminieren also den Gedanken, wonach das Dorf und ihre Gemeinschaft ahistorische, naturwüchsige Einheiten wären.

2.2. Familie als Modell der Enge

Da der Gedanke der Zusammengehörigkeit einer Nation durch das Medium der Sprache, durch eine an die Familie gebundene Metaphorik transponiert wird,[54] aktivieren die Texte im Bild der Familie ein narratives Modell, das auch an die Nation gebunden ist. Das Bild, in dem die Familie als Ort des Heils vorgestellt wird, wird im Text – wie dies oben sporadisch bereits Erwähnung fand – mit bissiger Ironie demonstriert und zugleich destruiert.

Die essentialistische Auffassung von Nationalkultur ist analog zur Familie konstruiert.[55] Die Familie als Modell des Zusammengehörens wird sowohl in „Seltsame Materie“ als auch in „Niederungen“ entmystifiziert. Die positive Konnotation des Familiären wird in den Texten ironisch gebrochen. Die Mutter zerquetscht das Gesicht der Ich-Erzählerin[56] in der Titelgeschichte von „Niederungen“. Es muss an dieser Stelle ausreichen, auch auf Müllers Erzählung „Meine Familie“ hinzuweisen. Hier haben alle Vorfahren – Mutter, Vater, Großvater und Urgroßvater – außereheliche Beziehungen und Kinder, so dass das familiäre Beziehungsgeflecht nicht mehr zu entschlüsseln ist.

52 Mora: Seltsame Materie, S. 43.

53 Vgl. ebd., S. 196.

54 Weigel, Siegrid: Das Phantom der Tradition. In: Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und die Tradition des Schweizerischen als Problem. Hg. v. Corinna Caduff u. Reto Sorg. München: Fink 2004, S. 35-46, hier S. 39.

55 Vgl. Fohrmann, Jürgen: Grenzpolitik. Über den Ort des Nationalen in der Literatur, den Ort der Literatur im Nationalen. In: Caduff / Sorg: Nationale Literaturen heute, S. 23-35.

56 Vgl. Müller: Niederungen, S. 81.

> Deshalb ist der Großvater eines anderen Kindes mein Großvater, und die Leute sagen, dass mein Großvater der Großvater eines anderen Kindes ist, aber nicht desselben Kindes, sondern eines anderen.[57]

Auch in keiner Erzählung Moras gibt es eine intakte Familie. Auch dort ist der Großvater ein „doppelt nichtleiblicher Großvater“[58] („Der See“), es gibt Väter Nummer eins, zwei, drei („Durst“), es gibt Dreiecksbeziehungen („Die Lücke“), abwesende, kranke Mütter („Seltsame Materie“, „Die Lücke“), abwesende Eltern („Das Schloß“), alleinerziehende Mütter („Der Fall Ophelia“, „Die Sanduhr“), zerrüttete Großfamilien („Buffet“), merkwürdige Ehen („Am dritten Tag sind die Knöpfe dran. Langsam. Dann schnell“), Mord in der Familie („Am dritten Tag sind die Knöpfe dran. Langsam. Dann schnell“, „Durst“), Selbstmord („Die Lücke“) und es gibt überhaupt nur merkwürdige Beziehungen und viele einsame Menschen. Die Kinder werden auch oft nur Bastarde genannt.[59] Dazu kommt noch, dass die Familien in beiden Bänden durch und durch von Alkoholismus, Gewalt und Kommunikationsunfähigkeit geprägt sind.
Ein Dementi der vermeintlichen Familienidylle erscheint in der Abgrenzung, wenn das Mädchen der Titelgeschichte aus „Niederungen“ sagt:

> Jetzt weg von da. […] [I]ch wusste […], dass ich keine Eltern hatte, dass diese beiden niemand für mich waren, und fragte mich, weshalb ich da in diesem Haus, in dieser Küche mit ihnen saß, ihre Töpfe, ihre Gewohnheiten kannte, weshalb ich nicht von hier weglief, in ein anderes Dorf, zu fremden und in jedem Haus nur einen einzigen Augenblick blieb und dann weiterzog.[60]

Das Zitat zeigt, wie Zusammengehörigkeiten ad absurdum geführt werden. Die erdrückende Enge des Dorfes und der Familie, der eigenen vier Wände, wird hier durchbrochen, beim kleinen Mädchen zwar nur als Wunsch, aber auch hier werden die Bewegung und das Fremde betont, kurz die Überschreitung der gesetzten Grenzen als Fluchtweg aus der Enge. Bei den meisten Figuren Moras ist die Sehnsucht da, aus dieser Enge herauszukommen: entweder durch ein ständiges Unterwegssein wie zum Beispiel bei der Mutter in „Sanduhr“, durch das Anhören von Seemannsliedern („Der See“), dadurch, dass man bestimmte Wörter französisch ausspricht („Die Lücke“), Schauspielerin oder Fotografin („Seltsame Materie“) werden möchte oder einfach im Lokal *Robinson Crusoe* arbeitet („Die Lücke“). Einigen ist es bereits gelungen, für eine Weile die Abgeschlossenheit zu durchbrechen. Der Vater kam durch seine Arbeit in der Welt herum und trägt „einen ganzen Atlas“[61] der Male auf der Haut und der Seemann[62] will auf dem Ozean gewesen sein.

57 Ebd., S. 16.
58 Mora: Seltsame Materie, S. 68.
59 Vgl. ebd., S. 73, 96, 184.
60 Müller: Niederungen, S. 73.
61 Mora: Seltsame Materie, S. 45.
62 Vgl. ebd., S. 61.

Die vorherrschende Norm und Ordnung – als Erscheinungsform der Enge – kann man aber auch vom Rande her durchbrechen. Behinderte, Verrückte, wandernde, reisende Figuren oder die Natur sind berufen, dem Genüge zu leisten. Merkwürdige, verrückte Figuren bringen sowohl bei Müller als auch bei Mora die etablierte Ordnung durcheinander, wie der kleine Junge, Wendel, der mit seinem Stottern den ganzen Gottesdienst stört[63], oder die Mutter aus „Lücke", die sich wie ein Geysir benimmt und so schreit, dass sie den ganzen Raum sprengt[64].

2.3. Bewegung der wilden Natur als Bruch mit der Enge

Kultur ist, eine „an sich instabile vermittelnde Art und Weise der Gestaltung von Erfahrung", aber die Gesellschaft sorgt dafür, dass sich eine imaginäre Ordnung durchsetzt, die sie als Kultur fingiert. Dies geschieht durch die „Blockierung" von Übernahme und Zirkulation des Fremden und so entsteht Kultur als „stabile Entität"[65], was die Handlungsmächtigkeit des Menschen inszeniert. Diese scheinbar stabile Welt bleibt aber vom Einbruch des Unerwarteten nicht verschont.

In den Geschichten beider Autorinnen ist der Rand des Dorfes, der Ort, an dem das Fremde durch seinen Wildwuchs wuchernd hereinbricht. Bei Mora ist sogar der Friedhof als Ort präsent, auf dem die Wucherung vorhanden ist – sowohl in Form der Flora als auch im Bild der Selbstmörder, die durch ihre Tat den Normkonsens verletzen und aus der Gemeinschaft sogar noch in ihrem Tod ausgeschlossen werden müssen.[66]

In der dichotomischen Zweiteilung der Welt werden nicht nur das Nahe und Ferne, das Eigene und Fremde etc. einander kontrapunktisch gegenübergestellt, sondern auch das Pendant Kultur und Natur, wobei in dieser Konstellation die Natur als der Feind des Menschen erscheint, nicht zuletzt als seine eigene verborgene innere Natur. Der Statik und Enge des Dorfes und dem Normzwang der Familie und des Milieus wird das Wilde in erster Linie in Form der nicht domestizierten und nicht domestizierbaren Natur gegenübergestellt. Äußere und innere Natur werden dabei gleichermaßen akzentuiert. Die vielen Morde und Selbstmorde, der Rausch, die Träume und natürlich der Wahn sind alle ein Ausdruck dafür, dass das Ich nicht Herr ist im eigenen Haus.

Zur Vernichtung der kulturellen Norm trägt maßgeblich die Natur bei, die berufen ist, die Idee zu unterlaufen, dass die Kultur auf natürliche Weise gewachsen

63 Vgl. Müller: Niederungen, S. 60.

64 Vgl. Mora: Seltsame Materie, S. 85.

65 Greenblatt, Stephen: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden. Reisende und Entdecker. Berlin: Wagenbach 1998, S. 185.

66 Vgl. Mora: Seltsame Materie, S. 112.

ist. Natur als Bild der ständigen Änderung steht auch für Prozessualität und Dynamik als Gegenpole zu der statisch aufgefassten Kultur. Die Bäume sind „immer bewegt und bringen Wind ins Dorf“[67], Wasser, Sumpf, Schlamm, die wilden Pflanzen und Früchte sind ständig präsent. Vor allem ist die Peripherie, der Dorfrand gefährdet, denn „[v]om Feld her wuchert Puppengras ins Dorf“ und die Ich-Erzählerin stülpt die Kelchblätter um, „damit sie das Dorf nicht zudecken und überwuchern“[68]. Den Rand gibt es zwar konkret nicht, aber „[d]as Feld ist nicht das Dorf, es ist was anderes“[69] und aus dieser Perspektive, von den Feldern aus gesehen, ist das Dorf wie eine „Häuserherde“, die zwischen den Hügeln weidet[70]. Hier wird das Dorf der Natur zurückgegeben.
Am Rand des Dorfes ist nicht nur das noch nicht kultivierte Wilde, sondern auch der Abfall, den das Dorf ausstößt. Diese Motive zeigen also auch die Zirkulation, der auch das scheinbar verschlossene Dorf, das jede Änderung blockieren will, unterworfen ist.

> Am Dorfrand liegt das alte Geschirr. Abgewirtschaftete, verbeulte Töpfe ohne Böden, verrostete Eimer, Sparherde mit zerbrochenen Platten und ohne Füße, durchlöcherte Ofenrohre. Aus einer Waschschüssel ohne Boden wächst Gras mit leuchtenden Blüten.[71]

Das Abgewirtschaftete geht wieder in den Bereich der Natur über, und indem es der herkömmlichen gesellschaftlichen Ordnung entrissen ist, blüht es auf. In der Interpretation der Menschen kommen auch die Krankheiten der Pflanzen aus dem Wald, was es zu bekämpfen gilt. Der Mensch steht also in einem Kreislauf der Natur, die aber auch als Feind erscheint, den man mit Gift bekämpfen kann.[72] Das Mädchen in „Niederungen“ hat oft den Eindruck, dass das Dorf aus Wasser ist[73] oder dass das Grundwasser die Straßen hinaufsteigt[74] und das Dorf überflutet.
Ein analoges Bild ist auch bei Mora zu sehen. Auch in ihren Texten kämpfen die Einwohner des Dorfes, die Bauern, mit dem See. Sie möchten die sumpfige bzw. ausgetrocknete Landschaft kultivieren, was ihnen vorübergehend auch gelingt. Die Parzellen, die sie in den Schlamm ziehen, werden aber doch vernichtet,

67 Müller: Niederungen, S. 53.
68 Ebd., S. 23.
69 Ebd.
70 Ebd.
71 Ebd., S. 38.
72 Vgl. ebd., S. 24.
73 Vgl. ebd., S. 80.
74 Vgl. ebd., S. 100.

denn das „Wasser kommt wieder und saugt alles zurück“, „der Schlamm nimmt das Dorf wieder ein“, die Aale kriechen bis in die Gärten und in den Zimmern „wächst Schilf aus der Wand“[75]. Die Natur benimmt sich so, „als gäbe es das alles, uns, nicht“[76] oder „als gäbe es uns gar nicht“[77]. Man hat es aufgegeben gegen die Natur zu kämpfen, da man einsieht, dass sie ohnehin siegt.[78]
Die Familie in „Der See“ ist durch eine „Kalksteinmauer“ von beiden Seiten vom Dorf getrennt[79] und lebt so eigentlich schon zusammen mit der Natur, mit dem Krebsbach und den Pflanzen. Auch diese Situierung – nicht nur ihr oben bereits zitierter Wolfsblick – zeigt, dass diese Figuren zum Wilden, nicht Domestizierten gehören, sie aus verschiedenen Gründen aus der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen sind.
Durch die Darstellung von Naturabläufen wird gezeigt, dass die Statik nicht haltbar ist. Die Bilder des Wuchernden und Wilden sind Kontrapunkte zu der Annahme der Kontrollierbarkeit von Kultur, aber auch ihrer Vorrangstellung gegenüber der Natur. Die Figuren erleben die Enge wie die Bäume in der Stadt, die bis zum Stamm zuasphaltiert sind,[80] sie durchbrechen aber, wie die Wurzeln der Bäume diese Grenze und verwandeln dadurch die Kultur in Wald, das Beherrschte in Wildes. Die kulturell zurechtgelegte Welt wird auch bei Müller wortwörtlich unterwandert, was am markantesten im Bild der wandernden Wurzeln erscheint.

> Zwischen uns und den Nachbarn ist der Garten voller Himbeeren. […] Vor ein paar Jahren hatten wir keine Himbeeren, nur der Nachbar hatte ein paar Stauden in seinem Garten. Jetzt sind sie herübergekommen in unseren Garten, und bei ihm steht keine einzige Staude mehr. Sie wandern. Der Nachbar sagte mir einmal, dass auch er sie nie gepflanzt hat, sie sind allein gekommen aus einem anderen Garten. In ein paar Jahren werden auch wir keine mehr haben, sie werden weitergewandert sein. Iss dich jetzt satt, denn das Dorf ist klein, und sie wandern zum Dorf hinaus.[81]

Die Wurzel können nicht gebändigt, das Wilde kann nicht beherrscht werden. Das Bild wird umgedeutet, und selbst die Metapher der Wurzel wird zum Platzhalter für Auf- und Ausbruch statt der ewigen Verankerung.

75 Mora: Seltsame Materie, S. 61.
76 Ebd., S. 59.
77 Ebd., S. 66.
78 Vgl. Prutti, Brigitte: Poesie und Trauma der Grenze. Literarische Grenzfiktionen bei Ingeborg Bachmann und Terézia Mora. In: Weimarer Beiträge 52 (2006), S. 82-104.
79 Vgl. Mora: Seltsame Materie, S. 55.
80 Vgl. ebd., S. 14.
81 Müller: Niederungen, S. 101 f.

4. Zusammenfassung

Die räumliche Mobilität als Sprengung der Enge in den Texten Moras und Müllers bedeutet, dass vertraute, erstarrte Systeme hinterfragt werden. Dies zwingt zu einem ständigen Perspektivenwechsel und letztendlich dazu, dass endgültige Selbstverortungen aufgehoben werden. Dies aber relativiert die Sprache und die ganze Ordnung der Repräsentation. Auch in der Sprache gibt es „keinen festen Wohnsitz“[82]. Orte der Bewegung und so der kulturellen Interaktion werden in einem impliziten Angriff auf Homogenität und Essentialismus zu Orten des Umdenkens.

Die konstruierte Enge des Dorfes bietet eine Möglichkeit über Norm und Normalität und in diesem Kontext nicht zuletzt auch über Ordnung und Wahrnehmung nachzudenken. Randexistenzen und der Rand des scheinbar domestizierten und beherrschten Raumes können herhalten, thematisch die etablierten Ordnungen zu sprengen, die Enge zu durchbrechen. Sprachlich und darstellerisch sind ein Blick und ein Sprechen vom Rande her berufen den Raum zu sprengen, Schematismen zu unterminieren. Diese sind inszenierte Sprechweisen aus dem Munde von Kindern, die in den meisten Geschichten die Erzählinstanz bilden. Ein Modus dieses Angriffs ist das ‚Seltsammachen der Dinge‘, das das Alltägliche durchbricht. Eine andere, von beiden Autorinnen verwendete Technik ist eine groteske Schreibweise, die berufen ist, die „Liquidation symbolischer Ordnungen“[83] zu leisten. Das Groteske als das „Fremde der Kultur“ wird zum Movens, zur Transformation von Ordnungen und Erschütterung von Stabilität.[84] Zu diesem Problemkomplex gehört auch die surrealistische Darstellungsweise mit ihrer Simultaneität und antihierarchischen Struktur, die alltägliche Selbstverständlichkeiten in Frage stellt[85].

Die Enge dieses Raumes wird in den analysierten Texten auf verschiedenen Ebenen gesprengt. Künstlerisch herbeigeführte Experimente markieren Eingriffe in die Erfahrungswelt und führen zur Auflösung von Wirklichkeitsglauben und einer anheimelnden Weltsicht. Die verortete Kultur, das Wahrgenommene, ist eingebettet in raumzeitliche Erfahrungshorizonte, was in den untersuchten Texten durch Anomalisierungprozesse gesprengt wird. Das Wilde, Tierische, steht unter dem Signum des Fremden, und Fremdheit ist signifikant, indem sie das scheinbar

82 Wolf, Michaela: Zur kulturellen Übersetzung der Migration: Theoretische Vorüberlegungen. In: Vorderobermeier/Wolf: „Meine Sprache grenzt mich ab“, S. 21-33, hier S. 21.

83 Fuss, Peter: Das Groteske: ein Medium kulturellen Wandels. Köln, Weimar: Böhlau 2001, S. 154.

84 Ebd.

85 Brandt, Bettina: Schnitt durchs Auge. Surrealistische Bilder bei Yoko Tawada, Emine Sevgi Özdamar und Herta Müller. In: Literatur und Migration. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik, 2010, S. 74-83, hier S. 75.

Eigene durchdringt und so die Dichotomie von Fremdem und Eigenem auflöst. Die Figuren und Sprache sind so nicht in einer Heimat, sondern in einer fundamentalen Fremdheit verankert, was die Texte der Autorinnen nicht nur thematisch, sondern auch strukturell durch und durch bestimmt.

Die Wirklichkeit ist das, „*wovon wir ausgehen"*, es ist ein Wirklichkeitsglaube, der mit Vertrautheit und Verlässlichkeit verbunden ist.[86] Die Normalität ist beruhigend, sie täuscht vor, im Besitz der Welt und der Dinge zu sein. Der Eindruck, der dadurch erweckt wird, ist das Heimisch-Sein in der Welt. Müller nennt aber die Heimat den „Betrug der Dinge"[87] und sie kämpft in ihren Texten gegen diesen Betrug und somit gegen das Heimisch-Werden an. Ähnlich ist es bei Mora, die dann in ihrem nächsten Buch, in „Alle Tage", diese Fremdheit und die Unmöglichkeit des Heimisch-Werdens noch eindrücklicher vor Augen führt.

86 Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998, S. 219.

87 Müller, Herta: Heimat oder Der Betrug der Dinge. In: Kafka. Zeitschrift für Mitteleuropa (2001), S. 26-31, hier 27.

Katalin Gyuricza (Budapest)

Textsorten-Intertextualität in der linguistischen Fachliteratur: eine Bestandsaufnahme

1. Zielsetzung

Die Problematik der Intertextualität kann zu den aktuellen Themen der wissenschaftlichen Textforschung gezählt werden, die ursprünglich literaturwissenschaftliche Frage bezüglich der vielfachen Beziehungen zwischen den Texten wird auch innerhalb der Sprachwissenschaft immer intensiver behandelt. In der linguistischen Forschung stehen die Beziehungen zwischen konkreten Einzeltexten sowie die zwischen Textmustern und konkreten Texten im Mittelpunkt (Holthuis 1993, Fix 2000, Krause 2000, Blühdorn 2006, Rada 2013), während die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Textsorten kaum erwähnt werden. Dieses bisher vernachlässigte Phänomen bedeutet einen neuen Forschungsbereich der Textlinguistik, der erst ab den 2000er Jahren in den Vordergrund der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit rückte, als Adamzik (2000) in ihrem Aufsatz hervorhebt, dass die Vernetztheit von Textsorten eine relevante neue Frage, gleichzeitig aber ein aktuelles Forschungsdesiderat der Linguistik darstellt – sowohl die theoretischen Grundlagen, als auch die entsprechenden empirischen Untersuchungen fehlen noch: „Die m.E. wesentlichste Beschreibungskategorie, um die die Textsortenforschung dringend erweitert werden sollte, betrifft das Kriterium der Einbettung von Textsorten in umfassendere kommunikative Strukturen und ihre Vernetztheit miteinander." (Adamzik 2000: 109).

Reflektierend über diesen Mangel ist die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit die Auseinandersetzung mit den verschiedenen linguistischen Herangehensweisen zur Problematik der Vernetztheit von Textsorten. Im Laufe der Arbeit wird untersucht, was für Konzepte in der germanistischen Linguistik bezüglich dieser Fragestellung erarbeitet wurden, und unter welchen Aspekten und in welchen Bereichen sie untersucht werden.

Der Problemkreis der intertextuellen Beziehungen zwischen den verschiedenen Textsorten kann als ein besonders forschungswürdiger Aspekt der Linguistik betrachtet werden, weil es eine ganz neue Perspektive der Systematisierung von Texten und Textsorten in sich birgt, die relevante Erkenntnisse für die Text(sorten)linguistik ergeben kann.

2. Was heißt Intertextualität in der Linguistik?

Als Ausgangspunkt der Arbeit soll im folgenden Kapitel geklärt werden, was die Linguistik unter dem Begriff der Intertextualität versteht. Nach einem kurzen Überblick der einschlägigen Fachliteratur werden die verschiedenen Typen der Intertextualität behandelt.

Bei der wissenschaftlichen Untersuchung der Erscheinung von Intertextualität sollen hauptsächlich literaturwissenschaftliche und sprachwissenschaftliche Herangehensweisen unterschieden werden. Die Grundidee, dass zwischen den einzelnen Texten vielfältige Beziehungen zustande kommen können, stammt bekannterweise aus der Literaturwissenschaft und ist auf den Beitrag von Julia Kristeva aus dem Jahre 1967 zurückzuführen. Ausgehend von der Idee der Vernetztheit von Texten entwickelten sich zahlreiche Intertextualitätskonzepte und eine vielfältige Terminologie in der Fachliteratur. Die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist aber nicht, die unterschiedlichen, aus der Literaturwissenschaft bekannten Auffassungen und die weit verzweigte Forschungsgeschichte vorzustellen, vielmehr werden – nach einer möglichen Klassifizierung – die für die Linguistik nützlichen Herangehensweisen hervorgehoben.

2.1. Intertextualitätskonzepte

Die Forschungen bezüglich der Intertextualität können drei unterschiedlichen Richtungen zugeordnet werden (vgl. Janich 2008), diese sind die radikale Intertextualitätsauffassung, die restriktive Konzeption und die vermittelnden Modelle. Der grundlegende Unterschied zwischen diesen Intertextualitätsauffassungen liegt hauptsächlich darin, dass sie auf Grund von unterschiedlichen Textauffassungen arbeiten, so deuten sie den Begriff der Intertextualität ganz unterschiedlich.

Die *radikale Intertextualitätsauffassung* ist durch einen weit aufgefassten Intertextualitätsbegriff gekennzeichnet, nach dem alle Texte auf irgendeine Weise mit den früheren Texten in Beziehung stehen. Diese Herangehensweise stammt aus der literaturtheoretischen Forschung der 1960er und 1970er Jahre, schließt sich hauptsächlich an das Werk von Julia Kristeva (1967) an und ist in erster Linie für die kultur- und literaturwissenschaftlichen Arbeiten charakteristisch. Die radikale Konzeption geht von einem weit gedeuteten Textbegriff aus, nach dem der Text keine eindeutig abgrenzbare Erscheinung ist, sondern es können alle Formen der kulturellen Zeichensysteme und sogar die Kultur selbst als Text betrachtet werden. Aus dieser Textauffassung der postmodernen Literaturtheorie folgt, dass der Begriff Intertextualität ein breites Spektrum der Beziehungen zwischen den Texten abdeckt, und im Sinne der radikalen Intertextualitätsauffassung „[…] jeder Text immer nur vor der Folie bereits existenter anderer Texte geschrieben und gelesen werden kann [...]“ (Janich 2008: 179)

Die Vertreter des *restriktiven Intertextualitätskonzeptes* dagegen streben gerade nach der Einengung des weit aufgefassten und dadurch unsicher definierbaren Intertextualitätsbegriffes, und erzielen die Differenzierung und Typologie der verschiedenen Textbeziehungen. Dieser Konzeption liegt ein „restriktiver Intertextualitätsbegriff" zugrunde, „der eingeengt ist »auf bewusste, intendierte und markierte Bezüge zwischen einem Text und vorliegenden Texten oder Textgruppen«" (Janich 2008: 181, zitiert Pfister 1985: 25). Die Intertextualität wird also als eine grundlegende Texteigenschaft betrachtet, die auf konkreten Verweisen im Text beruht. Zu der restriktiven Auffassung können beispielsweise im Bereich der Literaturwissenschaft die Intertextualitätsauffassung von Genette (1982) und das Werk von Broich/Pfister (1985) gezählt werden.

Neben diesen zwei Auffassungen, die das Konzept der Intertextualität einerseits markant erweitern, andererseits wesentlich abgrenzen, existieren zahlreiche solcher Herangehensweisen in der Fachliteratur, die nicht eindeutig den vorigen beiden Modellen zugeordnet werden können, viel mehr vertreten sie eine Zwischenstellung. Für diese *vermittelnden Modelle* ist allgemein charakteristisch, dass sie bei der Bestimmung des Intertextualitätsbegriffs die produktiven und rezeptiven Prozesse der Textgestaltung berücksichtigen. Da diese Konzepte den Text nicht als ein statisches Produkt auffassen, wird die Erscheinung der Intertextualität nicht als eine grundlegende Texteigenschaft bestimmt, sondern sie wird an den dynamischen Prozess der Bedeutungskonstruktion gebunden, zu der zwar die konkreten Verweise im Text notwendig sind, neben diesen aber die relevante Rolle der Rezipienten in dem Erkennen der Intertextualität betont wird. Unter anderem kann die literaturwissenschaftliche Arbeit von Holthuis (1993) mit ihrer rezeptionsorientierten Konzeption zu diesen vermittelnden Modellen gezählt werden.

Dieser kurze Überblick hat einige relevante Positionen der Intertextualitätsforschung hervorgehoben. Von den aufgezählten Intertextualitätsauffassungen, die – wie oben erwähnt – in erster Linie für die literaturwissenschaftlichen Forschungen charakteristisch sind, wurde in der Linguistik die restriktive Auffassung adaptiert, aus diesem Grunde soll hier dieses Konzept detaillierter unter die Lupe genommen werden. Die restriktive Konzeption betrachtet den Text als eine relativ autonome und abgrenzbare Einheit, versteht die Intertextualität als einen Aspekt der Textbeschreibung, eingeengt auf die markierten Beziehungen zwischen den konkreten Texten. Die Tatsache, dass der Begriff der Intertextualität auf die Bezüge zwischen verbalen Objekten beschränkt wurde, spielt eine wichtige Rolle darin, dass am Ende der 1990er Jahre in der germanistischen Linguistik zahlreiche Arbeiten über die restriktive Intertextualitätsauffassung reflektieren und den im Rahmen dieser Konzeption gedeuteten Begriff der Intertextualität auch für linguistische Untersuchungszwecke für geeignet halten.

Wolfgang Heinemann (1997) beschreibt die vielfache Bedeutungsmöglichkeit des Intertextualitätsbegriffs als ein aktuelles Problem, denn in der Fachliteratur wird der Begriff von dem „Phänomen der generellen Vernetztheit von Texten", bis zu den „konkrete[n] Beziehungen zwischen zwei (oder mehreren) Texten" (Heinemann 1997: 22) sehr vielfältig betrachtet, deshalb argumentiert der Verfasser für eine eindeutige Bestimmung und Eingrenzung des Begriffs. Entsprechend der restriktiven Konzeption ist unter dem Begriff Intertextualität nach Heinemann „nicht die universelle Vernetztheit von Texten, [sondern] die Wechselbeziehungen zwischen konkreten Texten, [eingegrenzt auf] die grundsätzliche Textsortengeprägtheit" (Heinemann 1997: 32–33) zu verstehen.
Die restriktive Konzeption erwies sich innerhalb der Linguistik als produktiv, seit den 1990er Jahren beschäftigen sich immer mehr Arbeiten mit der Analyse und Typologie der sprachlich erfassbaren Beziehungen zwischen konkreten Texten.

2.2. Intertextualitätstypologien, die möglichen Typen der intertextuellen Relationen

Nach dem kurzen Überblick der grundlegenden Intertextualitätsauffassungen der germanistischen Fachliteratur ist es an dieser Stelle notwendig, die unterschiedlichen Typen der intertextuellen Relationen zu klären.
In der Fachliteratur befinden sich zahlreiche Typologievorschläge, die Ausarbeitung einer Intertextualitätstypologie, die für nicht literarische Texte anwendbar ist, gehört zu den aktuellen Zielsetzungen der germanistischen Linguistik. Die linguistischen Werke dieser Art basieren hauptsächlich auf der Intertextualitätstypologie von Holthuis (1993), die von zwei Globaltypen der Intertextualität spricht, nämlich von der *referenziellen* und der *typologischen* Intertextualität. Die Autorin weist auf die Vorläufer dieser typologischen Unterscheidung hin, und erwähnt, dass die Differenzierung zwischen Text-Text-Beziehungen und Text-Textsorte-Beziehungen auf die Begriffspaare *Einzeltext-/Systemtextreferenz* von Broich/Pfister (1985) und *referenzielle/typologische Intertextualität* von Petöfi/Olivi (1988) zurückzuführen ist. Die meisten linguistischen Intertextualitätstypologien arbeiten grundsätzlich mit diesen zwei Haupttypen, die neueren Forschungen zählen aber außerdem mit einem dritten Typ, und zwar mit der Intertextualität auf der Ebene der Textsortenbeziehungen, auf deren Relevanz zuerst Adamzik (2000) und Klein (2000) die Aufmerksamkeit richteten.
Bei der Typologie der intertextuellen Beziehungen können also drei grundlegende Typen voneinander unterschieden werden: die referenzielle Intertextualität, die typologische Intertextualität und die Textsorten-Intertextualität (vgl. Holthuis 1993, Krause 2000, Janich 2008, Rada 2013). Im Folgenden sollen diese drei wichtigsten Typen der Intertextualität kurz beschrieben werden.

2.2.1. Referenzielle Intertextualität / Einzeltextreferenz

Die referenzielle Intertextualität umfasst die Text-Text-Beziehungen, also die konkreten Bezüge zwischen Einzeltexten. „Ein konkreter Text, ein Textexemplar kann sich auch – formal oder inhaltlich – auf andere Textexemplare beziehen, indem er Inhalts- oder Formelemente von Vortexten […] aufgreift bzw. auf Folgetexte verweist." – wie Fix feststellt (Fix 2000: 449). In der Fachliteratur ist dieser Typ der Intertextualität am meisten bearbeitet, und häufig wird unter dem Begriff Intertextualität dieser allgemein anerkannte Typ verstanden. Die Mehrheit der Forscher – trotz der terminologischen Vielfalt – beschäftigt sich ausführlich mit der Beschreibung dieses Relationssystems in verschiedenen alltagssprachlichen Textsorten. Fix (2000) deutet auf diese Relation als *Text-Text-Beziehung* hin, während Krause (2000) sie als *spezielle oder aktuelle, syntagmatische Intertextualität* bezeichnet.

2.2.2. Typologische Intertextualität / Systemreferenz

Die Beziehung zwischen einem konkreten Text und einer Textsorte bildet den zweiten Typ der Intertextualität, der auf Grund der Fachliteratur typologische Intertextualität genannt werden kann. Bei der Bestimmung des zweiten Typs der Intertextualität wird hier auf die Definition von Heinemann hingewiesen, der die intertextuelle Beziehung zwischen einem Text und einer Textsorte als „die grundsätzliche Textsortengeprägtheit der Texte" auffasst, woraus hervorgeht, dass der konkrete Einzeltext Repräsentant einer bestimmten Textsorte ist, und relevante Merkmale des jeweiligen Textmusters aufweist (W. Heinemann 1997: 34). Die Sprachwissenschaft beschäftigt sich seit Langem mit der wissenschaftlichen Beschreibung von Zusammenhängen zwischen Text und Textsorte, schon Beaugrande und Dressler (1981) bezeichnen diesen Beziehungstyp als *Intertextualität*. Die Intertextualität dieser Art beruht auf kulturellen Traditionen, denn sie bedeutet „generell das Wissen des Textproduzenten über Textmuster, auf die er bewusst oder unbewusst zurückgreift und dadurch intertextuelle Text-Textmuster-Beziehungen herstellt." (Rada 2014: 444). In der germanistischen Fachliteratur wurde auch dieser Typ mit zahlreichen Termini versehen: Fix (2000) spricht von *Text-Textmuster-Beziehung*, Krause (2000) beschreibt ihn als *allgemeine* oder *paradigmatische Intertextualität*. Bemerkenswert ist, dass das Phänomen der typologischen Intertextualität im Sinne der neueren Forschungen (vgl. Rada 2014) in zwei Untertypen gegliedert wird: Die *konventionalisierte typologische Intertextualität* ist „in jedem Text enthalten", da „jeder Text einem normativen Textmuster folgt, auf dieses Bezug nimmt", während der andere Untertyp als „Ausbruch aus der Konventionalität der Zeichen" aufgefasst wird, und gerade durch „die bewusste Abweichung von den geltenden Textsortennormen,

durch den Bruch von Textmustern konstituiert ist“ (Rada 2014: 445). Im Fall der typologischen Intertextualität kann in erster Linie der letztere Untertyp – in Form von Abweichungen und Textsortenmischungen – interessante Fragen aufwerfen.

2.2.3. Textsorten-Intertextualität / Textsorten-in-Vernetzung

Der dritte Typ der intertextuellen Relationen betrifft nicht mehr die konkreten Hinweise, sondern die Ebene der Textsorten, und bedeutet eine ganz neue Perspektive ihrer Beschreibung und Systematisierung. Adamzik (2000) argumentiert für die Vernetztheit von Textsorten als eine neue, relevante Beschreibungskategorie der Textsorten. Klein verwendet den Terminus *Textsorten-Intertextualität* für die Benennung der Erscheinung, und definiert sie als „die funktionale Vernetzung zwischen Textsorten“ (Klein 2000: 33), während Janich das Phänomen mit dem Begriff *Textsorten-in-Vernetzung* bezeichnet (Janich 2008: 193). Im folgenden Kapitel soll die linguistische Herausforderung zur Erforschung der intertextuellen Vernetztheit von Textsorten ausführlich beschrieben werden.

3. Die funktionale Vernetztheit von Textsorten: Der Problemaufwand von Adamzik

Da die Überlegungen von Adamzik (2000) bezüglich der Vernetztheit von Textsorten als Ausgangspunkt und Inspiration zu den weiteren Forschungen betrachtet werden können, soll an dieser Stelle ihr Problemaufriss ausführlich vorgestellt werden. In ihrem Aufsatz (2000) beschäftigt sich die Verfasserin mit der Erweiterung der Beschreibungskategorien der Textsorten im Rahmen einer pragmatisch orientierten Textsortenforschung.

Die Grundlage der Forschung bedeutet eine kommunikativ-pragmatische Herangehensweise an Texte und Textsorten, dieser Orientierung entsprechend werden die Hauptkategorien der Konzeption definiert. Der Begriff *Text* wird anhand der pragmatischen Textdefinition von Brinker (1985) geklärt, nach der Texte „(in sich strukturierte) Ganzheiten [sind], denen eine »erkennbare kommunikative Funktion«“ zugeschrieben wird (Adamzik 2000: 91, zitiert Brinker 1997: 17), während bei der Bestimmung von *Textsorten* von „funktional geprägten Mustern des Sprachgebrauchs“ gesprochen wird (Adamzik 2000: 92). In dieser Auffassung spielt die Kategorie der kommunikativen Funktion eine zentrale Rolle, die auch die Untersuchung der Textsorten grundlegend beeinflusst.

Obwohl die Verfasserin auf der Basis der pragmatischen Textsortenforschung arbeitet, kritisiert sie einige relevante Punkte dieser Herangehensweise, indem sie die Probleme der sprechakttheoretischen Analyse von Textsorten aufzeigt. Demnach sei die Sprechakttheorie zur Beschreibung von Textsorten nicht geeignet – und zwar unter anderem wegen der „Illokutionszentriertheit“, der

„Sprecherzentriertheit", der „Kategorienarmut" und der „Monotypieforderung" –, daraus ergibt sich der Anspruch für die Einführung von neuen Dimensionen in die Behandlung von Textsorten. Im Laufe des Beitrags werden also relevante neue Kategorien für die Textsortenanalyse vorgeschlagen, diese sind „multiple Sinnzuschreibungen", „Geltungsmodus" sowie „Diskursrahmen und Vernetztheit von Textsorten" (Adamzik 2000: 102).

Im Zusammenhang mit der neuen Beschreibungskategorie *Diskursrahmen und Vernetztheit von Textsorten* wird betont, dass die Textsorten strukturierte Subsysteme bilden, und die einzelnen Textsorten verschiedenen Interaktions- oder Diskursrahmen zugeordnet werden können. Nach dieser Auffassung stehen die einzelnen Textsorten in einer paradigmatischen Relation zueinander, insofern sind die zusammengehörigen, gleichzeitig produzierten Textsorten dazu geeignet, dieselbe kommunikative Aufgabe zu erfüllen. „Zur Bewältigung einer kommunikativen Aufgabe können verschiedene Textsorten benutzt werden", eine Reihe von Textsorten wird gleichzeitig produziert, „um eine komplexe kommunikative Aufgabe zu erfüllen" (Adamzik 2000: 109). Als Beispiel für diese zusammengesetzte kommunikative Aufgabe wird der Kauf eines Autos erwähnt, wo die verschiedenen Textsorten des Bereichs, wie Herstellerkataloge, Spezialzeitschriften, Kaufvertrag, Gebrauchsanweisung oder Versicherung miteinander zusammenhängen. Diese neue Betrachtungsweise ermöglicht, dass die einzelnen Textsorten nicht voneinander isoliert, sondern in ihrem komplexen Verhältnis zueinander untersucht werden können. Hinsichtlich dieser Kategorie weist die Autorin auf die Forschungen und auf den Begriff *Textsorten-Intertextualität* von Klein (1991, 2000) hin, der ihrer Ansicht nach den frühesten Vorschlag zu der genannten Frage vorgelegt hat. Die neu eingeführten Dimensionen – und so auch die Vernetztheit von Textsorten – bedeuten laut der Verfasserin deshalb neue Ansatzpunkte für eine pragmatisch orientierte Textsortenforschung, weil mit Hilfe dieser die systematische Untersuchung der Textsorten als möglich erscheint, woraus hervorgeht, dass sie auch bei der Beschreibung des kommunikativen Haushaltes von Gesellschaften behilflich sind. Dies setzt aber interdisziplinäre Forschungen voraus.

4. Überlegungen zu der Idee der Vernetztheit von Textsorten in der Fachliteratur

Im folgenden Kapitel soll untersucht werden, was für Antworten die einschlägige Fachliteratur auf die linguistische Herausforderung bezüglich der Vernetztheit von Textsorten geleistet hat, und in welchen Bereichen der Linguistik über die Fragestellung reflektiert wird.

Dem Phänomen der Textsorten-Intertextualität lässt sich hauptsächlich von zwei Richtungen aus annähern, und zwar einerseits aus der Perspektive der Textsortenforschung, andererseits aus der der linguistischen Intertextualitätsforschung. Da die Forschung im Berührungspunkt dieser zwei Forschungsfelder steht, betrifft die Fragestellung zahlreiche Aspekte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Texten. Zur Ausarbeitung eines einheitlichen und entsprechenden theoretischen Hintergrunds müssen die Überlegungen beider Bereiche vor Augen gehalten werden.
Die Werke der Fachliteratur, die auf irgendeine Weise über die Vernetztheit der Textsorten reflektieren, weisen zweierlei Charakter auf: theoretische Überlegungen und anwendungsbezogene Konzeptionen (empirische Arbeiten, die Vorschläge zu einem Analysemodell der vernetzten Textsorten anbieten) können unterschieden werden – es lohnt sich, diese Perspektiven voneinander getrennt, jeweils in einem eigenen Unterkapitel zu behandeln.

4.1. Theoretische Überlegungen

4.1.1. Die Vernetztheit von Textsorten als Phänomen der Intertextualität

Von den zahlreichen Werken, die das Phänomen der Intertextualität unter linguistischen Aspekten behandeln, hebe ich im Folgenden diejenigen Arbeiten hervor, in denen die Vernetztheit von Textsorten als Intertextualitätsphänomen aufgefasst wird.

4.1.1.1. Kooperative Intertextualität (Krause 2000)

In seinem textlinguistisch orientierten Werk behandelt Krause (2000) in einem eigenen Kapitel das linguistische Intertextualitätskonzept, und schlägt eine Intertextualitätstypologie vor, die zwar nicht direkt die Textsorten-Intertextualität erwähnt, aber eine relevante Kategorie bezüglich der vernetzten Textsorten beinhaltet. Die Typologie beruht auf einer moderaten Intertextualitätsauffassung. Der Grund dessen liegt darin, dass der Verfasser eine gewisse Beschränkung der Intertextualitätskonzeption im Bereich der textlinguistischen Forschung für notwendig hält, in der *der Text* gerade als sprachliches Gebilde unter linguistischem Aspekt untersucht wird. Relevant ist „die – möglichst sprachlich fassbare – Markierung intertextueller Bezüge im Text, deren unterschiedliche Ausprägung die Basis für mögliche Klassifizierungsansätze solcher Bezüge sein könnte“ (Krause 2000: 61) – dieser Aspekt spiegelt sich auch in der vorgeschlagenen Typologie wider.
In seiner Intertextualitätstypologie macht der Verfasser einen Unterschied zwischen zwei Haupttypen der Intertextualität – mit Hinweis auf die ähnliche Unterscheidung von Globaltypen bei Holthuis (1993) –, und beschreibt einerseits die *spezielle oder aktuelle Intertextualität*, die die Beziehungen zwischen konkreten Einzeltexten betrifft, andererseits charakterisiert er die *allgemeine oder poten-*

tielle Intertextualität, die sich auf die Relation zwischen Text und Textsorte bezieht. Die spezielle Intertextualität wird auch weiter klassifiziert: deiktische, kooperative, transformierende, translatorische und inkorporierende Intertextualität werden anhand des Charakters der Beziehungen unterschieden.
Unter dem Terminus *kooperative Intertextualität* versteht der Verfasser „Text(sorten)kooperationen", also „eine direkte Beziehung zwischen vollständigen Textexemplaren als Repräsentanten von Textsorten" (Krause 2000: 63). In der kommunikativen Praxis können zahlreiche Beispiele für institutionalisierte Formen von kooperierenden Textsorten erkannt werden, wie der Autor feststellt. Als Veranschaulichung zählt er einige Textsortenkooperationen auf, wie unter anderem *Briefwechsel, Aufsatz und Rezension, Buch und Besprechung*. In diesen Fällen geht es also um das Reagieren, die Bezugnahme auf aktualisierte Vortexte. Die Erscheinung betrifft aber nicht nur die Ebene des konkreten Textes, sondern auch die Textsortenebene, indem die Textsortenqualität des vorangegangenen Textexemplars die Reaktion beeinflusst, und der Vortext als Repräsentant einer bestimmten Textsorte mit einer kooperativen Textsorte beantwortet wird.
Krause ordnet also die kooperative Intertextualität dem Haupttyp der speziellen (referenziellen) Intertextualität zu, obwohl sie eigentlich als ein neuer Haupttyp betrachtet werden könnte, sie stimmt nämlich in den Grundzügen mit den Eigenschaften der vernetzten Textsorten überein. Es geht hier nicht nur um die Zusammenhänge zwischen konkreten Einzeltexten, sondern viel mehr um die funktionalen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Textsorten, also um die Kategorie der Textsorten-Intertextualität, die, wie früher erwähnt, in der einschlägigen Forschung schon als dritter Haupttyp der Intertextualität aufgefasst wird.

4.1.1.2. Der Makrotext-Begriff bei Blühdorn (2006)

Blühdorn (2006) vertritt eine weite Auffassung des Intertextualitätsbegriffs und betrachtet die Erscheinung aus einer ganz neuen, von den früheren Herangehensweisen wesentlich unterschiedlichen Perspektive. Der Intertextualitätsbegriff wird in die Systematik der Textlinguistik eingeordnet und in seinem Verhältnis zu anderen Hauptbegriffen der Textlinguistik behandelt. Als Ausgangspunkt arbeitet der Verfasser einen differenzierten Textbegriff aus, und macht einen terminologischen Unterschied zwischen *Mikrotext* und *Makrotext*. Unter *Mikrotexten* versteht der Autor „abgegrenzte Sprachprodukte, die wir in der Alltagssprache mit dem Individuenbegriff *Text* bezeichnen" (Blühdorn 2006: 279). Prototypische Mikrotexte bestehen aus verbalen Zeichen, stammen von einem einzigen Autor, beinhalten ein bestimmtes Thema und gehören zu einer einzigen Textsorte. Als Beispiel für Mikrotexte wird das klassische Gedicht erwähnt. Im Gegensatz dazu bestimmt der Autor den Begriff *Makrotext* als „ein[en] Gegenstand, auf den wir uns mit dem Individuenbegriff, aber auch

mit dem Massenbegriff *Text* beziehen können“ (Blühdorn 2006: 280). Der Makrotext ist typischerweise nicht eindeutig abgegrenzt, besteht aus zusammengefügten Mikrotexten, kann von unterschiedlichen Textproduzenten stammen, und beinhaltet neben den sprachlichen auch nicht sprachliche Zeichen. Typische Makrotexte werden als polygenerische Erscheinungen beschrieben, sie verfügen also über die Charakteristika von unterschiedlichen Textsorten. Das Konzept des Makrotextes wird am Beispiel der Fernseh-Programm-Zeitschrift veranschaulicht, die aus zahlreichen Mikrotexten aufgebaut wird.

Die Forschungsfelder bezüglich der Mikro- und Makrotexte hängen sehr eng miteinander zusammen, und gehen zur Intertextualitätsforschung über. Die textlinguistischen Fragestellungen bezüglich des Mikrotextes richten sich einerseits auf die Kräfte, die „den Mikrotext nach innen zusammenhalten“ – mit dieser Fragestellung beschäftigt sich die Kohärenzforschung, die die Textlinguistik der 1970er, 1980er Jahre bestimmte. Andererseits zielt sie auf die Kräfte, die den Mikrotext „nach außen hin mit anderen Mikrotexten verknüpfen“ – dieser Problemkreis gehört zur Intertextualitätsforschung, die seit den 1990er Jahren immer intensiver behandelt wurde (Blühdorn 2006: 284). Als übliche Gegenstandsbereiche der Intertextualitätsforschung erwähnt der Autor die horizontale (oder syntagmatische, referenzielle) Intertextualität und die vertikale (oder paradigmatische, typologische) Intertextualität – diese zwei, allgemein anerkannten Intertextualitätstypen werden aber vom Verfasser aus einer neuen Sicht bestimmt.

Der neuen Intertextualitätsauffassung liegt gerade der differenzierte Textbegriff zugrunde. Die zwei Hauptkategorien des Textes ordnet der Verfasser den zwei Grundtypen der Intertextualität zu, verbindet also die innere Differenzierung des Textbegriffs mit der Erscheinung der Intertextualität. Seiner Auffassung nach bezieht sich die typologische oder vertikale Intertextualität auf die Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen den Mikrotexten – dadurch geschieht nämlich die Einordnung der Textexemplare zu bestimmten Textsorten. Die referenzielle oder horizontale Intertextualität dagegen ist für die Kohärenz des Makrotextes verantwortlich, und zwar durch die Angrenzungsbeziehungen zwischen den zusammengefügten Mikrotexten. (Blühdorn 2006: 284–285). Ausgehend von den textlinguistischen Untersuchungsfeldern der Mikrotexte gerät der Autor durch die Intertextualität zur Untersuchung der Makrotexte, die Intertextualität kann also als Verbindungspunkt zwischen den zwei Typen von Texten aufgefasst werden.

Obwohl Blühdorn nur mit der traditionellen Dichotomie der intertextuellen Beziehungen arbeitet, und den Aspekt der Vernetztheit von Textsorten konkret nicht erwähnt, stellt er das Phänomen aus einer ganz neuen Sicht dar. Wie oben schon behandelt wurde, umfasst der Makrotext mehrere Mikrotexte, die unterschiedlichen Textsorten zugehörig sein können. Diese Textsorten weisen auch funktionale Zusammenhänge auf. Im Falle des Beispiels von Blühdorn besteht die Fern-

seh-Programm-Zeitschrift als Makrotext aus zahlreichen Mikrotexten, wo „[…] unzählige Texte […] andere Texte […] ankündigen, kommentieren und interpretieren. Diese Einzeltexte können untereinander auf vielfältige Weise verknüpft sein […]" (Blühdorn 2006: 281). An dieser Stelle kann der Aspekt der Vernetztheit von Textsorten in diese Sichtweise miteinbezogen werden. Die konkreten Mikrotexte vertreten nämlich verschiedene Textsorten, die gegenseitig aufeinander wirken und über gewisse funktionale Zusammenhänge verfügen. In diesem Sinne könnte also der Makrotext als Rahmen für die Analyse von miteinander vernetzten Textsorten funktionieren.

4.1.2. Die Vernetztheit von Textsorten als Beschreibungskategorie in der Textsortenlinguistik

4.1.2.1. Das Konzept der Textsorten-Intertextualität von Klein (2000)

Klein (2000) behandelt die Problematik der Textsortenbeschreibung unter dem handlungstheoretischen Aspekt, vertritt also ein pragmatisches Textverständnis. Er greift auf die Textsortendefinition von Brinker (1985) zurück, und ergänzt die Klassifikations- und Beschreibungskriterien der Textsorten unter anderem mit dem Aspekt der Textsorten-Intertextualität.[1]

Unter dem Terminus *Textsorten-Intertextualität* versteht der Verfasser „die funktionale Vernetzung zwischen Textsorten" innerhalb eines Interaktionsrahmens (Klein 2000: 33). Mit der Einbeziehung des Konzeptes der Intertextualität in die Beschreibung von Textsorten versteht sich diese funktionale Relation zwischen den Textsorten gleichzeitig als der dritte Haupttyp der intertextuellen Beziehungen, der aber nicht mehr von konkreten Hinweisen und Bezugnahmen geprägt wird, sondern er betrifft die Ebene der Textsorten.

Die Erscheinung der Textsorten-Intertextualität wird am Beispiel der Seifenoper und an dem des Gesetztextes vorgestellt. Nach der von Klein vorgeschlagenen Methode kann die funktionale Vernetzung von Textsorten innerhalb eines Interaktionsrahmens im Netzformat dargestellt werden. Die ausführliche Behandlung des vorgeschlagenen Analysemodells kommt in Kapitel 4.2.2 zur Sprache.

Mit seinem Beitrag lieferte Klein (2000) die ersten Beispiele, die Klärung der Grundbegriffe des neuen Relationssystems und die erste Benennung des Phänomens (mit dem Terminus Textsorten-Intertextualität), die sich schnell in der einschlägigen Fachliteratur verbreitete.

---

1 Da es immer eindeutiger um einen interdisziplinären Bereich zwischen der Textsortenforschung und der Intertextualitätsforschung geht, kann der Forschungsgegenstand im Falle dieser Studie nicht mehr eindeutig dem einen oder anderen Forschungsbereich zugeordnet werden, hier gibt es keine klaren Grenzlinien mehr.

4.1.2.2. Systematisierung der Textsortenrelationen bei Adamzik (2011)

Adamzik, die die Relevanz der vernetzten Textsorten mit ihrem Beitrag (2000) in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses gestellt hat, beschäftigt sich in einer neueren Studie (2011) ausführlich mit der möglichen Systematisierung der Relationen zwischen den Textsorten.

Mit der Zielsetzung der Systematisierung der Textsortenrelationen erzielt die Verfasserin, „einen Rahmen vorzugeben, innerhalb dessen potenzielle oder reale Textsortennetze beschrieben werden können" (Adamzik 2011: 369). Hinsichtlich der Relevanz der Erforschung von Relationen zwischen den Textsorten wird neben dem eindeutigen wissenschaftlichen Wert auch ein kommunikationspraktischer Aspekt hervorgehoben – der Begriff *Textsorte* wird im alltäglichen Sprachgebrauch ziemlich mehrdeutig verwendet, Sprachteilhaber verfügen über sehr unterschiedliche Konzepte bezüglich der *Textsorte*, von den eigenständigen Texten bis zu Teiltexten und Textsammlungen wird sie sehr vielfach gedeutet. Die vorgeschlagene Systematisierung kann diese Vagheiten klären, ist also in diesem Sinne auch von großer praktischer Bedeutung.

In diesem Ansatz werden funktionale, thematische, situative und formale Beziehungen unterschieden, die zwischen den Textsorten zustande kommen können. Auf Grund dieser Beziehungen erfolgt eine Klassifikation der Textsortenrelationen. Im Zusammenhang mit diesen Relationen verwendet die Verfasserin den Begriff *Textsortennetz*, der analog zu dem Begriff *semantisches Netz* zu verstehen ist, und verschiedene Textsorten umfasst, zwischen denen unterschiedliche Relationen bestehen, die überindividuell und systematisierbar sind (Adamzik 2011: 368).

Die erste Grundrelation betrifft die paradigmatischen Beziehungen. Analog zu Wortfeldern können auch auf der Ebene der Textsorten Paradigmen entstehen. Die verwandten Textsorten, die gegeneinander ausgetauscht werden können, bilden verschiedene *Textsortenfelder*, also „Textsorten, die thematisch und / oder funktional Ähnlichkeiten aufweisen" (Adamzik 2011: 372). Beispielsweise kann man sich über ein bestimmtes Thema mit Hilfe von verschiedenen Textsorten informieren, wie durch einen Artikel in einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift oder eine Wissenschaftssendung im Fernsehen zum gleichen Thema, sie gehören in diesem Sinne zu demselben Textsortenfeld.

Durch syntagmatische Relationen zwischen den Textsorten können Textsortenketten zustande kommen – unter dem Begriff *Textsortenkette* versteht die Verfasserin „die Beziehung zwischen Textsorten, die in einer geordneten Folge vorkommen, bei denen die eine die andere voraussetzt" (Adamzik 2011: 373). Textsortenketten sind vor allem für die institutionalisierte Kommunikation typisch, wie z.B. im Gesetzgebungsverfahren.

Auf Grund der Relation der Kontiguität, also der räumlichen Nähe können *Textsammlungen* entstehen. In diesem Fall bilden bestimmte zusammengestellte Texte durch das gemeinsame Vorkommen in verschiedenen Konglomeraten (z.B. Zeitungen, Fernsehmagazinen oder Internetseiten) eine physische Einheit, und verfügen über einen globalen Zweck.
Vor allem die Medien sind davon geprägt, dass sie „Sammlungen von Kommunikaten in der unterschiedlichsten Form" anbieten, wo statt der Funktion und dem Inhalt wirklich die Form im Vordergrund steht. Die Relation der Formähnlichkeit bzw. Formdifferenz bezieht sich auf die *Kommunikationsformen*, zu denen nach diesem Ansatz unter anderem Druckmedien, Radio oder Fernsehen gehören, während einzelne Zeitungen oder einzelne Fernsehsender als *Individuen von Kommunikationsformen,* als *Programme* verstanden werden (Adamzik 2011: 376–377).
Dem letzten, aber umso wichtigeren Relationstyp werden die *Textsorten zu einem bestimmten Thema* zugeordnet, indem die Textsorten auch ihrer Thematik entsprechend Vernetzungen bilden können, z.B. weisen die Textsorten Lebenslauf, Lexikonartikel zu einer bestimmten Person oder Autobiographie eine thematische Übereinstimmung auf. Hier wird darauf hingewiesen, dass dieser Aspekt – im Gegensatz zu der Diskurslinguistik – innerhalb der Textsortenforschung ziemlich vernachlässigt ist.
Die behandelten Textsortenrelationen werden schließlich am Beispiel eines Textsortennetzes veranschaulicht. Das dargestellte Textsortennetz enthält unterschiedliche Textsorten (wie Lebenslauf, Autobiografie, Roman, Spielfilm, Fernsehprogramm oder Tageszeitung), zwischen denen vielfache Relationen vorliegen, und wo die eine Textsorte auf assoziative Weise zur anderen führt. Unter den vielfältigen Beziehungen sind beispielsweise die thematische Ähnlichkeit (Lebensbeschreibung) und die zeitliche, räumliche Kontiguität (Tageszeitung, Fernsehprogramm) zu erkennen.
Die Relevanz der Systematisierung sieht die Autorin darin, dass die Relationen zwischen den Textsorten „zu einer angemesseneren Sicht auf das Universum der Texte verhelfen" (Adamzik 2011: 380). Neben diesem theoretischen Wert werden auch die schon erwähnten praktischen Erkenntnisse bezüglich des Textsortenwissens akzentuiert.

4.2. Vorschläge für linguistische Analysemodelle zu vernetzten Textsorten

Das folgende Kapitel setzt sich mit den möglichen Analysemethoden des Phänomens der Textsorten-Intertextualität auseinander. Hier werden diejenigen Werke der germanistischen Fachliteratur behandelt, in denen die Autoren – ausgehend von den oben vorgestellten theoretischen Überlegungen – das Phänomen der Intertextualität anwendungsbezogen untersuchen.

4.2.1. Textsorten-Matrix von Margot Heinemann (1997)

In ihrem textsortenlinguistisch orientierten Beitrag (1997) untersucht die Autorin in erster Linie die typologische Intertextualität, und zwar am Beispiel von drei unterschiedlichen Textsorten im Bereich der nichtliterarischen Alltagskommunikation, nämlich die Textsorten *Losung, Demo-Losung* und *Graffiti* – sie kommt aber auf relevante Erkenntnisse bezüglich der Intertextualität zwischen den Textsorten und erarbeitet ein Modell zum Zweck des Vergleichs von Textsorten und der Beschreibung der Intertextualität zwischen ihnen.
Die Verfasserin schlägt zur Beschreibung und Veranschaulichung der Eigenschaften von verschiedenen Textsorten eine Textsorten-Matrix vor, die aus einer tabellarischen Übersicht der Textsortenmerkmale besteht, und der auf die Gemeinsamkeiten – und dadurch auch auf die intertextuellen Bezüge – zwischen den einzelnen Textsorten fokussiert (vgl. Abbildung 1).

Produzent	**Losung**	**Demo-Losung**	**Graffito**
Institution	+	-	-
Kundgabe/Demonstration	+	+	+
Aufrichtigkeitskriterium	-	+	+
Steuerungsfunktion	+	+	+ -
Dialogangebot	-	+	+
sichtbare Öffentlichkeit	+	+	+
Systemerhaltung	+	-	-
Rezipient			
Asymmetrie zum Produzenten	+	+ -	+ -
Gruppenorientierung	-	+	+
Legalität	+	+ -	-
Anonymität	+	+	+
Textgestaltung			
Sentenzen	+	+	+
Ellipsen	+	+ -	+ -
gesellschaftlich relevante Themen	+ -	+	+ -
Spontaneität	–	+	+
Lockerheit	–	+	+

Abbildung 1: Die Textsorten-Matrix nach Margot Heinemann (1997: 380–381)

Das Modell beinhaltet drei Beschreibungskategorien, nämlich den *Produzenten*, den *Rezipienten* und die *Textgestaltung* – innerhalb dieser Kategorien arbeitet die Verfasserin mit verschiedenen Merkmalen (wie beispielsweise *Institution, Steuerungsfunktion, sichtbare Öffentlichkeit* hinsichtlich des Produzenten; *Legalität, Anonymität, Gruppenorientierung* bezüglich des Rezipienten; *Ellipsen, Spontaneität oder Lockerheit* im Hinblick auf die Textgestaltung). Die Textsorten-Matrix ermöglicht die Kategorisierung der untersuchten Textsorten unter den ausgewählten drei Aspekten bezüglich des Vorkommens oder Nicht-Vorkommens von bestimmten Eigenschaften, wodurch die einzelnen Textsorten nicht nur systematisch beschrieben, sondern auch auf Grund der gleichen Analysenaspekte adäquat miteinander verglichen werden können – und schließlich, zum Ergebnis der Analyse kommen die Gemeinsamkeiten und die Intertextualität zwischen den untersuchten Textsorten zur Sicht.

Auf Grund der Beschreibung der Textsorten mit Hilfe der Textsorten-Matrix wird klar, ob bestimmte Textsorten miteinander zusammenhängen. Ausgehend von den gemeinsamen Merkmalen ordnet die Verfasserin die drei behandelten Textsorten der Studie einer umfassenden „Textsortengruppe" zu, nämlich den „Demonstrationstexten". Der neu eingeführte Terminus *Textsortengruppe* bezieht sich also auf Textsorten mit einer relativ großen Anzahl von gemeinsamen Merkmalen (M. Heinemann 1997: 381).

Bemerkenswert ist, dass die Verfasserin mit der erarbeiteten Textsorten-Matrix hauptsächlich die Hervorhebung der Intertextualität zwischen den behandelten Textsorten erzielt – die nach ihrer Ansicht interdisziplinär erforscht werden soll –, aber auch die Perspektive der Produzenten und Rezipienten berücksichtigt. Zwar beziehen sich die Beschreibungsaspekte der Textsorten, beziehungsweise die einzelnen Merkmale in der erarbeiteten Textsorten-Matrix hauptsächlich auf die konkret untersuchten drei Textsorten, die Matrix als Beschreibungs- und Darstellungsmethode bedeutet allerdings eine entsprechende Grundlage für die Analyse der Erscheinung von Textsorten-Intertextualität.

4.2.2. Die Darstellung der Textsorten-Intertextualität im Netzformat bei Klein (2000)

Klein (2000) schlägt vor, die textsorten-intertextuellen Beziehungen im Netzformat zu repräsentieren – wodurch die funktionalen Relationen zwischen Textsorten, die zu einem bestimmten Interaktionsrahmen gehören (wie z.B. Gesetzgebung), dargestellt werden können.

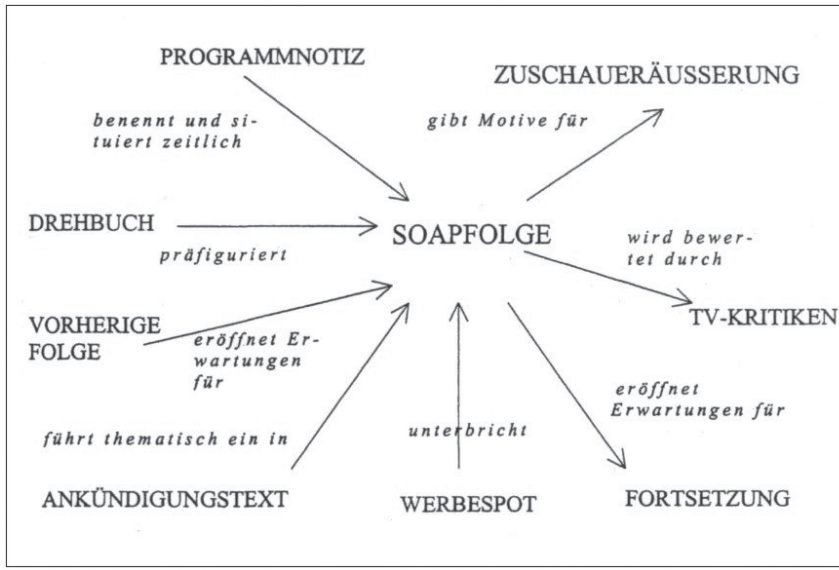


Abbildung 2: Die Darstellung der Textsorten-Intertextualität nach Klein (2000: 35)

Das Beispiel von Klein stellt das Relationssystem zwischen der Textsorte „Soapfolge" (oder Seifenoperfolge) und den mit dieser funktional zusammenhängenden Textsorten im vorgeschlagenen Netzformat dar. Der Autor betrachtet die *Soapfolge* hinsichtlich ihres Mediums als fernsehtypische Textsorte. In der Abbildung sind die Textsorten, die mit dieser zentral gestellten Textsorte in funktionale Beziehung gebracht werden können, um sie herum gesammelt, und es wird gleichzeitig die zwischen ihnen bestehende funktionale Relation benannt. Die verschiedenen Textsorten sind durch Pfeile miteinander verknüpft, die darauf hinweisen, in welche Richtung die Beziehung zwischen den einzelnen Textsorten zu deuten ist. Insofern kann von der Abbildung beispielsweise abgelesen werden, dass der *Ankündigungstext* als Textsorte die Textsorte der *Seifenoperfolge* thematisch einführt, während die *Seifenoper* auf die Textsorte der *Zuschaueräußerung* motivierend wirkt.

Zum Zweck der Beschreibung dieses Beziehungssystems und der Durchschaubarkeit der komplizierten Textsortenverhältnisse arbeitet der Verfasser eine spezifische Terminologie aus, und führt die Begriffe *Vortextsorte, Nach-Textsorte und Parallel-Textsorte* ein. Die sog. *Vortextsorten* wirken als Ausgangspunkt motivierend auf die Entstehung von Textexemplaren anderer Textsorten – die laut dem Verfasser *Nach-Textsorten* genannt werden können, da sie durch den motivierenden Einfluss von anderen Textsorten zustande kommen. Außerdem wird noch von *Parallel-Textsorten* gesprochen, die keine direkte Wirkung auf die zentral stehende Textsorte ausüben, aber mit dieser parallel produziert werden (Klein 2000: 36).

Im Sinne der vorgeschlagenen Methode können die funktionalen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Textsorten eines bestimmten Interaktionsrahmens expliziert werden. Obwohl es auch in diesem Ansatz fragwürdige Punkte gibt, wie beispielsweise die Bestimmung der einzelnen Textsorten (unter anderem stellt sich die Frage, ob die Seifenoperfolge als eigenständige Textsorte bezeichnet werden kann), kann die Methode aber als Ausgangspunkt zur Darstellung und Beschreibung der intertextuellen Beziehungen zwischen den Textsorten betrachtet werden.

4.2.3. Vorschlag eines komplexen Analysemodells bei Janich (2009)

In ihrem Beitrag beschäftigt sich Janich (2009) zielgerichtet mit der Erscheinung von ‚Textsorten-in-Vernetzung'. Im Rahmen des Beitrags wird die Entwicklung eines umfassenden Analysemodells zur Untersuchung der Vernetztheit von Textsorten erzielt – zum Zweck der Veranschaulichung und Erprobung der Funktionsfähigkeit des vorgeschlagenen Modells wird auch eine Beispielanalyse durchgeführt. Dem Ansatz kann eine pragmatische Orientierung zugeschrieben werden, von daher steht der Aspekt der Kommunikationsteilnehmer im Mittelpunkt der Untersuchung. Die Verfasserin erarbeitet ein betont übergreifendes und noch unspezifiziertes Modell, das anhand der weiteren Forschungen noch ergänzt und modifiziert werden kann. Das vorgeschlagene Modell zur Beschreibung vernetzter Textsorten betrifft die wichtigsten Aspekte der Beziehungen zwischen den Textsorten, so besteht es aus den folgenden Ebenen: Diskurs, Handlungsfeld / Domäne, Kommunikanten und ihre Zwecke, die kommunikative Aufgabe, Textsorten-in-Vernetzung und die Beschreibung der konkreten Textsorten.

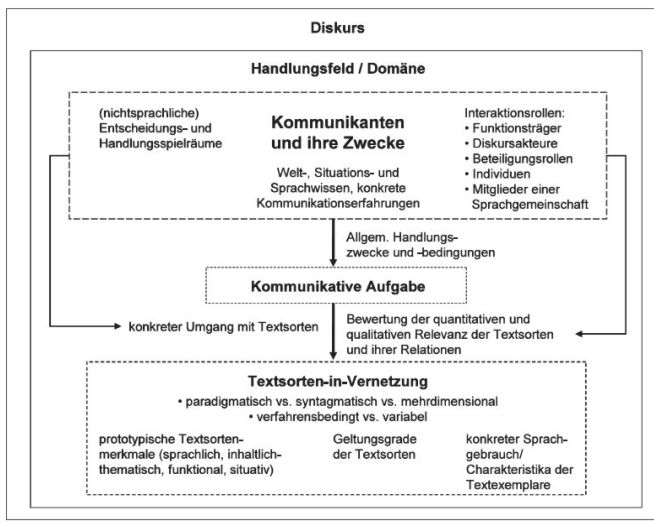


Abbildung 3: Das komplexe Analysemodell von Janich (2009: 4)

Als Veranschaulichung des vorgeschlagenen Modells wird eine Beispielanalyse von vernetzten Textsorten im Bereich der Unternehmenskommunikation durchgeführt, und zwar auf Grund eines Projektes namens „Productivity", das als ein kommunikatives Ereignis, als ein Kommunikationsprozess behandelt wird. Das Projekt kann durch die Vielfalt der Medien und Textsorten gekennzeichnet werden – es handelt sich um ein „mehrdimensionales Textsortennetz" (Janich 2009: 16), das mit Hilfe des Modells beschrieben wird.

Anhand des vorgeschlagenen Modells besteht die Analyse von vernetzten Textsorten aus den folgenden Schritten:

Die Beschreibung des gegebenen Kommunikationsprozesses: im ersten Schritt der Analyse sollen die Kommunikate, die relevanten Textsorten und Medien, die Gegenstände der Kommunikation und der chronologische Kommunikationsablauf dargestellt werden. Im Fall der durchgeführten Beispielanalyse gilt das Projekt „Productivity" als ein komplexer Kommunikationsprozess, der bestimmte Maßnahmen zwischen dem Management und den Mitarbeitern des Unternehmens betrifft, in Form von einem internen Kommunikationsplan und veröffentlichten Online-Übersichten dokumentiert wurde, und dessen Ablauf durch verschiedene Kommunikationsereignisse, wie Rundmails, Telefonkonferenzen oder Informationsveranstaltungen charakterisiert wird. Im Projekt vertreten sind unter anderem die Textsorten Pressemeldung, Protokoll, Einladung, Fragebogen, Vertrag und Vertragsentwurf.

Die Analyse von ‚Textsorten-in-Vernetzung': Das Diskursfeld, das kommunikative Handlungsfeld bzw. Domäne, die kommunikative Aufgabe (mit Berücksichtigung des allgemeinen Handlungszwecks und der allgemeinen Handlungsbedingungen), sowie die Textsorten-Relationen werden im zweiten Schritt analysiert. Im Rahmen der Beispielanalyse des Projektes „Productivity" wird die aktuelle Diskussion über die Arbeitsmarktpolitik, die Problematik der Arbeitslosigkeit und die wirtschaftliche Situation von Deutschland als Diskursfeld bestimmt, während die Wirtschaftskommunikation als kommunikatives Handlungsfeld angegeben wird. Die kommunikative Aufgabe besteht hauptsächlich darin, das Unternehmen durch Stellenumbau bzw. Stellenabbau wirtschaftlich zu konsolidieren. Die Beschreibung der Textsorten-Relationen betrifft verschiedene Ebenen, dazu gehören das Verhältnis Textmuster – Textexemplar (in der Beispielanalyse wird betont, dass diese Ebene in erster Linie bei den formal festgelegten Textsorten wichtig ist, wie z.B. bei dem Vertrag), die Relationen zwischen einzelnen Textexemplaren (z.B. eine E-Mail, die anaphorisch auf die Vorausgehende hinweist), die systematisch aufeinander bezogenen Textsorten (z.B. eine Einladungsmail zu einer Telefonkonferenz), paradigmatische Relationen (z.B. eine Info-Mail und ein informierender Newsletter-Artikel) und syntagmatische Relationen (darunter beispielsweise chronologische, inhaltliche, hierarchische und medial-technische Relationen). Auf diese Weise können die vielschichtigen

Textsortenrelationen systematisch beschrieben, beziehungsweise die mehrfachen Verknüpfungen zwischen den Textsorten eines mehrdimensionalen Textsortennetzes charakterisiert werden. Nach der Beschreibung von Textsorten-Relationen wird eine differenzierte Textsortenanalyse auf Grund von angegebenen Textsortenmerkmalen (wie Stil, Inhalt, Funktion, Situation und Geltungsgrad der Textsorten) vorgeschlagen.

Die Untersuchung der Perspektive von Kommunikationsteilnehmern: Der Schwerpunkt der Analyse liegt nach der Autorin in der Beschreibung von Kommunikanten und ihren Zwecken, wodurch der Aspekt der Betroffenen berücksichtigt werden kann. Die Kommunikanten werden nach ihren Rollen und Funktionen im Laufe der kommunikativen Aufgabe, nach ihren Interessen und Zielen, beziehungsweise nach ihrem Vorwissen charakterisiert. Die Zwecke der Kommunikanten beziehen sich auf die zu bewältigende kommunikative Aufgabe, im Rahmen dieser kommunikativen Aufgabe erfolgt nämlich die Produktion und Rezeption von vernetzten Textsorten. Den Kommunikationsteilnehmern werden bestimmte Interaktionsrollen (wie Funktionsträger, Diskursakteure, Individuen oder bestimmte Beteiligungsrollen) zugeordnet, die sie in der konkreten Kommunikation einnehmen, und die schließlich im Zusammenhang mit der Kommunikationsplanung und Kommunikationsrealität analysiert werden. Im Fall des „Productivity"-Projektes gelten beispielsweise die Geschäftsführung, das Management und das sog. Productivity-Team – eine Personengruppe, die für die Planung und Organisation der Kommunikation verantwortlich ist – als Funktionsträger, sie haben nämlich das Recht und die Pflicht, bestimmte Texte und Textsorten zu produzieren, und dadurch bestimmte kommunikative Handlungen durchzuführen (Janich 2009: 5, 20).

Abschließend kann festgestellt werden, dass das vorgeschlagene umfassende Analysemodell – mit der Möglichkeit von weiteren Spezifizierungen im Spiegel der einzelnen Untersuchungen – einen guten Ausgangspunkt für die Erforschung der Textsorten-Intertextualität bedeuten kann.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit war, die Forschungen bezüglich der Textsorten-Intertextualität systematisch zu behandeln. Die oben vorgestellten Ergebnisse der Recherchen können zu folgenden Schlussfolgerungen führen:

Als Ausgangspunkt der Arbeit gelten die Gedanken von Adamzik (2000) bezüglich der Vernetztheit von Textsorten, die eine relevante neue Kategorie, zurzeit aber noch ein aktuelles Forschungsdesiderat der Linguistik darstellt. Auf Grund der Recherche in der einschlägigen Fachliteratur kann festgestellt wer-

den, dass der Problemaufriss bezüglich der vernetzten Textsorten in unterschiedlichen Teildisziplinen der Linguistik aufgenommen wurde, und sowohl zu theoretischen Überlegungen als auch zu empirischen Untersuchungen führte.

Die theoretischen Überlegungen im Zusammenhang mit der Vernetztheit von Textsorten können einerseits dem Bereich der Textsortenforschung, andererseits dem der Intertextualitätsforschung zugeordnet werden. Die behandelten Auffassungen haben zwar eine unterschiedliche Betrachtungsweise, kommen aber zu ähnlichen Erkenntnissen, was hauptsächlich mit der ähnlichen pragmatischen Herangehensweise an Text und Textsorte begründet werden kann. Als wichtigste Erkenntnis der behandelten Ansätze versteht sich die Feststellung, dass die einzelnen Textsorten keine voneinander isolierten Erscheinungen sind, sondern miteinander funktional zusammenhängen, sie gehören zu bestimmten Interaktionsrahmen oder Kommunikationsbereichen, und können so im Verbund untersucht werden. In diesem Sinne bestehen zwischen den Textsorten paradigmatische und syntagmatische Relationen, und die auf diese Weise vernetzten Textsorten können gemeinsam eine zusammengesetzte kommunikative Aufgabe erfüllen. Diese funktionalen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Textsorten innerhalb eines Kommunikationsbereiches können als ein neuer Haupttyp der intertextuellen Relationen betrachtet werden, und mit dem Terminus *Textsorten-Intertextualität* markiert werden (Klein 2000).

Die anwendungsbezogenen Forschungen haben das Bestreben, ein funktionsfähiges Analysemodell für die Erscheinung der vernetzten Textsorten auszuarbeiten. Die untersuchten Vorschläge setzen sich mit den Darstellungsmöglichkeiten und Beschreibungskriterien zur Analyse auseinander. Sie verstehen sich noch nicht als vollständige und umfassende Modelle, bedeuten aber eine gut anwendbare Grundlage für weitere empirische Forschungen, und können im Rahmen von Einzeluntersuchungen weiter spezifiziert werden. Die behandelten Analysemodelle weisen bestimmte Ähnlichkeiten auf, was grundsätzlich auf die ähnliche pragmatische Betrachtungsweise zurückgeführt werden kann. Während aber im von Klein vorgeschlagenen Netzformat (2000) die Textsorten als Produkte im Mittelpunkt stehen, werden in der Textsorten-Matrix von M. Heinemann (1997) auch die Perspektive des Produzenten und die des Rezipienten betont. Das Modell von Janich (2011) ist eher prozessorientiert, und konzentriert sich auf die umfassende Analyse des Kommunikationsprozesses, mit besonderer Berücksichtigung der Kommunikationsteilnehmer.

Die Recherchen in der Fachliteratur haben zwar gezeigt, dass der Problemaufriss bezüglich der intertextuellen Vernetztheit von Textsorten eine relevante Frage ist, zu der einige Annäherungsweisen schon ausgearbeitet wurden, diese Auffassung lässt aber noch viele Fragen offen, die im Laufe der weiteren Forschung geklärt werden sollen.

Zum Zweck der Erforschung des Phänomens der Textsorten-Intertextualität soll in erster Linie ein einheitlicher theoretischer Hintergrund ausgearbeitet werden. Hierzu sollen die oben vorgestellten Herangehensweisen miteinander in Einklang gebracht werden. Dabei sollte untersucht werden, inwiefern die Grundbegriffe der behandelten Ansätze einander abdecken, des Weiteren wo die gemeinsamen Punkte zwischen ihnen zu entdecken sind.

Genauso wichtig wäre die Ausarbeitung einer umfassenden Analysemethode auf der Grundlage der oben erwähnten Vorschläge zum Analysemodell. Dabei sollte genauer untersucht werden, in was für einem Verhältnis die Beschreibungskategorien der unterschiedlichen Modelle zueinander stehen.

Da in der Fachliteratur versucht wird, das Phänomen der Textsorten-Intertextualität innerhalb von bestimmten Rahmen (Kommunikationsrahmen, Diskursrahmen, Handlungsfeld oder Interaktionsrahmen) sprachlich zu erfassen, sollten auch die Rahmenbedingungen der linguistischen Analyse in den unterschiedlichen Annäherungsweisen zu Textsortennetzen aufeinander abgestimmt werden.

Bei der Beantwortung dieser Fragestellungen könnten weitere linguistische Forschungsfelder in die Untersuchung der Textsorten-Intertextualität miteinbezogen werden. Die Forschung der Textsortengenese (z.B. im Bereich des Rechtswesens bei Born/Stickel 1993) verfügt über nützliche Ergebnisse in Bezug auf die Herausbildung der miteinander zusammenhängenden schriftlichen Textsorten, die interessante Untersuchungsaspekte zu den Textsortennetzen anbieten kann. Bei der Lösung der ermittelten Probleme können die Erkenntnisse der Diskurslinguistik (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011) besonders behilflich sein, vor allem bezüglich der Frage von Rahmenbedingungen.

Die detaillierte Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen zu den vernetzten Textsorten lässt uns abschließend darauf schlussfolgern, dass die genannte Fragestellung zurzeit zwar noch ein aktuelles Forschungsdesiderat darstellt, sie kann aber allerdings auch als ein forschungswürdiger Aspekt der Linguistik betrachtet werden, indem sie ermöglicht, dass die Textsorten aus einer neuen Perspektive, nicht mehr als voneinander isolierte, sondern als miteinander komplex zusammenhängende Erscheinungen untersucht werden.

Literaturverzeichnis

Adamzik, Kirsten (2000): Was ist pragmatisch orientierte Textsortenforschung? In: Adamzik, Kirsten (Hg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen: Stauffenburg, 91-112.

Adamzik, Kirsten (2011): Textsortennetze. In: Habscheid, Stephan (Hg): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Typologien der Kommunikation. Berlin: De Gruyter, 367-385.

Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen: Niemeyer (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft; 28).

Blühdorn, Hardarik (2006): Textverstehen und Intertextualität. In: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich H.: Text-Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Berlin/New York: De Gruyter (= Jahrbuch IDS 2005), 277-298.

Born, Joachim/Stickel, Gerhard (Hg.) (1993): Deutsch als Verkehrssprache in Europa. Berlin: De Gruyter (= Jahrbuch IDS 1992).

Broich, Ulrich/Pfister, Manfred (Hg.) (1985): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen: Niemeyer.

Fix, Ulla (2000): Aspekte der Intertextualität. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven Frederik (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Halbbd. I. Berlin/New York: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 16), 449-457.

Genette, Gerard (1982/1993): Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Heinemann, Margot (1997): Graffiti und Losungen – eine intertextuelle Korrelation? Ein Beitrag zur Intertextualität von Textsorten. In: Klein, Josef/Fix, Ulla (Hg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen: Stauffenburg, 373-382.

Heinemann, Wolfgang (1997): Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht. In: Klein, Josef/Fix, Ulla (Hg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen: Stauffenburg, 21-38.

Holthuis, Susanne (1993): Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Colloquium; 28).

Janich, Nina (2008): Intertextualität und Text(sorten)vernetzung. In: Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr, 177-196.

Janich, Nina (2009): Zur Analyse von Textsorten-in-Vernetzung. Eine Modelldiskussion an einem Fallbeispiel aus der Unternehmenskommunikation. Essen: Laud.

Klein, Josef (1991): Politische Textsorten. In: Brinker, Klaus (Hg.): Aspekte der Textlinguistik. Hildesheim: Olms (= Germanistische Linguistik; 106-107), 245-278.

Klein, Josef (2000): Intertextualität, Geltungsmodus, Texthandlungsmuster. Drei vernachlässigte Kategorien der Textsortenforschung – exemplifiziert an politischen und medialen Textsorten. In: Adamzik, Kirsten (Hg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen: Stauffenburg, 31-44.

Krause, Wolf-Dieter (2000): Kommunikationslinguistische Aspekte der Textsortenbestimmung. In: Krause, Wolf-Dieter (Hg.): Textsorten. Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte. Frankfurt am Main: Peter Lang (= Sprache – System und Tätigkeit; 33), 34-67.

Kristeva, Julia (1967/1996): A szövegstrukturálás problémái. Helikon/1-2:19.

Petőfi, S. János/Olivi, Terry (Hg.) (1988): Von der verbalen Konstitution zur symbolischen Bedeutung. Hamburg: Buske.

Rada, Roberta (2013): „Und man zieht aus diesem Bruch stilistischen Gewinn.". Stilistisch motivierte typologische Intertextualität in deutschen und ungarischen Gebrauchstexten. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (= Budapester Beiträge zur Germanistik; 64).

Rada, Roberta (2014): Die Sortenhaftigkeit von Texten im Spiegel der stilistisch motivierten Abweichungen vom Textmuster. In: Bassola, Péter et. al. (Hg.): Zugänge zum Text. Frankfurt am Main: Peter Lang (= Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik, 3), 439-468.

Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo (Hg.) (2011): Diskurslinguistik: Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin: De Gruyter.

Bernadett Modrián-Horváth (Budapest)

Topikkontinuität und Funktionale Satzperspektive in deutschen und ungarischen Erzähl- und Berichtstexten*

Abstract

Ist der Begriff des Text-/Diskurstopiks nur eine unnötige Verkomplizierung der Funktionalen Satzperspektive, oder leistet er etwas zur Beschreibung der Informationsstruktur der Sätze? Im vorliegenden Beitrag wird dafür plädiert, dass das Topik auf Textebene ein unerlässlicher Bestandteil der informationsstrukturellen Beschreibung von Sätzen ist. Die Verbundenheit des so definierten Topiks und des auf der Satzebene beschriebenen Themas manifestiert sich in speziellen informationsstrukturellen Schemata, die in den verschiedenen Texttypen unterschiedliche Vorkommenshäufigkeit aufzeigen. Das Phänomen wird unter deutsch-ungarischem kontrastivem Aspekt beleuchtet.

1. Texttopik: eine unnötige Verkomplizierung der Funktionalen Satzperspektive?

Das Phänomen des Text-/Diskurstopiks (im Weiteren: Topik) bekommt in der Fachliteratur wenig bis keinen Platz bei der informationsstrukturellen Beschreibung von Sätzen. Der vorliegende Beitrag schlägt ein informationsstrukturelles Modell vor, das dem Topik u.a. eine konkrete Funktion bei der informationsstrukturellen Satzgliederung vorsieht.

Das Topik[1] wird selbst in integrativen Arbeiten meistens getrennt von den Phänomenen der Informationsstrukturierung des Satzes behandelt. Diese Trennung ist aus praktischer Sicht gerechtfertigt, unter theoretischem Blickwinkel muss jedoch eine analoge Behandlung der informationsstrukturellen Größen auf Satz- und Textebene, wie sie seitens der funktionalen linguistischen Ansätze vorgeschlagen wird, in Erwägung gezogen werden.

Ein Versuch zur Überwindung der Satzgrenze nach oben ist z.B. Diks (1989; 1997) Topikbegriff, der von einem stärker alltagssprachlich geprägten ‚Thema' auf Textebene (d.h. worum es im Text geht) ausgehend durch Segmentierung in immer

* Die Forschung wurde mit der Unterstützung des Ungarischen Staates und der Ko-Finanzierung des Europäischen Sozialen Fonds verwirklicht, im Rahmen des Projektes TÁMOP 4.2.4. A/1-11-1-2012-0001 ‚Nationales Exzellenzprogramm'.

1 Das Topik kann u.a. als „ein kommunikativ konstituierter Gegenstand oder Sachverhalt, über den in einem Diskurs oder Text(-abschnitt) fortlaufend etwas gesagt wird" (Hoffmann (2003: 99) mit dem Terminus ‚Thema', vgl. auch Zifonun et al. 1997: 509) definiert werden.

kleinere Texteinheiten die Clause-Ebene (Teilsatz/elementarer Satz) erreicht und eine einheitliche Aboutness- Topikdefinition anstrebt. Ein ebenfalls bemerkenswertes Unterfangen ist das Konzept der ‚Chaining Strategy' (u.a. Lavid 1994; 1997, Ramm/Villiger 1995, Teich 2003), das die ‚Verkettungsstrategien' der Sätze – verwirklicht durch das topologisch-perspektivisch aufgefasste Thema (s. Hallidays (1994) Ansatz unten) – aus dem globalen Handlungszweck der Texte herleitet.
Die oben erwähnten Ansätze gehen von einer Integration der Satz- und Textebene aus. Der vorliegende Beitrag geht einen Schritt weiter: hier wird eine konkrete Manifestation des Texttopiks bei der informationsstrukturellen Organisation der Sätze selbst beschrieben, bei der Konstruktion eines informationsstrukturellen Grundschemas (s. Abschn. 3.). Dabei wird die Informationsstruktur (IS) als ein mehrschichtiges Phänomen mit Ausprägungen auf der Teilsatz- bis Textebene betrachtet, entsprechend der Fragestellung, wie aus einzelnen, eigens perspektivierten Sachverhaltsdarstellungen komplexe, multipropositionale Texte konstruiert werden. Die IS setzt sich aus mehreren Aspekten zusammen wie dem kognitiven Status (Bekanntheit, Aktivierung), dem Aboutness („worüber etwas mitgeteilt wird", s. Daneš (1970: 72), auch ‚Worüber', vgl. Molnár (1991)) d.h. Bezogenheit, oder der Perspektivierung; letzterem Aspekt wird hier die meiste Aufmerksamkeit geschenkt.
Mit dem Konzept einer mehrschichtigen Informationsstruktur kann der Forderung Eichingers (1999: 53) nach einer „textorientierten Satzgrammatik" Genüge getan werden. Elementare Sätze tragen einerseits Merkmale der textuellen Organisation: „In einer textorientierten Satzgrammatik kann man sich Sätze als Schemata vorstellen […]: Sie sind Einheiten mit einer Struktur, die uns hilft, einen klaren Blick auf unübersichtliche Verhältnisse zu werfen." Andererseits haben sie auch eine eigene Perspektive der Sachverhaltsdarstellung inne, die sich auch in Schemata konstituiert. Die Schemata – sowohl der globalen als auch der lokalen IS – lassen sich schon am Satzanfang erkennen, so dass der Satzanfang tatsächlich eine Interpretationshilfe bzw. -instruktion darstellen kann.

2. Der Perspektivbegriff in der Informationsstruktur

2.1. Topik als Referenzpunkt und Ausgangspunkt

Neben anderen Aspekten der IS wie dem oben erwähnten kognitiven Status oder der Bezogenheit halte ich die Begriffe der Perspektivierung und der Lenkung der Aufmerksamkeit für außerordentlich wichtig.
Bei der Erfassung der Informationsstruktur als Perspektivierung ist der Grundgedanke die Möglichkeit der verschiedenen sprachlichen Konstruktion derselben Szene/desselben Ereignisses (Croft/Cruse 2004: 66 ff., Langacker 2008: 81). Diese entspringt aus der grundsätzlich perspektivischen Natur der Sprache: an-

gefangen von Bezeichnungen für Entitäten (für dieselbe Person: *Vater, Rechtsanwalt, Mann, Nachbar* usw., s. Tátrai (2011: 33)) über unterschiedliche Abbildungen von Relationen (über/unter) bis hin zur komplexen Ereignisdarstellung (*der Kunde kaufte Äpfel/Herr Müller verkaufte Äpfel*) stehen vielfältige sprachliche Mittel zum Ausdruck kommunikativer Inhalte zur Verfügung. Bei der informationsstrukturellen Untersuchung von Sätzen muss aber oft kleineren Bedeutungsnuancen Rechnung getragen werden, etwa

(1) a. A dead rat lays in the middle of the kitchen floor.
b. In the middle of the kitchen floor lays a dead rat. (Langacker 2008: 80)

Halliday definiert das Thema als ‚point of departure', als Ausgangspunkt (erstmals im Jahre 1967); dieselbe Funktion erfüllt der *anchor* (Anker) in Langacker (2009). Die Funktion des Ausgangspunktes ist an den Satzanfang gebunden; diese Feststellung wird von Halliday auf das Englische beschränkt, lässt sich aber auch auf andere Sprachen übertragen. Die funktionale Motivation für die Erststellung ist die Darstellung eines Ausgangspunktes zur Eröffnung einer Perspektive.
Die Erstposition wurde auch in der strukturalistischen Fachliteratur mit der Funktion des Aboutness bzw. des Satzgegenstandes verbunden.[2] Bei dieser Ansicht ist aber Vorsicht geboten. Zweifellos kann das Auftreten eines Elementes am Satzanfang eine Aboutness-Interpretation auslösen, aber es gibt gute Gründe, die beiden Begriffe nicht miteinander gleichzusetzen: Am Satzanfang können einerseits (nicht figurale) Elemente auftreten, die in diesem Sinne nicht Aboutness-Thema-fähig sind, wie z.B. Modaladverbialien, Konjunktionen, indefinite Elemente, sogar Verben oder andere Prädikatsteile. Auf der anderen Seite können Aboutness-Themata (in einer möglichen Interpretation: logische Subjekte) auch später, postverbal gesetzt werden, und damit entfällt auch die Möglichkeit der einfachen Selektion aus der ‚Topikposition' (s. die umfassende Kritik an der Gleichsetzung von Topik und logischem Subjekt in Kiefer/Gyuris (2006) und in Gécseg/Kiefer (2009)). Um allen Aspekten dieser Ausgangspunkt-Funktion gerecht zu werden, unterscheidet Halliday zwischen mehreren Thematypen.
Das Thema in Hallidays Auffassung ist ein vom Sprecher (Produzenten) gewählter *Ausgangspunkt* zur Vermittlung seiner ‚Botschaft' im Teilsatz: "The Theme is a function in the CLAUSE AS A MESSAGE. It is what the message is con-

2 Dass Halliday (1994: 33 ff.) das Theme (‚point of departure') als Ersatzbegriff zum Begriff des ‚psychologischen Subjekts' (‚which ist the concern of the message', auf die Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verweisend) einführt, kann zweifelsohne Anlass zu Missverständnissen liefern. Gleichzeitig ist nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass Halliday den Begriff Theme nicht als ‚psychologisches Subjekt/Satzgegenstand', sondern als ‚Ausgangspunkt' verwendet, während die Bestimmung des psychologischen Subjekts demonstrativ in Simple Past steht („meant").

cerned with: the point of departure for what the speaker is going to say." (1994: 36). Diese Deutung lässt den Ausgangspunkt als eine Strategie der Ereignisperspektivierung erkennen; seither hat sich in der funktionalen Grammatik eine Diskussion um die verschiedenen Ausgangspunkte als Teile von Perspektivierungsstrukturen entwickelt (s. Sanders/Spooren 1997).
Der Begriff des *‚Referenzpunktes'* von Langacker (1999) kann das Funktionieren des Topiks auf Satz- und Textebene gleichermaßen abdecken. Das Funktionieren des Referenzpunktes ist als ein kognitives Prinzip zu verstehen, das uns ermöglicht, Entitäten oder Propositionen durch eine besser zugängliche Entität, den Referenzpunkt zu erreichen. Die Aufgabe eines Referenzpunktes ist die Eröffnung einer konzeptuellen Domäne, in der sich die Zielstruktur befindet:

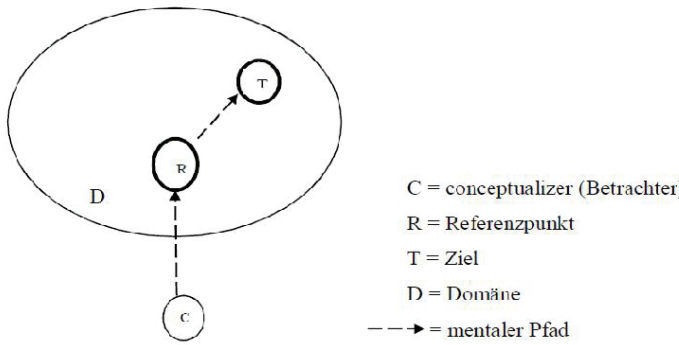


Abbildung 1: Referenzpunktstruktur (Langacker 1999: 174)

Der Konzeptualisierer (mentaler ‚Betrachter'; Emittent bzw. Rezipient) aktiviert zuerst eine Entität, durch die ein konzeptueller Bezug zum Ziel (T) hergestellt werden kann. Das Ziel befindet sich in der konzeptuellen ‚Reichweite' des Referenzpunktes, in derselben kognitiven Domäne (Archetypen wie Raum, Zeit oder Wahrnehmungsbereiche; Langacker 1999: 171). Typische Referenzpunkte sind z.B. Possessiva: die Struktur *meine Uhr* macht das Konzept der gewissen Uhr durch meine Person erreichbar. Wichtig ist die Reihenfolge der mentalen Verarbeitung, der „mentale Pfad" (*mental path*): zuerst soll der Referenzpunkt aktiviert werden. Referenzpunktstrukturen funktionieren aber auf verschiedenen Ebenen (mit fließenden Übergängen, z.B. Possessiva – *have*-Strukturen – Topik (in Li/Thompsons Sinn, d.h. in der klassischen angelsächsischen Terminologie).[3] Während aber im Fall der Possessiva eine objektiv konstruierte Beziehung (z.B. physische) besteht, ist das Topik ein Referenzpunkt, durch den Propositionen erreicht werden, die in keiner objektiven Beziehung zum Referenzpunkt stehen (ebd. 194 f.).

3 Topiks in Li/Thompson Sinn sind ‚linksversetzte', nicht in die Satzstruktur integrierte Ausdrücke, die einen konzeptuellen Rahmen für den Satz abstecken (vgl. mit dem Begriff von Chafe (1976) ‚Topic, Chinese style').

Eine Übertragung der Referenzpunktstruktur auf die Textebene ist sehr naheliegend: auch Langacker (1999: 198) selbst verweist auf Karen van Hoeks Arbeiten (vgl. u.a. van Hoek 1997), die das Funktionieren der Anapher auf Satz- und Textebene mit Hilfe der Referenzpunktstruktur beschreiben. Auch auf der Textebene interpretiert wird das Topik von Tolcsvai Nagy (2002 u.a.), der Langackers Topikbestimmung mit anderen kognitiven Auslegungen, u.a. mit Givóns (1983) Topikkontinuitätsansatz integriert und somit das Referenzpunktphänomen auch auf der Textebene fruchtbar macht.
Mentale Erreichbarkeit ist zwar an sich nicht identisch mit der Perspektivierung. Im Fall des Funktionierens des Topiks aber – wo also die Zielstruktur nicht in der unmittelbaren konzeptuellen Reichweite des Referenzpunktes liegt – handelt es sich um Konzeptualisierungsprozesse, die Propositionen aus verschiedenen Ausgangspunkten heraus konstruieren. Perspektivierungsunterschiede sind hier daher gleichzeitig Unterschiede in der Konstruktion der Bedeutung. So schreibt Langacker (2009) dem ‚Anker'– der topologischen Satzeröffnung – eine Referenzpunktfunktion im weiteren Sinne zu.

> Impressionistically and metaphorically, an anchor might be described as "framing" the clausal proposition: an instruction to interpret it with respect to a particular domain of knowledge or a certain aspect of the situation described. In a general sense it is also a kind of reference point […] selected for discourse reasons as the initial point of access for presenting or apprehending that situation. (Langacker 2009: 250)

Langacker typologisiert auch die charakteristischen ‚Ankertypen' (die Kategorien erinnern auch stark an Hallidays Auffassung, wenngleich dieser Autor bei ihm nicht zitiert wird) in *participant anchor, locational anchor* und *existential anchor* (in Reihenfolge: Teilnehmer/Figur, Situativ und Absenz eines eigentlichen Ankers). Beispiele für diese sind (Langacker 2009: 251):

(2) a. Participant anchor: ***Easter eggs****, she was painting them last night.*
b. Locational anchor: ***Last night****, she was painting Easter eggs.*
c. Existential anchor: ***She was painting Easter eggs last night.***

Interessant, und in Hallidays Auffassung nicht vorzufinden ist die Annahme, dass diese Ankerfunktion auf verschiedenen Prädikationsebenen (*layers*)[4] (hier: *existential core* bzw. *clause*) analog funktioniert. Der ‚existenzielle Kern' (*exis-*

4 Die *layers* in Langacker (2009: 226 ff.) erinnern gewissermaßen an Diks (1989: 46 ff. und passim) gleichnamige Prädikationsebenen, unterscheiden sich davon aber sowohl in ihrer Anzahl als auch in ihrem Charakter. In Diks Annäherung gehört der (epistemisch nicht verankerte) verbale Kern zum *core*, der mit (grammatischen) Operatoren und (lexikalischen) Satelliten angereichert verschiedene Elaborationsstufen erreicht; das Clause entspricht der Ebene des Sprechaktes (‚Satz als Interaktion').

tential core) eines Teilsatzes verwirklicht dabei die epistemische Grundierung (*grounding*) des Ereignisses in der Zeit meistens mit Hilfe eines Auxiliars; er enthält darüber hinaus das Subjekt, den Polaritätsmarker und den Marker der illokutionären Kraft (ebd. 246). In der folgenden Abbildung wird ein Beispiel dargestellt, wo es für die verschiedenen Ebenen verschiedene Anker gibt:

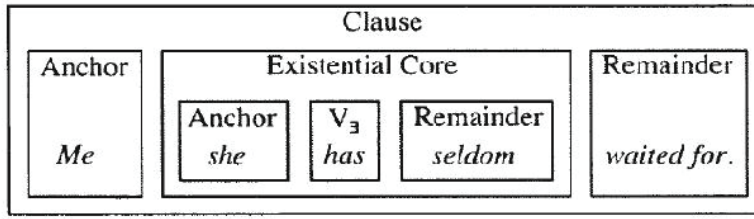


Abbildung 2: Ankerfunktion auf verschiedenen Prädikationsebenen in Langacker (2009: 254)

2.2. Topik und Thema: Ausgangspunkte auf Satz- und Textebene

In meiner Interpretation werden Topik und Thema ebenfalls als Ausgangspunkte auf der Text- bzw. Satzebene verstanden, jedoch sind dazu einige Änderungen der vorhin geschilderten Auffassungen notwendig.

Ausgangspunkt und Referenzpunkt sind zwar essentiell ähnliche Begriffe, die sich in der Praxis auch berühren (d.h. teilweise identische Phänomene erfassen), sie dürfen trotzdem nicht miteinander gleichgesetzt werden. Im Fall eines (‚echten', konzeptuellen) Referenzpunktes besteht m.E. eine direkte Verbindung mit der Zielstruktur, so dass diese erst durch die Aktivierung des Referenzpunktes mental konstruiert werden kann. Im Gegensatz dazu dient der Ausgangspunkt ‚nur' zur Konstruktion der Bedeutung aus einer bestimmten Perspektive, die ‚Zielstruktur' ist in diesem Sinne also konzeptuell unabhängig vom Ausgangspunkt.

Der andere kritische Punkt in den obigen Auffassungen des Ausgangspunktes ist, dass sie jeweils den Ausgangspunkt zum ‚remainder', zum ‚Restsatz' konstituieren. Diese etwas abgeschwächte Formulierung ist einerseits empirisch weniger anfechtbar als z.B. eine Behauptung, dass der Satz immer eine Aussage/Frage zum erstplatzierten Element darstelle (die klassische ‚Aboutness'-Definition). Andererseits wird sie aber auch weniger aussagekräftig: das erste Element ist ja in einer gewissen Hinsicht immer der Ausgangspunkt zum Rest – zu erklären sei eher, warum, und wie das funktioniert. Statt ‚Rest' wird hier also eher mit dem Begriff des *‚informationsstrukturellen Prädikats' (ISP)* operiert: Das ISP ist der Aussagekern des Satzes laut Sprecherintention.

Nun gewährt das Thema im elementaren Satz einen speziellen Ausgangspunkt zum ISP, der verschiedener Natur sein kann. Auf den halliday'schen Thematypen basierend werden hier figurale (Teilnehmer des Satzes, s. Bsp. 3a, b), interpersonelle (auf die Äußerungssituation zurückgreifende; 4a, b) und textuelle (aus textuellen Beziehungen resultierende; 5a, b) Themata unterschieden. (Die genaue Vorstellung dieser Typen und die Übergangstypen können hier leider nicht detailliert diskutiert werden.) Aus den obigen Ausführungen folgt, dass es auch Sätze gibt, zu deren Interpretation kein spezieller Ausgangspunkt geliefert wird; diese Sätze beginnen gleich mit dem ISP (6a, b):

(3) a. [**Der Schalterbeamte**]$_{fig}$ sah müde aus. (JON)
b. [**A kis ember**]$_{fig}$ fáradt-nak látsz-ott. (JON)
ART.DEF klein mensch müde-DAT scheinen-PST[3.SG][5]
‚Der kleine Mann schien müde.'

(4) a. **[Offensichtlich]**$_{interpers}$ war [der junge Mann]$_{fig}$ [des Lesens unkundig]$_{ISP}$ (JON)
b. **[Talán]**$_{interpers}$ [a nő-k-nek]$_{fig}$ [nagyobb szükség-ük van
vielleicht ART.DEF frau-PL-DAT groß-COMP not-POSS.SG.3PL sein[3SG]
a férfi-ak-ra]$_{ISP}$ (COE)
ART.DEF mann-PL-SUBL
‚Vielleicht brauchen die **Frauen** die Männer mehr'

(5) a. [**Zwar**]$_{text}$ [hat das sozialdemokratische Linksbündnis um Pier Luigi Bersani im Abgeordnetenhaus die relative Mehrheit erreicht.]$_{ISP}$
b. **[és]**$_{text}$ [a sajtó is arról ír]$_{ISP}$ (BER)
und ART.DEF presse PART.FOC PRON.DEM.DEL schreiben[3SG]
'und auch die Presse schreibt davon'

(6) a. **[Befeuert** wurde die Kampagne zuletzt vom Fall des ausscheidenden Novartis-Managers Daniel Vasella, (BER)
b. **Rosszabbod-ott** a venezuelai elnök
sich.verschlechtern-PST[3SG] ART.DEF venezolanisch präsident
egészségi állapot.a (BER)
gesundheitlich zustand-POSS.SG.3SG
‚Der Gesundheitszustand des Venezolanischen Präsidenten hat sich verschlechtert'

5 Die Interlinearglossen entsprechen den Richtlinien der Leipzig Glossing Rules. Einige nicht offene (markierte) grammatische Kategorien werden durch eckige Klammern gekennzeichnet. Im Fall der Possessivsuffixe bezieht sich die erste Numerusangabe auf das Possessum, die zweite auf den Possessor.

Das textuell definierte Topik wird als Ausgangsunkt auf Textebene interpretiert. Unter *Topik* verstehe ich diejenigen Figuren (Entitäten), die durch längere Textsegmente hindurch – sprachlich expliziert oder nicht – im Fokus der Aufmerksamkeit stehen. In diesem Fall handelt es sich um eine implizite Aufmerksamkeitslenkung: die Salienz (Auffälligkeit) der betreffenden Figuren/Entitäten kann sich entweder aus der Äußerungssituation (deiktisch) ergeben, oder – und dies ist für geschriebene Texte weit mehr charakteristisch – sie hebt sich aus den zusammenhängenden Ereignisverkettungen, aus der Figur-Grund-Gliederung auf Textebene hervor. Zur Benennung der Topiks ist i.d.R. wenig bis kein sprachliches Material (Nullanapher, schwache Pronomina) nötig, sie sind unmarkiert (vgl. Givón (1995)). Für diese Topikinterpretation spricht auch, dass die Unmarkiertheit des Topiks (d.h. sein Status als kontinuierliches Topik) nicht nur durch direkte Bezugnahme auf ihren Referenten, sondern auch durch andere Mittel wie Übertragung der Origo der Topiks oder ihre subjektive Perspektive reflektierende Ausdrücke aufrechterhalten werden kann; vgl. die folgenden Beispiele aus Modrián-Horváth (2013: 181); die hervorgehobenen Ausdrücke beziehen sich implizit oder explizit auf das Topik ‚Brida' (die Hauptheldin der Geschichte), die Bemerkungen in den eckigen Klammern stammen von mir:

(7) a. **Sie** [Brida] hatte lange auf diese Begegnung gewartet und dafür einen beschwerlichen Weg auf **sich** genommen. Dublin war fast 150 Kilometer entfernt [Origo des Topiks], und die Busse in dieses Dorf waren unbequem gewesen und hatten unmögliche Abfahrtszeiten [aus Bridas Perspektive]. **Sie** hatte früh aufstehen müssen, **war** drei Stunden gereist, **hatte** in der kleinen Stadt nach ihm gefragt, **erklären müssen**, was **sie** von diesem merkwürdigen Mann wollte. [pronominale und morphologische Markierung möglich]

b. Messzi-ről **jö-tt** [Brida],
weit-DEL kommen-pst[3sg]
és nagyon régóta **vár-t-a** ez-t a találkozás-t.
und SEHR seit.langem warten-PST-3SG.OBJ ART.DEM-ACC ART.DEF treffen-ACC
'Sie ist von weit hergekommen, und wartete sehr lange auf dieses Treffen.

Dublin csaknem 150 kilométer-re volt innen [Origo des Topiks],
Dublin fast 150 kilometer-SUBL sein-PST.3SG hier.ABL
Dublin war fast 150 Kilometer entfernt von hier,

és az ebbe [Origo des Topiks] a falu-ba [Origo des Topiks] induló busz-ok
und ART.DEF ART.DEM.ILL ART.DEF dorf-ILL startend bus-PL
und die in dieses Dorf fahrenden Busse

nagyon kényelmetlen-ek volt-ak [aus Bridas Perspektive],
sehr unbequem-PL sein.PST-3PL
waren sehr unbequem

és teljesen képtelen időpont-ok-ban közleked-t-ek [aus Bridas Perspektive].
und ganz unmöglich zeitpunkt-PL.INES verkehren-PST-3PL
und verkehrten zu unmöglichen Zeitpunkten.

Korán fel kellett **kelnie**, [Brida: morph. markiert]
früh AUF(VP) müssen-PST[3SG] sich.heben-INF-3SG
hogy utána három órát **utaz-z-on**,… [Brida: morph. markiert]
dass danach drei stunde-ACC reisen-CON-3SG
Sie musste früh aufstehen, um danach drei Stunden zu reisen…'

Durch die obigen Beispiele wird deutlich, dass die gemeinsame Funktion des Topiks und des Themas als Ausgangspunkt auf verschiedenen Ebenen: auf der Text- bzw. der Satzebene, durch jeweils verschiedene sprachliche Ausdrucksmittel verwirklicht wird.

3. Zusammenwirken von Topik und Thema

3.1. Das Konzept der informationsstrukturellen Schemata

Wie eingangs betont wird in dieser Arbeit die Informationsstruktur als Ensemble von schematischen Organisationsmustern auf verschiedenen sprachlichen Ebenen aufgefasst. Die informatiosstrukturellen Muster sind allerdings nicht aufeinander oder auf ein gemeinsames Schema zu reduzieren, sondern sie sind verschiedene *Instanziierungen von Illokutions- und Perspektivierungstypen*. Die Schemata kommen aus den Mitteln der Informationsstrukturierung (Intonation, Wortfolge usw.) emergent, im Laufe des Sprachgebrauchs zustande. Sie werden holistisch gespeichert und aktiviert, und spielen bei der Interpretation von Sätzen eine entscheidende Rolle. Obwohl die informationsstrukturellen Schemata eine große Varianz aufweisen, kann davon ausgegangen werden, dass es unter ihnen unmarkierte bzw. frequentere Muster gibt (so z.B. die Themasetzung in Aussagesätzen), der Defaulttyp in verschiedenen Texttypen kann allerdings variieren (das Topikkontinuierungsschema dominiert z.B. in narrativen Texttypen). In dieser Arbeit werden die Organisationsstrukturen der Informationsvermittlung im Satz, d.h. die Perspektivierungsschemata als emergente, im Sprachgebrauch entstandene und sich ständig verändernde Phänomene betrachtet. Emergenz bedeutet dabei nicht, dass die grammatischen Strukturen als epiphänomenal und dadurch als irrelevant gälten, sondern beleuchtet den dynamischen Aspekt ihres Zustandekommens (vgl. Langacker 2010).

Die Perspektivierungsschemata entstehen aus häufigen und funktional relevanten Mustern im Sprachgebrauch: man trifft hier immer aktualisierte (perspektivierte und in einem bestimmten Äußerungsmodus artikulierte) Sätze; es gibt in jedem Satz eine „aktuelle Satzgliederung", eine aktualisierte Informationsgewichtung. Anders formuliert: es wird keine Äußerung ohne entsprechende Informationsstrukturierung hervorgebracht. Nicht einmal die sog. „neutralen" oder „unmarkierten" Sätze (hinsichtlich Wortfolge und Akzentuierung) entbehren die entsprechende Informationsstruktur; diese sind nur in mehr möglichen Kontexten passender bzw. isoliert, für sich genommen (mental) einfacher oder vielfältiger zu kontextualisieren als die markierten Muster.[6] Thema-Rhema-Sätze können daher mit Recht als „in sich geschlossene Äußerungen" betrachtet werden (Engel 1982); (Engel 1977: 288); wenn z.B. Sprecher gebeten werden, einen Satz zu äußern, werden sie mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Thema-Rhema-Satz (der möglicherweise zugleich ein Subjekt-Prädikat-Satz ist) sagen. Dieses Muster wird als ‚normale' oder ‚unmarkierte' Wortfolge und Betonung empfunden. Thema-Rhema-Sätze spielen gerade in der Schriftlichkeit eine herausragende Rolle wegen der leichter zugänglichen Informationsvermittlung, besonders in schwer zu verarbeitenden oder in Textsorten, die eine hohe Präzision erfordern, wie wissenschaftliche oder juristische Texte.

Auch die Möglichkeiten der Satzgrammatik werden von den verschiedenen Gebrauchsmustern der Informationsstrukturierung gestaltet; als funktional relevant erweisen sich dabei allen voran die verschiedenen Illokutionstypen, sowie die grammatikalisierten Muster textueller Organisation (Haupt- und Nebensätze), aber auch die Unterschiede zwischen Ereignis- und figuraler Perspektive sowie Topikkontinuierungsschemata (s. unten). Die häufig vorkommenden Informationsstrukturierungsmuster haben zur Herausbildung von grammatikalisierten Satzschemata geführt.

Der Gedanke der komplexen informationsstrukturellen Organisation erscheint bereits mehrfach in der Fachliteratur der Informationsstruktur. In einigen Ansätzen wird explizit davon ausgegangen, dass die informationsstrukturelle Gliederung sich in *ganzheitlichen Mustern* (Schemata) konstituiert; solche Schemata sind z.B. die Funktionskomplexe in Hoffmann (2002; 2003) oder die Instruk-

6 Es ist fraglich, ob das als unmarkiert geltende Perspektivierungsschema (Topik-Kommentar-Struktur) als das grundlegendste bzw. als das häufigste betrachtet werden kann. Wahrscheinlich ist die Gebrauchsfrequenz der verschiedenen Schemata sehr stark textsorten- bzw. texttypenspezifisch. Ontogenetisch gesehen stellt das Topik-Kommentar-Schema bestimmt nicht das primäre Perspektivierungsmuster dar, aber als isolierter Ausdruck von Gedanken, in einer dekontextualisierten Umgebung spielt es die Hauptrolle; vgl. die postulierte logische Zweiteiligkeit der (kategorischen) Urteile. Die einfachere Kontextualisierung dieser Äußerungen kommt auch in Engels Formulierung zutage, als er die Thema-Rhema-Sätze als „in sich geschlossene Äußerungen" bezeichnet (Engel 1977: 288).

tionstypen von Vallduví/Engdahl (1996). Die Schemata werden aus mehreren Komponenten aufgebaut, so werden sie als ‚Ensemble' von Operationen gedeutet (Hoffmann 2003), d.h. die Schemata konstituieren sich aus verschiedenen Faktoren (Wortstellung, Intonation usw.), die zusammenwirken und gemeinsam mit bestimmten abstrakten Inhalten verbunden sind.

3.1.1. Ludger Hoffmanns ‚Funktionskomplexe'

In Ludger Hoffmanns Arbeiten (v.a. 2002; 2003; 2013) findet sich eine überzeugende Auffassung über die komplexe Funktionsweise von illokutionärer und informationsstruktureller Organisation. Hoffmann nennt diese Schemata ‚Funktionskomplexe':

> Eine Komplexbildung ist die Bündelung verschiedener sprachlicher Mittel unterschiedlicher Art mit je eigener Funktionalität in der Äußerung zu einem funktional geschlossenen Ganzen. Die Mittel realisieren einen Zweck für die gesamte Äußerung, sie arbeiten kooperativ und symmetrisch, also nicht nach Art integrativer Prozeduren. Der Funktionskomplex ist formal vielschichtig, seine Funktion lässt sich nicht aus der Funktion eines der Teile herleiten, sie wird auch nicht – jedenfalls nicht gänzlich – kompositional erzeugt, sondern kommt nur dem prozeduralen Ensemble insgesamt zu. (Hoffmann 2003: 98)

Aus dem obigen Zitat geht deutlich hervor, dass sich Hoffmann die Funktionskomplexe als Konstruktionen (i.S.v. Goldberg 1995), d.h. mit Langackers Terminologie als Schemata vorstellt: sie sind komplexe, nichtkompositionelle sprachliche Zeichen. Das Zusammenwirken der einzelnen Komponenten erfolgt Hoffmann zufolge anders als im Fall grammatischer Prozeduren wie etwa die Kasuszuweisung zu Nomina durch das Verb. Es gibt kein hierarchisch höher gestelltes Glied, die Strukturen werden von den verschiedenen Ausdrucksmitteln (Wortstellung, Intonation) gleichzeitig geformt.

An den Grundgedanken der Funktionskomplexe als ganzheitliche Schemata lässt sich anknüpfen. Wie dies auch in vielen Arbeiten über die funktionale Satzperspektive zur Sprache kommt, ergeben die verschiedenen sprachlichen Mittel scheinbar unabhängig voneinander, doch nur zusammen die für die jeweilige Äußerung/den jeweiligen Äußerungstyp charakteristische Informationsstruktur. Im Ansatz von Hoffmann werden Wissensorganisation, Thematisierung und Gewichtung als verschiedene Funktionskomplexe behandelt. Die ausgeführten drei Funktionskomplexe erfassen verschiedene Aspekte der Informationsstrukturierung: die Wissensorganisation basiert auf Begriffen der Bekanntheit und Identifizierbarkeit, die Thematisierung und Themafortführung schließt u.a. das Aboutness und die Diskurstopikkontinuität ein, und die kommunikative Gewichtung zielt auf den informationsstrukturellen Schwerpunkt von Äußerungen (Sätzen), auf den Fokus ab. Auf das Zusammenspiel dieser drei – wenn man so will – Ebenen der Informationsstrukturierung wird hin und wieder hingewiesen, aber insgesamt bleibt das Zusammenspiel der Funktionskomplexe ein zu untersuchendes Feld.

3.1.2. Die vier Instruktionstypen in Vallduví/Engdahl (1996)

Statt der üblichen Zweiteilung des Satzes gehen Vallduví/Engdahl (1996) von einer informationsstrukturellen Dreiteilung des Satzes in Link (hier: Satzthema), Fokus und Tail aus. Diesem Konzept liegt die Erkenntnis zugrunde, dass einerseits die Unterscheidungen Topik-Komment (Link-Kommentar) und Fokus-Hintergrund nötig sind, andererseits eine ‚Verdoppelung' der informationsstrukturellen Ebenen tautologisch ist: Das Thema (der Link) ist notwendigerweise Teil des Kommentars (vgl. das ungarische Konzept von É. Kiss (1992) *inter alia*), wo Topik und Fokus ebenfalls auf einer Ebene zu finden sind). Durch die Aufteilung des Hintergrundes erhält man die Kategorien Link (‚Topik') und Tail, die in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung sind. Ein vergleichbares Konzept findet sich durch die Kategorisierung der Fokustypen und der Hintergrundelemente nach den Aspekten +/- neu und +/- prominent in Choi (1999) und Mereu (2009). Auf diese Weise erhält man folgende vier Kategorien:

- completive focus (‚Informationsfokus'): neu aber nicht salient;
- contrastive focus – Alternative in einem Set: neu, salient;
- Topik (hier: **Thema**): prominent, nicht neu;
- **tail**: nicht neu, nicht prominent.

Das Thema (in Vallduví/Engdahls Terminologie: Link) ist informationsstrukturell *gewichtiger* als das Tail; es gibt das Bezugselement an, an dem das ISP festgemacht wird. Vallduví und Engdahl definieren den Link als Instruktion zum Aufsuchen eines „Locus of update", eines Wissensbestands (vgl. Lötscher 1987), der modifiziert werden soll.

Im Rahmen eines instruktionsbasierten Modells stellen die Autoren vier mögliche Kombinationen der informationsstrukturellen Basisgrößen vor, die die grundlegenden Instruktionstypen bedeuten. Diese sind:

a.) die Link-Fokus-Instruktion (‚Filecard' zur Zuordnung des Fokus; Fokus),
b.) die Link-Fokus-Tail Instruktion (‚Filecard' zur Zuordnung des Fokus, Fokus und Modifikation der Prädikation),
c.) Vollfokussierte Sätze (Satzfokus mit Lambrechts (1996) Terminus), und
d.) Fokus-Tail-Instruktionen (Prädikation und Modifikation bei der Interpretation).

Die Instruktionstypen beschreiben das Funktionieren der Instruktionsschemata sehr überzeugend: Im Fall der Link-Fokus-Sätze wird ein ‚Locus of update', ein Wissensbestand aufgesucht und die Prädikation daran festgemacht; im Fall der Link-Fokus-Tail-Sätze passiert dies mit einiger Modifizierung, wobei der Unterschied zwischen den beiden Typen wahrscheinlich nur bei einer engen Fokusinterpretation der Link-Fokus-Tail-Strukturen bleibt, und dieser Typ vor allem Sätze mit Verum-Fokus einschließt. Für die themalosen Strukturen gibt es im

Anhang B (Vallduví/Engdahl 1996: 509) drei Typen: die ‚thetischen Sätze', die Präsentative und Sätze, die den Link des Vorgängersatzes weiterführen. Die allzu geringe Unterscheidung zwischen diesen Typen (insbesondere zwischen den thetischen Sätzen und denen mit weitergeführtem Thema) erscheint sehr problematisch, worauf deshalb in diesem Abschnitt noch näher eingegangen wird.
Der Ansatz von Vallduví/Engdahl kann grundsätzlich aus vielerlei Hinsicht als relevant für die vorliegende Arbeit gewertet werden: Einerseits deckt die Auffassung der Informationsstruktur als Instruktion denjenigen funktionalen Gehalt, der hier der Satzperspektivierung zugeschrieben wird – eine Perspektive geben kann handlungstheoretisch auch gleich als Instruktion zum ‚Auspacken' des Satzinhaltes umgedeutet werden. Der Perspektivebegriff wird hier aus der Überlegung vorgezogen, dass die Perspektive nicht vom Inhalt abgetrennt werden kann (anders als ein – metaphorisch gesprochen – ‚verpackter' Gehalt, zu dessen Auspacken der Hörer eine Anleitung bekommt), was auch impliziert, dass nicht jeder Inhalt mit jeder Perspektive verträglich ist (s. bes. 4.4).
An einigen Punkten muss allerdings diese Theorie verfeinert und ergänzt werden: Einerseits kann sie der Vielfalt potentieller Themastrukturen (positionell definiert) nicht Rechnung tragen; das Filecard-System hingegen ohne die Stützung des positionellen Kriteriums ist ein wenig verlässliches Kriterium aus empirischer Sicht (s. Cook/Bildhauer (2013)).[7] Andererseits fehlt aus der funktionalen Deutung insbesondere die Rolle des (Text)Topiks. Unter den vollfokussierten Sätzen finden wir den Typ, der – anders als thetische Sätze und Präsentativa – den Link des Vorgängersatzes ‚erbe' (Vallduví/Engdahl 1996: 471). Dass das Funktionieren von Diskurstopiks mehr als eine ‚Vererbung' verketteter Topiks bedeutet, wurde in Abschn. 2. angesprochen. Es wurde auch empirisch unterstützt, dass der Begriff der Perspektive auch bezüglich der Textebene fruchtbar gemacht werden kann und als außersprachliche Funktion keineswegs auf die Beschreibung grammatischer Regeln reduziert werden kann.

3.2. Die Konstitution der Satzperspektivierung

Die komplexe Funktion der Satzperspektivierung ist mehr als die Reihenfolge der Verarbeitung sprachlicher Einheiten mit unterschiedlicher kommunikativer Gewichtung. Perspektivierungsschemata geben bereits am Satzanfang ‚Information' darüber, wie der nachfolgende Inhalt präsentiert wird. Den wichtigsten Unterschied können wir zwischen der ganzheitlichen, ‚top-down'-Darstellung und der analytischen, ‚bottom-up'-Präsentation sehen: Werden vom ganzen Er-

7 Bezüglich des Englischen bestreiten Vallduví und Engdahl explizit die Identität des positionellen Themas und des Links ('Aboutness-Topik'), vgl. Vallduví/Engdahl (1996: 493). In anderen Sprachen postulieren sie allerdings auch positionelle Entsprechungen, größtenteils auf Grund der Fachliteratur.

eignis ausgehend die einzelnen Figuren herausgearbeitet, oder wird das ganze Ereignis aus einer (bzw. mehreren) Figur(en) heraus konstruiert? Den beiden grundlegenden Konzeptualisierungs- bzw. Verarbeitungsmechanismen werden unterschiedliche Namen und Relevanz zugeschrieben, und wahrscheinlich werden beide Mechanismen benutzt: „One potential reconciliation of these two approaches to mental representation [i.e. viewer-centered and object-centered, B. M.-H.] suggests that people may use both kinds of representations. (vgl. Sternberg/Sternberg 2012: 112).[8]

Die Formseite dieses komplexen Phänomens wird, wie oben ausgeführt, durch ein Bündel von verschiedenen Faktoren konstituiert. Wortstellung und Intonation, die in vielen Arbeiten zur Informationsstruktur berücksichtigt werden, reichen nicht aus, um die Perspektivierungsschemata zu begründen. Sie stehen in ständiger Beziehung zu den aktuellen grammatikalisierten Satzmustern (etwa: steht in V2-Sätzen ein hauptakzentuiertes Element, ein Element mit Topikakzent oder ein deakzentuiertes Element im Vorfeld?). Außerdem ist der Thematyp von grundlegender Bedeutung (handelt es sich bei dem Thema um eine Figur, ein Rahmensetzungselement usw.?).

Die Faktoren der Wortstellung bzw. grammatikalisierten Satzmuster, der Intonation und des Thematyps konstituieren m.E. drei Grundschemata der IS. Die ersten beiden Grundschemata sind in groben Zügen aus der Fachliteratur bekannt; es handelt sich um die viel diskutierte Unterscheidung zwischen ‚thetischen' vs. ‚kategorischen' Sätzen. Diese Konzepte werden hier als Perspektivierungsstrategien umgedeutet und nicht als logische Gliederungsmöglichkeiten betrachtet; auf eine detaillierte Beschreibung dieser Typen wird hier jedoch zugunsten des dritten Typs (des Topikkontinuierungsschemas) weitgehend verzichtet. Formal gesehen handelt es sich bei dem ersten Typ um Sätze mit einem figuralen Thema, d.h. an der für diese Funktion grammatikalisierten ersten Stelle – intonatorisch selbstständig, aber nicht mit dem Hauptakzent versehen – steht ein Teilnehmer des Teilsatzes (vgl. Belege 3a, b). Dieses Schema – die Themasetzung – löst die wohlbekannte Aboutness-Thema-Relation aus. Der zweite Typ, das ‚All-new'-Schema beginnt mit dem ISP (vgl. Belege 6a, b oben).

Das dritte Muster, das Schema mit Topikkontinuität (TK-Schema), wird als eigenes Grundschema betrachtet. Dieses Schema vereint formale und funktionale Eigenschaften der anderen beiden Grundschemata: Den Beginn mit dem ISP teilt er mit dem ‚All-new'-Schema inhaltlich wie intonatorisch, morphologisch und (in grammatisch bedingten Fällen wie etwa in Infinitivsätzen implizit) ist je-

8 Wie dies auch aus dem Zitat hervorgeht, wird bei der ganzheitlichen Perspektive auch die Rolle des Betrachters betont. Dieses Problem (die Rolle der Subjektivierung, s. dazu Kugler (2013) – z.B. ist die figural-analytische Darstellung objektiv?) würde zu weit führen und betrifft die grundlegenden Perspektivierungsschemata nicht direkt.

doch ein Topik eindeutig identifizierbar. Dies wird im Deutschen typischerweise durch ein erstplaziertes schwaches (Personal-)pronomen, im Ungarischen durch ein Verbsuffix realisiert. Das erstplatzierte schwache Pronomen wird auch in anderen, intonatorische Aspekte berücksichtigenden Arbeiten nicht als Thema (in der jeweiligen Terminologie: Topik bzw. Link) betrachtet:

(8) a. Sie hat heute morgen Rosen gekauft. (Féry 2007: 70 f.)
b. He loves it. (Vallduví/Engdahl 1996: 475)

Den Satztyp mit schwachem Pronomen sehen Vallduví/Engdahl (1996) als Subtyp der ‚all-new'-Sätze an. Dieser Auffassung kann hier sowohl aus theoretischen Überlegungen als aus empirischen Gründen nicht zugestimmt werden. Aus theoretischer Sicht ist es die bestehende Bezogenheit, Aboutness-Beziehung zwischen Topik und ‚Restsatz', die eine ‚All-new'-Einordnung entkräftet; unter empirischem Gesichtspunkt spricht eine um ein Vielfaches größere Vorkommenshäufigkeit des Topikkontinuierungsschemas (je nach Texttyp) gegen eine solche Einstufung.

3.3. Topik und/oder Thema: Zusammenwirkung der Ausgangspunkte auf Satz- und Textebene

Obwohl das Topik auf der Textebene im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, d.h. eine sich im Textzusammenhang hervorhebende Figur ist, kann lokal, in einem Teilsatz eine andere Figur in den Vordergrund gerückt werden (so argumentiert auch Tolcsvai Nagy (2002)). In diesen Fällen ist ein Auseinanderklaffen von Topik und Thema zu beobachten, wobei das Topik seine perspektivische Priorität auch oft durch die Subjektfunktion bewahrt, vgl. folgendes Beispiel:

(9) Der Ältere$_{[Topik]}$ hat eine normale Jacke und eine halbwegs dazu passende Hose an, **das Hemd**$_{[Thema]}$ trägt **er**$_{[Topik]}$ bis zum Kragen zugeknöpft, ohne Krawatte. (Saramago)

Im zweiten Teilsatz des Beispiels unterscheiden sich Topik (*er – der Ältere*) und Thema (*Hemd*), wobei das Thema *Hemd* auf Grund des Referenzpunktes *er* (d.h. der Person, deren Bekleidung beschrieben wird), auch erschließbar ist. Das Topik ist das logische Subjekt im Infinitivsatz des nächsten Beispiels; intonatorisch-topologisch erscheint ein anderes Element als Thema:

(10) **Brida**$_{[Topik]}$ bedauerte ihre Worte. […] und nun war es zu spät, **um den Fehler**$_{[Thema]}$ wieder auszubessern. (Coelho)

In anderen Fällen kann das Topik im Themaausdruck enthalten sein und als Referenzpunkt dafür funktionieren; dies passiert sowohl bei weniger komplexen (s. 11a) als auch bei hochkomplexen Themata (11b):

(11) a. [Die rechte Hand [**Marçal Gachos**]$_{\text{Topik}}$]$_{\text{Thema}}$ ist nicht auffällig[9] (Saramago)
b. und ein nicht unerheblicher Teil der Mandate ging [**an die Protestbewegung von Beppe Grillo**]$_{\text{+Topik}}$.[10] [[**Deren**]$_{\text{Topik}}$ **sensationell starkes Abschneiden mit etwa 25 Prozent der Stimmen**]$_{\text{Thema}}$ sorgt dafür, dass dort weder Mitte-Links noch Mitte-Rechts eine absolute Mehrheit bekommen. (Berichtstexte)

Die Perspektive des Topiks kann allerdings implizit bleiben, und durch Mittel wie Origoübertragung (deiktisches Zentrum des Topiks, s. auch Tátrai (2005)), durch erlebte Rede oder Zitate bzw. durch eine subjektive Einstellung reflektierende Ausdrücke vergegenwärtigt werden (s. Abschn. 2).
Topiks können natürlich auch ‚thematisiert', als Themata gesetzt werden. Dies kommt oft bei Topikwechsel bzw. Wechsel zwischen mehreren kontinuierlichen Topiks vor wie im folgenden Beispiel:

(12) **Marçal Gacho**$_{\text{[Topik, Thema]}}$ schiebt diskret den linken Ärmel seiner Uniformjacke nach oben (Saramago)

Die Dynamik von Topik und Thema trägt in hohem Maß zur Kohärenzherstellung und zur thematischen (im alltagssprachlichen Sinn) Entfaltung des Textes bei.

4. Ausblick: Empirische Erkenntnisse

Im vorletzten Abschnitt des Beitrags soll kurz auf einige Ergebnisse meiner Dissertation[11] (Kap. 5-6) hingewiesen werden, die die Relevanz und Notwendigkeit der ober geschilderten Begriffe und Schemata unterstützten, wenngleich eine eingehende Schilderung der ihnen zugrunde liegenden Korpusanalyse aus Platzgründen entfallen muss. In der Korpusanalyse wurden u.a. die in 3. beschrie-

9 Der Referenzpunkt sollte laut Langackers Konzept dem ‚Ziel' vorangehen. Hier wird jedoch die Auffassung vertreten, dass lediglich die Aktivierung des Referenzpunktes früher als die Nennung des Ziels erfolgen soll, so dass im obigen Beispiel die im Vortext erwähnte Person Marcal Gacho trotz der aktuellen Spätstellung als Referenzpunkt für *die Hand* dienen kann.

10 Mit '+Topik' wird die Einführung eines neuen Topiks (in Hoffmanns Terminologie: Themas) gekennzeichnet, vgl. Hoffmann (2000) (auch Zifonun et al. (1997)).

11 Der vorliegende Beitrag ist Teil des vom Jedlik-Stipendium unterstützten Dissertationsprojektes, das bis Ende 2013 gelaufen ist. Die Dissertation gilt bei der Einreichung dieses Beitrags als unveröffentlichtes Manuskript, wird aber bald auch öffentlich zugänglich sein.

benen Schemata auf Grund der Thematypen, des ISP und der morphologisch markierten bzw. impliziten Topikmarkierung festgestellt und unter verschiedenen Aspekten ausgewertet. Als Korpus dienten dabei parallele Übersetzungen von Erzähltexten ins Deutsche und ins Ungarische, sowie Nachrichten, die das gleiche Ereignis thematisierten. Das Korpus hatte einen Gesamtumfang von ca. 15.000 Textwörtern, es wurde manuell Teilsatz für Teilsatz verarbeitet, unter Einbeziehung intonatorischer Faktoren.

Die Korpusanalyse zeigt in beiden untersuchten Sprachen eine unterschiedliche Verteilung des ‚Topikkontinuitätsschemas' und der ‚Themasetzung' in narrativen und deskriptiven Texten bzw. Textteilen, d.h. einen *texttypenspezifischen Unterschied* in den Perspektivierungsstrategien. So betrug das Verhältnis der Themasetzungen in ersten (nicht koordinierten) Hauptsätzen von Berichtstexten etwa 80%, dagegen in den ersten Hauptsätzen von Erzähltexten etwa 40% in beiden Sprachen; das Topikkontinuierungsschema kam in den Berichtstexten mit einer Häufigkeit von 6% vor, in Erzähltexten hingegen mit einer Frequenz von 45%. Die Koordinationen und Subordinationen zeigen ein differenzierteres Bild, jedoch mit den gleichen Tendenzen wie die Hauptsätze.

In den Perspektivierungsstrategien zeigten sich auch Unterschiede hinsichtlich der *Satztypen*.

Die Häufigkeit des Topikkontinuierungsschemas war überall wesentlich höher in *koordinierten Sätzen und Nebensätzen* als in ersten Hauptsätzen: 26-35% in deutschen und 45-50% in ungarischen Berichtstexten (gegenüber 6% in den Hauptsätzen); 59-54% in den Erzähltexten (gegenüber 45% in den Hauptsätzen). Da dieses Schema nicht zwangsläufig auf das Vorhandensein von kontinuierlichen Topiks (die in einem längeren Textteil durchgängig präsent sind) zurückzuführen ist, lässt sich dieser Befund als Hinweis auf die Fixiertheit der Perspektive in komplexen Sätzen interpretieren. Dies bedeutet, dass zusammengesetzte Sätze – auch bei Koordination – nicht einfach die ‚Reihung' oder Addierung mehrerer Sätze sind, sondern auch perspektivisch eine Einheit darstellen.

Als letztes Ergebnis bezüglich der Zusammenhänge zwischen Topik und Thema ist die vermutliche Funktion der Erstplatzierung des schwachen Pronomens als typisch für das Topikkontinuierungsschema zu nennen. Schwache Pronomina erscheinen laut der Analyse fast ausschließlich im Topikkontinuierungsschema erstplatziert, sonst treten sie in phonetisch enklitischer Position nach dem Finitum auf. Es wurde auch die Möglichkeit mehrfacher Themasetzung (auch im Mittelfeld vor dem ISP) in Betracht gezogen und der Frage nachgegangen, ob nach erstplatzierten schwachen Pronomina die Setzung eines figuralen Themas möglich ist. Auf Grund des Korpus kann die Frage verneint werden, nach erstplatzierten Pronomina kamen so gut wie keine figuralen Themata vor (weder in Haupt- noch in Nebensätzen), ihre Funktion kann daher auf Grund dieses Ergebnisses in der Herstellung des Topikkontinuierungsschemas gesehen werden.

5. Zusammenfassung

In diesem Beitrag wurden die Zusammenhänge der Informationsstrukturierung auf (Teil)Satz- und Textebene behandelt. Ausschlaggebend für die Beschreibung der IS waren dabei die Begriffe ‚Perspektive' (Perspektivierung von Ereignissen) sowie ‚Ausgangspunkt'. Das Thema wurde auf der Satzebene als spezieller Ausgangspunkt zum informationsstrukturellen Prädikat (Aussagekern laut Sprecherintention) definiert, das Topik als Ausgangspunkt auf der Textebene. Die Interaktion bzw. die kontinuierlichen Übergänge der beiden Phänomene wurden durch Analysebeispiele illustriert.

Die informationsstrukturelle Organisation wurde mit Hilfe komplexer Schemata (bestehend aus Faktoren wir Wortstellung/grammatikalisierte Satztypen, Intonation und Thematypen) angenähert. Es wurde gezeigt, dass das textuell erfasste Topik wesentlich zur Konstitution der informationsstrukturellen Grundschemata beiträgt. Im Rahmen eines kurzen Ausblicks wurde auch auf die empirische Relevanz dieser Erkenntnisse hingewiesen.

Quellenverzeichnis:

Erzähltexte:

Coelho, Paulo 2012: Brida. Übersetzt von: Nagy Viktória. Athenaeum.

Coelho, Paulo 2012: Brida. Übersetzt von: Klaus Schmotz.

Jonasson, Jonas 2013: A százéves ember, aki kimászott az ablakon és eltűnt. Übersetzt von: Kúnos László. Athenaeum.

Jonasson, Jonas 2011: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand. Übersetzt von: Wibke Kuhn. Carl's books.

Saramago, José 2000: A barlang. Übersetzt von: Lukács Laura. Palatinus.

Saramago, José 2002: Das Zentrum. Übersetzt von: Marianne Gareis. Rowohlt.

Berichtstexte: ausgewählte Nachrichten aus den Portalen der ARD (www.tagesschau.de) und des Ungarischen Fernsehens (www.hirado.hu).

Literatur

Chafe, Wallace L. 1976: Givenness, contrastiveness, definiteness, subjects, topics, and point of view. In: Li, Charles N. (Hg.), Subject and Topic. New York: Academic Press, 25-56.

Choi, Hye-Won 1999: Optimizing Structure in Context: Scrambling and Information Structure. Stanford: CSLI Publications.

Cook, Philippa/Felix Bildhauer 2013: Identifying "aboutness topics": two annotation experimens. Dialogue and Discourse 4 (2): 118-141.

Croft, William/Alan D. Cruse, Hrsg., 2004. Cognitive linguistics. Oxford: Oxford University Press.

Daneš, František 1970. Zur linguistischen Analyse der Textstruktur. Folia Linguistica 4: 72-79.

Dik, S. C. 1989: The Theory of Functional Grammar. Part I: The Structure of the Clause, (= Functional Grammar Series 9), Dodrecht; Providence RI: Foris Publications.

Dik, S. C. 1997: The Theory of Functional Grammar. Part 2. Complex and Derived Constructions. 2 vols. Vol. 2Berlin; New York: Mouton de Gruyter.

É. Kiss, Katalin 1992: Az egyszerű mondat szerkezete. In: Kiefer, Ferenc (Hg.), Strukturális magyar nyelvtan. Budapest: Akedémiai Kiadó, 79–177.

Eichinger, Ludwig M. 1999: Der grammatische Sinn von Regeln zu Satzgliedfolge. Gedanken zu einer textorientierten Satzgrammatik. In: Kątny, Andrzej/Christoph Schatte (Hg.), Das Deutsche von innen und außen. Ulrich Engel zum 70.Geburtstag. Poznan, 53-64.

Engel, Ulrich 1982: Syntax der deutschen Gegenwartsprache. 2., überarb. Aufl.Berlin.

Féry, Caroline 2007: The prosody of topicalization. In: Winkler, Susanne/Kerstin Schwabe (Hg.), On Information Structure, Meaning and Form. Amsterdam; Philadelphia: John Benjamins, 69-86.

Gécseg, Zsuzsanna/Ferenc Kiefer 2009: A new look at information structure in Hungarian. Natural Language & Linguistic Theory 27: 583-622.

Givón, Talmy 1983: Topic continuity in discourse: an introduction. In: Ders. (Hg.), Topic ontinuity in discours: a quantitative cross-language study.. Amsterdam; Philadelphia: John Benjamins, 5-41.

Givón, Talmy 1995: Functionalism and grammar. Amsterdam; Philadelphia: John Benjamins.

Goldberg, Adele 1995: ConstructionsChicago: The University of Chicago Press.

Halliday, Michael A. K. 1994: An introduction to functional grammar. 2. ed. London: Arnold.

Hoek, Karen van 1997: Anaphora and Conceptual Structure. Chicago; London: Chicago University Press.

Hoffmann, Ludger 2000: Thema, Themenentfaltung, Makrostruktur. In: Brinker, Klaus/Gerd Antos (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin; New York, 344-356.

Hoffmann, Ludger 2002: Zur Grammatik der kommunikativen Gewichtung im Deutschen. In: Peschel, Corinna (Hg.) Grammatik und Grammatikvermittlung. Frankfurt: Lang, 9-37.

Hoffmann, Ludger 2003: Funktionale Syntax: Prinzipien und Prozeduren. In: Hoffmann, Ludger (Hg.), Funktionale Syntax. Die pragmatische Perspektive. Berlin: de Gruyter, 18-121.

Hoffmann, Ludger 2013: Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerausbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Kiefer, Ferenc/Beáta Gyuris 2006: Szemantika. In: Kiefer, Ferenc (Hg.), Magyar Nyelv. Budapest: Akedémiai Kiadó, 175-221.

Kugler, Nóra 2013: A szubjektivizáció jelenségének nyelvészeti értelmezései. Magyar Nyelvőr 137 (1): 8-30.

Langacker, Ronald W. 1999: Grammar and conceptualization, (= Cognitive linguistics research 14), Berlin et al.: Mouton de Gruyter.

Langacker, Ronald W. 2008: Cognitive Grammar: a basic introduction. Oxford et al.: Oxford University Press.

Langacker, Ronald W. 2009: Investigations in Cognitive Grammar, (= Investigations in Cognitive Grammar 42), Berlin; New York: Mouton de Gruyter.

Langacker, Ronald W. 2010: How not to disagree: The emergence of structure from usage. In: Boye, Kasper/Elisabeth Engberg-Pedersen (Hg.), Language Usage and Language Structure. Berlin; New York: de Gruyter, 107-144.

Lavid, Julia 1994: Theme, Discourse Topic and Information Structuring. In: DANDELION, Deliverable R1.2.2b.

Lavid, Julia 1997: Controlling thematic choices in discourse: towards a specification of contextual constraints. In: Proceedings of the International and Interdisciplinary Conference on Modeling and Using Context. Rio de Janeiro: Federal University Publisher, 107-118.

Lötscher, Andreas 1987: Text und Thema. Studien zur thematischen Konstituenz von Texten, (= Reihe germanistische Linguistik 81), Tübingen: Niemeyer.

Modrián-Horváth, Bernadett 2013: Topik und Thema. Untersuchungen zur Informationsstruktur in deutschen und ungarischen erzähl- und Berichtstexten. Dissertation Budapest: Eötvös-Loránd-Universität.

Mereu, Lunella 2009: Universals of inormation structure. In: Mereu, Lunella (Hg.), Information structure and its interfaces. Berlin: Mouton de Gruyter, 75-101.

Molnár, Valéria 1991: Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen, (= Lunder germanistische Forschungen 58), Stockholm: Almqvist & Wiksell.

Ramm, Wiebke/Claudia Villiger. 1995. Global text organization and sentence-grammatical realization: Discourse-level constraints on theme selection. Paper read at Proceedings of recent Advances in Natural Language Processing, at Tzigov Chark, Bulgaria, September 14-15.

Sanders, José/Wilbert Spooren 1997: Perspective, subjectivity, and modality from a cognitive linguistic point of view. In: Liebert, Wolf-Andreas/Gisela Redeker/Linda R. Waugh (Hg.), Discourse and Perspective in Cognitive Linguistics. Amsterdam: Benjamins, 85-114.

Sternberg, Robert J./Karin Sternberg 2012: Cognitive Psychology. 6. ed. Wadsworth: Cengage Learning.

Tátrai, Szilárd 2005: A nézőpont szerepe a narratív megértésben. Általános Nyelvészeti Tanulmányok XXI: 207-229.

Tátrai, Szilárd 2011: Bevezetés a pragmatikába. Funkcionális kognitív megközelítés Budapest: Tinta.

Teich, Elke 2003: Cross-linguistic Variation in System and Text, (= Text, Translation, Computational Processing Berlin: Mouton de Gruyter.

Tolcsvai Nagy, Gábor 2002: Topik és/vagy figura. In: Maleczki, Márta (Hg.), A mai magyar nyelv leírásának újabb módszerei V. Szeged: SZTE, 237–248.

Vallduví, Enric/Elisabet Engdahl 1996: The linguistic realization of information packaging. Linguistics 34 (3): 459-520.

Zifonun, Gisela/Ludger Hoffmann/Bruno Strecker et al. 1997: Grammatik der Deutschen Sprache. Berlin; New York: de Gruyter.

Tímea Berényi-Nagy (Pécs)

Transferbrücken bauen: Lexikalische Interkomprehensionsfähigkeit im Falle von L3-Deutschlernenden

0. Einleitung

Die vorliegende Studie hat im Allgemeinen die individuelle Mehrsprachigkeit, im Besonderen ihre in der Mehrsprachigkeitsdidaktik manifestierte unterrichtliche Förderung zum Gegenstand. Dementsprechend verfolgt sie die Zielsetzung, die praktische Wirksamkeit des methodischen Ansatzes der Mehr- und Tertiärsprachendidaktik zu untersuchen. Um dieses Ziel erreichen zu können, wurde eine *empirische (Pilot-) Untersuchung* durchgeführt, deren Basis primär auf zwei Theorien der individuellen Mehrsprachigkeit und des multiplen Sprachenerwerbs liegt, nämlich auf dem *Dynamic Model of Multilingualism* (DMM) von Herdina und Jessner (Jessner 2006, 2008) und der Tertiärsprachenerwerbstheorie von Hufeisen, m.a.W. auf dem sog. *Faktoren-Modell* (Hufeisen 2003, 2005, Marx/Hufeisen 2010).

Mehrsprachige Sprecher – und somit auch mehrsprachige Lernende – sind durch vielfältige (psycho)linguistische Charakteristika zu beschreiben, die sich von Monolingualen aber auch von Bilingualen unterscheiden (vgl. Boócz-Barna 2013: 108f), und hierbei die kognitiv-kontrastive Herangehensweise an Folgefremdsprachen einen enorm wichtigen Faktor repräsentiert:

> [M]ultilingual learners [could be characterized as the ones] who have more than one foreign language who are more skilled at making use of their metalinguistic knowledge, that is how languages work and are constructed, and who are [...] more accurate overall in their dealings with a task which requires a synthesis of several types of language and meta-language learning strategies. […] [A]n *acquired synthesis* of overall language awareness, combined with specific knowledge of the lexical, syntactic and semantic system of other languages, *allows the metalinguistically aware learner to evaluate, extrapolate and even 'guess' intelligently to process even a new and unknown language.* (Gibson/Hufeisen 2003: 102, Hervorhebungen von mir – T.B.-N.)

Die von Gibson und Hufeisen (2003) angesprochene *erworbene Synthese* dürfte – im Rahmen des DMM – mit *multilingual proficiency* gleichgesetzt werden: Diese sollte sich nämlich (tatsächlich) erst mit dem Erwerb/Lernen einer Drittsprache (L3) entfalten (2006: 32-35).

Mehrsprachigkeitsdidaktik (MSD), die die Vermittlung einer Ln ($n \geq 3$) zum Ziel hat, kann als ein methodologischer Ansatz betrachtet werden, der die Entwicklung der *multilingual proficiency* fördert. So sollte dieser den Umgang mit Folge-

fremdsprachen auf eine kognitiv-kontrastive Basis versetzen, was die Hypothesenbildung und das interlinguale Erschließen (m.a.W. *Interkomprehension*[1]) im Falle von noch unbekannten Sprachen ermöglichen sollte.
Daraus folgernd lässt sich die *Fragestellung* der vorliegenden Arbeit formulieren: Inwiefern entwickelt die MSD die Interkomprehensionsfähigkeit von L3-Deutschlernenden?

1. Theorien und Tendenzen

1.1. Mehrsprachigkeit und Tertiärspracherwerb

Der Erwerb[2] einer ersten und einer zweiten Sprache sind jeweils Prozesse von unterschiedlichem Charakter – darin besteht schon seit längerer Zeit Konsens. Jedoch war es nicht immer evident, dass es auch einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Erwerb einer zweiten und einer dritten bzw. anderen Folgefremdsprache gibt. So wurde nicht einmal zwischen dem Unterricht einer L2 und dem einer L3 differenziert (vgl. De Angelis 2007: 12-16 und Boócz-Barna 2010: 176).
Um die Merkmale, die den Unterschieden zu Grunde liegen, beschreiben zu können, wurden von den 1940ern an verschiedene Theorien entwickelt. Diese Erklärungsversuche, bzw. *Modelle*, erzielten vor allem die Aufstellung eines Rahmens, der die psycholinguistische Beschreibung der Spracherwerbsprozesse von *mehrsprachigen Menschen* ermöglichen sollte. Dabei wurde eben Meinungen wie die von Predue geäußert: „a third language is a negligible factor" (1993: 48 zitiert nach Hufeisen 2005: 31). Die Forscher/innen waren bekanntlich der Ansicht, dass ein grundsätzlicher Unterschied nur zwischen dem L1- und L2-Erwerb liege (Wilton 2009: 48).
Dank der Sprachenpolitik der Europäischen Union bildete sich später jedoch ein reges Interesse am L3-Erwerb und an den dahinter steckenden mentalen Prozessen. Der Förderung von *Plurilingualismus* wurde Mitte der 1990er eine zentrale Rolle zugeschrieben. Aber die zeitgenössische Phase der Erstellung von Erklärungsmodellen wird schon durch eine ganz andere Idee geleitet, anhand der *der L3-Erwerb sich sowohl qualitativ als auch quantitativ von dem der L2 unterscheidet* (Hufeisen 2003: 2) und als ein *dynamischer Prozess* (und auf keinen Fall linear) aufzufassen ist (Herdina/Jessner 2000: 84).

1 Eine allgemein akzeptierte Definition von Interkomprehension existiert noch nicht. In dieser Arbeit wird der allgemeine Begriff vertreten, bei dem es darum geht, ob Sprachkenntnisse beim Verstehen einer noch unbekannten Sprache helfen oder nicht (vgl. Möller 2011: 79 und Tafel et al 2009: 5).

2 Anhand des Beispiels von Jessner werden in dieser Arbeit die zwei Begriffe „Erwerb" und „Lernen" nicht differenziert. Jessner schreibt nämlich, dass „nowadays most researchers have become familiar with the continuum use of the two terms covering all sorts of learning from implicit intake to explicit learning. […] This stands in clear contrast to Krashen's […] non interface position" (Jessner 2008: 18). Krashen ist nämlich der Meinung, dass die zwei Begriffe voneinander streng zu trennen sind (Krashen 1988: 1f).

Die qualitativen, psycholinguistisch beschreibbaren Besonderheiten der mehrsprachigen Lernenden sind in den individuellen Unterschieden manifestiert. Zu den traditionell wohlbekannten individuellen Variablen (z.B. Einstellung und Motivation) treten im Falle des L3-Erwerbprozesses (oder Ln, $n \geq 3$) noch weitere hinzu. Diese dürften vorher noch nicht oder nur in geringem Ausmaß vorhanden gewesen sein, denn erst „[m]it dem Lernen einer ersten Fremdsprache wird die Grundlage für eine Fremdsprachenlern/erwerbskompetenz gelegt, die weder beim L1-Erwerb noch mit dem Beginn des L2-Lernens vorhanden ist" (Hufeisen 2003: 5). Die den TLA beeinflussenden individuellen Unterschiede sind von Hufeisen und Marx auf folgende Weise kategorisiert: emotionale, kognitive, linguistische und *fremdsprachenspezifische Faktoren* (Marx/Hufeisen 2010: 827f). Diese sollten miteinander interagieren: Die Anwendung bzw. die Aktivierung von fremdsprachenspezifischen Faktoren soll durch die *linguistischen* ergänzt und verstärkt werden, die eine bestimmte Präsenz von deklarativem und konkretem Wissen über Sprachsysteme annehmen lassen. Die *kognitiven Faktoren* weisen schon darauf hin, dass L3-Sprachlernenden auch über prozedurales Wissen verfügen sollen, d.h. sie sollen schon ein entwickeltes Konzept über Fremdsprachenlernen in ihrem Kopf haben. Ferner wird aber auch angenommen, dass sie kreativer mit Sprachen umgehen können, so können sie z.B. die Bedeutungen von Wörtern schneller ableiten oder sogar interlingual erschließen. Die kognitiven Faktoren dürften von den *emotionalen* unterstützt werden, anhand der DaT- (und so auch DaFnE-) Lernenden gelassener und risikofreudiger mit Sprachen umgehen können.
Zum Vergleich: Im Rahmen des DMMs[3] ist eine wichtige lernerinterne Variable der *M-Faktor* (*multilingualism factor*), der sich auf eine Systemcharakteristik des mehrsprachigen Lexika bezieht und der das mehrsprachige System von dem monolingualen unterscheidet. Die Differenz manifestiert sich in die *crosslinguistic interaction* (CLIN), die sich zwischen den (Lerner-) Sprachsystemen stattfindet, und die den Transfer verschiedener linguistischer Erscheinungen ermöglicht (Hufeisen 2003: 6, Jessner 2006: 34, Jessner 2008: 26). Eine weitere, individuell unterschiedliche Eigenschaft ist der Grad der *metalinguistischen Bewusstheit* der betroffenen mehrsprachigen Sprecher. Unter dieser Variable werden die *Sprach(lern)bewusstheit*, die besser entwickelte *kognitive Kompetenz* der Fremdsprachenlernenden und das (implizite) Kennen von *(Fremd-) Sprachlernstrategien* subsumiert (Hufeisen 2003: 8f; vgl. Jessner 2006: 36-71 und Schmidt 2010). Es ist wichtig noch zu erwähnen, dass die im jeweiligen mehrsprachigen mentalen Lexikon repräsentierten Sprachen wegen der ihnen zugeschriebenen *Funktionen* und ihrer *Intensität* unterschiedlich sein können, hierbei die Literatität (*proficiency*) in und die Präsenz bzw. die Abrufbarkeit (*recency*) von Sprachen auch impliziert werden (vgl. Hufeisen 2003: 6).

3 Formel der multilingual proficiency: LS1, LS2, LS3, LSn + CLIN + M-Faktor = MP (vgl. Herdina/Jessner 2000)

Wegen der *fremdsprachenspezifischen Faktoren*, die die Fähigkeit von sprachübergreifendem Denken (im DMM: M-Faktor) und die von interlingualem Erschließen (das der Interkomprehension zu Grunde liegt) implizieren, wurde innerhalb der Sprachkontaktphänomene dem Transfer (im Falle von DMM unter CLIN subsumiert) eine enorm wichtige Rolle zugeschrieben. Dabei sollte eben der positive Transfer das Erlernen einer neuen, typologisch verwandten Sprache effektiver und effizienter gestalten (Marx/Hufeisen 2010: 828).
Die Interkomprehensionsspezifika der Tochtersprachen derselben Sprachfamilie sind in den EuroCom-Projekten zusammengefasst. So befasst sich *EuroCom-Germ* mit jenen u.a. zwischen Englisch, Deutsch und Schwedisch[4], obgleich skandinavische Texte bezüglich der Interkomprehension größere Herausforderungen bedeuten, wenn Deutsch oder Englisch als Brückensprache fungieren. Lexikalische Verwandtschaften sind bekanntlich nicht immer sofort transparent. Aber gerade wegen dieser Beschaffenheit der skandinavischen und so auch schwedischen Texte seien sie besonders als Datenerhebungsinstrument geeignet.

1.2. Mehrsprachigkeitsdidaktik

Anhand der oben skizzierten Theorien wurden die Richtlinien einer Tertiär- bzw. Mehrsprachigkeitsdidaktik erstellt. Diese *Richtlinien* weisen darauf hin, dass im Falle von L3-Lernenden eher eine *kognitive Vorgehensweise* im Fremdsprachenunterricht bevorzugen werden sollte, da die betroffenen Sprachlernenden schon analytische Lernende sind, die fähig sind, mit Hilfe von Sprachvergleichen[5] effektiv zu lernen. Aber mit kognitivem Lernen ist nicht nur der Sprachvergleich gemeint, sondern auch die konsequente und kontinuierliche Vermittlung von Lernstrategien, die auch einer weiteren Richtlinie entspricht, i.e. der des *Fokus auf Lernerautonomie*, die auch den späteren Erwerb von weiteren Folgefremdsprachen vorbereiten soll. Die MSD sollte aber auch *inhalts- und textorientiert* sein, damit *die rezeptiven Teilkompetenzen* (vor allem in der Anfangsphase, in der die Hör- und Lesefertigkeiten) relativ schnell entwickelt werden können (ebd. 829f, Neuner 2003: 27-31). Daraus folgt, dass der Lernprozess selbst *ökonomisiert* werden kann: Die relativ schnelle rezeptive Fertigkeitsentwicklung kann nämlich durch *sprachliche Hypothesenbildungen* beschleunigt werden. Diese können sich sowohl auf lexikalischer, als auch auf grammatischer oder textlinguistischer Ebene ereignen.
Im Allgemeinen ist MSD als ein auf die individuellen Unterschiede (aber vor allem auf die von sprachlichen Hintergründen) der Lernenden fokussierender Ansatz zu betrachten, der „das Individuum als autonomer und selbst bestimmend/agierend" interpretiert (Marx/Hufeisen 2010: 826).

4 Für kontrastive Vergleiche aus didaktischer Hinsicht des Deutschen mit dem Englischen, Schwedischen – bzw. im Falle der vorliegenden Untersuchung relevanten – Ungarischen siehe z.B. Hall 2010, Fredriksson 2010 und Bradar-Szabó 2010.

5 (Sachen und somit auch) Sprachen zu vergleichen und vor allem nach Ähnlichkeiten zu suchen, ist eine angeborene Eigenschaft der Menschen (Ringbom 2007: 5).

1.3. Interkomprehensionsfähigkeit

Zur Interkomprehension ist das Vorhandensein mehrerer Sprach(system)e (LS) unbedingt notwendig. Während des Verlaufs der lexikalischen Interkomprehension werden u.a. semantische Eigenschaften lexikalischer Einheiten von einem LS in den anderen transferiert. Dies kann aber nur im Falle einer erhöhten kognitiven Kompetenz und einer entwickelten Fähigkeit zum sprachübergreifenden Denken erfolgen.
Da zur Interkomprehension all die im DMM erfassten Elemente unbedingt notwendig sind, ist m.E. die Interkompresionsfähigkeit mehrsprachiger Sprecher als ein Index der *multilingual proficiency* aufzufassen.
Wie bereits angesprochen, erzielt Mehrsprachigkeitsdidaktik die Förderung des sprachübergreifenden Denkens und die kognitive Herangehensweise an noch unbekannten Sprachen. Da die von Hufeisen (2003, 2005) benannten *fremdsprachenspezifischen Faktoren* (mehr oder weniger) mit dem M-Faktor von Herdina und Jessner identisch sind, ist Mehrsprachigkeitsdidaktik als ein MP-fördernder Ansatz anzusehen.
Dementsprechend erhöht sich die Effektivität der Durchsetzung dieses Ansatzes durch die Ermessung der Interkomprehensionsfähigkeit mehrsprachiger Lernenden, die mit Hilfe dieser Methode ihre L3 lernen.

2. Empirische Forschung

Wegen der oben bereits angesprochenen Eigenschaften der skandinavischen Sprachen, bildet ein schwedischer Text die Grundlage der empirischen Untersuchung, die aus den folgenden drei Schritten besteht:
Zuerst wurde ein Interkomprehensionstest erstellt, der eine Adaption des Forschungstests von Gibson und Hufeisen (2003) ist. *Als nächster Schritt* diente ein Fragebogen mit Likert-Skala-Items zur Ermessung der Einstellung der Probanden zum Schwedischen. *Schließlich* wurden Interviews mit Lehrkräften geführt, um die Anzahl von unabhängigen Variablen relativieren zu können.
In der Untersuchung haben L1-Ungarischsprecher (Schüler/innen) teilgenommen, die Englisch als L2 (von der 3. Klasse der Grundschule an) und Deutsch als L3 (von der 9. Klasse an) lernen.
In der vorliegenden Arbeit liegt der Fokus aus Platzgründen nur auf dem ersten Schritt und es wird auf die detaillierte Beschreibung der zwei weiteren Schritte verzichtet. So wird im Folgenden lediglich das zum ersten Schritt notwendige Instrument, der *Interkomprehensionstest,* vorgestellt.

2.1. Interkomprehensionstest – Aufbau, Funktionen und Zielsetzungen

Der angewandte Interkomprehensionstest (IT) besteht aus vier Aufgaben, die auf einem schwedischen Text basieren (siehe *Anhang 1*). Der Text wurde aus dem Aufsatz von Gibson und Hufeisen (2003) übernommen. Er stammt aus der ersten Lektion eines A1 (Anfänger) Schwedischkursbuches.

Wegen der primären Zielsetzung der Pilotforschung – die Effektivität der MSD zu erfassen – sowie der Charakteristika des Untersuchungskontextes und der der Probanden, wurden Untersuchungsinstrument und -verfahren von Gibson und Hufeisen (2003) modifiziert. So wurde die Datenerhebung mit dem IT in vier Phasen aufgeteilt, wobei sich die ersten drei Phasen auf die Fähigkeit zur Bedeutungserschließung auf lexikalischer Ebene konzentrieren und die letzte eine Übersetzungsaufgabe (ins Ungarische) ist. Die einzelnen Phasen sind die folgenden:

Phase 1 – Darbietung des Impulstextes:
In dieser Phase haben die Probanden den ersten Kontakt mit dem Text, mit dem sie auch in den weiteren Phasen arbeiten. Der Text beinhaltet insgesamt 24 Wörter, deren Bedeutung zu erschließen möglich ist.[6] Da diese Kognaten (zum Begriff siehe Möller 2011: 80) im Kontext dargeboten werden, dürften sie einfacher bzw. schneller erkannt werden, als ob sie bloß kontextunabhängig präsentiert worden wären (Möller 2011: 82). Die kognitive Herausforderung ist jedoch relativ hoch, da die Probanden bis dahin keinen Kontakt mit der schwedischen Sprache hatten (vgl. Gibson/Hufeisen 2003: 89f).
Außer dem Kontext bekommen die Teilnehmer in der ersten Phase keine weitere Hilfe. Sie haben die Aufgabe, diejenigen Wörter, die sie erkennen können, zu unterstreichen. Darüber hinaus sollen sie das Wort anführen, das sie aus ihrer L2 oder L3 bei der Bedeutungserschließung zur Hilfe genommen haben. Die Aufgabenstellung ist auf Ungarisch formuliert.

Phase 2 – Darbietung des Textes mit einem zusätzlichen Kotext (Bild):
In der zweiten Phase wird derselbe Text in Begleitung einer Illustration präsentiert. Das Bild hat die Funktion, die kognitive Herausforderung zu mindern. Dies ist zu erwarten, da es mit dem Text unterstützend interferiert[7] und so die Textverarbeitung fördert. Der Kotext soll nämlich die Top-Down-Herangehensweise zum Text ermöglichen (Möller 2011: 82) und dadurch auch die Anzahl der in den Brückensprachen zu aktivierenden Wortschatzeinheiten einschränken (vgl. Dijkstra 2003). So lässt es sich annehmen, dass in *Phase 2* mehr Kognaten – und sogar richtig – zu erschließen möglich seien als in der Phase 1.

6 Die Häufigkeit des Vorkommens von Kognaten innerhalb des Impulstexts wird im Rahmen dieser Arbeit sowohl wegen ihres Pilotcharakters als auch wegen Platzgründen außer Acht gelassen, obgleich die potenzielle Hilfe der mehrfachen Repräsentation der zu erschließenden Wortschatzeinheiten mir bekannt ist.

7 Der Test wurde vor seiner Anwendung in den Untersuchungsgruppen in einer Seminargruppe von Germanistikstudenten der Universität Pécs erprobt. Im Rahmen dieser Erprobung wurde das auch von Gibson und Hufeisen (2003) verwendete, originale Bild zur Aufgabe passend und das Verstehen fördernd gefunden.

Phase 3 – Kombination von Text, Kotext und Hörtext:
In der dritten Phase der Datenerhebung wurde der Text mit Bild durch einen Hörtext ergänzt. Das Ziel dieser Phase war, mit Hilfe des Prosodie-Musters die Erkennung von Funktionswörtern (u.a. Negationspartikel und Demonstrativpronomen) möglichst zu erleichtern und dadurch auch zur Hypothesenbildung auf textlinguistischer Ebene anzuregen. Da die schwedische Aussprache für die Probanden ungewohnt war, wurde der Text dreimal angehört. Der Hörtext wurde speziell zu diesem Zweck aufgezeichnet.[8]

In *Phase 2* und *Phase 3* sollen die Probanden nur diejenigen Wörter angeben, deren Bedeutung sie in den vorangehenden Phasen noch nicht erschließen konnten, oder deren Bedeutung sie durch die neuen Impulse anders interpretiert haben.

Phase 4 – Übersetzung:
Die letzte Phase des ITs war die Übersetzung des schwedischen Textes ins Ungarische. Diese Aufgabe fungierte eigentlich als eine Kontrollinstanz, ob die Probanden den Text bzw. dessen Kerninhalt verstanden haben und ob auch syntaktische Strukturen zu erschließen waren. Die Anwendung der Muttersprache ist aufgrund zweier Faktoren begründet. Einerseits werden bekanntlich die Sprachlerner nicht dem möglichen Stress ausgesetzt, dass sie syntaktisch korrekte Sätze in einer ihrer Lernersprachen formulieren sollen (vgl. Nortier 2008: 40; bzw. Krashens *affective filter*, 1989: 10f). Andererseits ist möglich, es *zuverlässiger* zu kontrollieren, ob sie den schwedischen Text richtig verstanden haben.
Mit dem IT sind sowohl quantitative als auch qualitative Daten zu erheben. Die Testergebnisse sind zu quantifizieren, aber auch individuelle Sprachverarbeitungsprozesse lassen sich erkennen.
Die obige Beschreibung vor Augen haltend, sind die folgenden *Fragenbündel* mit der Anwendung des ITs zu beantworten:

Fragebündel 1: Welche Sprache wird als Brückensprache bevorzugt? Spielt *Recency* oder eher *proficiency* eine entscheidende Rolle?

Fragebündel 2: Wie erfolgreich ist die Bedeutungserschließung von Kognaten mit Hilfe von vorhandenen Sprachkenntnissen aus derselben Sprachfamilie? Inwieweit können Kotexte (Bild und Hörtext) dabei Hilfe leisten?

Anhand der bereits skizzierten Überlegungen, ferner anhand des Faktes, dass es hier eigentlich um *quantifizierte qualitative Eigenschaften* des plurilingualen mentalen

8 Da mir keine Muttersprachler bekannt sind, habe ich eine Deutschlehrerin, die Schwedisch auf C1-Niveaustufe spricht und die zweisprachig (Ungarisch-Deutsch) erzogen wurde, darum gebeten den Text aufzusagen.

Lexikons[9] geht, darf nicht vergessen werden, dass bei den Erschließungsversuchen auch individuelle Unterschiede eine enorm große Rolle spielen. Dementsprechend muss klar sein, dass die Verwendung des ITs auch ein *Versuch zur Erfassung von plurilingualen, psycholinguistischen und kognitiven Prozessen – und somit auch einer zu jener* der Jessnerischen *multilingual proficiency* – anzusehen ist.

2.2. Untersuchungskontext und Probanden

Die Datenerhebung zur Untersuchung fand in zwei Gymnasien statt, das eine liegt in Tamási (Komitat Tolna), das andere in Pécs (Komitat Baranya). In beiden Gymnasien wird DaF als zweite Fremdsprache jeweils in 3 Unterrichtsstunden pro Woche unterrichtet. Die Auswahl erfolgte Anhand der unterschiedlichen Lehrwerke, die die Lehrkräfte verwendet haben.

Der IT und der Einstellungstest wurden von jeweils zwei Gruppen ausgefüllt. Im Falle beider Schulen gab es Probanden aus der 10. (Alter von 15-16 Jahren) und der 12. Klasse (Alter von 17-18 Jahren). Die an der Untersuchung teilnehmenden *Schüler/innen* sind *plurilingual.* Die Gruppen sind sprachlich homogen, d.h. alle Probanden sprechen Ungarisch als Muttersprache (L1), sie haben angefangen, Englisch als L2 in der Grundschule zu lernen und lernen von der 9. Klasse an L3-Deutsch, d.h. zur Zeit der Datenerhebung haben sie schon anderthalb bzw. dreieinhalb Jahre Deutschunterricht gehabt.

Diese Homogenität ermöglicht die Benennung der in ihren Repertoire zu findenden Sprachen nach rein chronologischem Kriterium (L1-Ungarisch, L2-Englisch, L3-Deutsch) und dem Einbezug der Muttersprache in das Testverfahren, damit in Phase 4 relativ stressfrei Daten eruiert werden können (vgl. Nortier 2008: 40).

Aus der Perspektive der Probandenauswahl kann die vorliegende Studie einerseits als ein *Kontrollversuch* der Wirksamkeit der MSD in der Vermittlung von fremdsprachenspezifischen Faktoren verstanden werden, da die Ergebnisse von DaT-Lernern mit bzw. ohne MSD-Lehrwerk (siehe *Abschnitt 2.2.1.*) im Allgemeinen zu vergleichen sind; aber sie kann auch als eine *Querschnittstudie* betrachtet werden, da MSD-Lehrwerk benutzende Schüler/innen in zwei Altersgruppen und somit anhand ihrer Sprachkenntnisse in zwei Niveaustufen einzuordnen sind. Dies ermöglicht nämlich auch die Ermittlung eines möglichen Zusammenhangs zwischen der (mehr oder weniger) expliziten Umsetzung der MSD-Methode und der Fähigkeit zur Interkomprehension.

Dies vor Augen haltend können die 49 Probanden in folgende Gruppen eingeteilt werden[10]: *MSD-Gruppe* (K10 n = 13; Niveaustufe: A2/A2$^+$; K12 n = 15; B1/B2) und Kontrollgruppe (K10 n = 14; Niveaustufe: A2/A2$^+$; K12 n = 7; B2/C1).

9 Plurilingual, da in der mentalen mehr als zwei genetisch unterschiedliche Sprachen präsent sind.

10 K = Klasse

2.2.1. MSD-Gruppe

Zu dieser Gruppe gehören Schüler/innen, denen Deutsch mit Hilfe des MSD-Lehrwerks *Kekse* vermittelt wird. Laut Vorwort nimmt dieses Lehrwerk sich zum Ziel, das Prinzip des englisch-deutschen Sprachvergleichs auf der Regelbildungsebene kontinuierlich umzusetzen. Jedoch sind die eindeutig erkennbaren, expliziten Hinweise in begrenzter Anzahl (insgesamt 31) vorhanden. Doch trotz begrenzter Anzahl kommen sie immer wieder vor, da in allen drei Kursbüchern einige zu finden sind, wobei die meisten (18 Hinweise) in *Kekse 1* präsentiert werden[11].
Außerdem wird auf die mögliche Bedeutungserschließung einiger lexikalischer Einheiten hingewiesen: In *Kekse 1* (2006) – als Einstieg in die deutsche Sprache in Form von einer zweiseitigen, einleitenden Lektion *„Kekse 0"* – werden in den Aufgaben Wörter angehäuft, deren Bedeutung erschließbar ist, da ihre ungarischen Äquivalente entweder wegen des deutsch-ungarischen Sprachkontakts entlehnte deutsche Wörter (vgl. S.9, Aufgabe 4 und 3), oder Internationalismen (vgl. S.9, Aufgabe 5 und 6) sind.
Anhand der oben beschriebenen Charakteristika des Lehrwerks ist anzunehmen, dass Probanden dieser Gruppe – dank des expliziten Anreizes zum Sprachvergleich – eher an sprachliche Hypothesenbildung gewöhnt sein dürften. Dies kann den Umgang mit (Folgefremd-) Sprachen positiv beeinflussen und somit eine kognitive Vorgehensweise beim Sprachlernen fördern.

2.2.2. Kontrollgruppe

Im Falle der Kontrollgruppe wird den Schüler/innen die deutsche Sprache mit Hilfe eines Lehrwerks (Studio d) vermittelt, das den kommunikativen Ansatz verwendet. Obwohl das Lehrwerk die Prinzipien der MSD nicht umsetzt, beinhaltet es wegen des Einflusses der EuroCom-Projekte eine Einstiegslektion mit dem Titel „Start auf Deutsch" (Studio d A1, 2010: 8-15), in der Internationalismen angehäuft sind. In den darauffolgenden Lektionen wird aber auf die Möglichkeit der expliziten Kontrastivierung von (Lerner-) Sprachen verzichtet.
Da es aber nicht nur vom Lehrwerk abhängig sein muss, inwieweit die kognitiv-kontrastiv Methoden im DaT-Unterricht verwendet werden, wurden *Interviews mit den die Probanden Deutsch unterrichtenden zwei Lehrkräften* geführt – auch mit dem Ziel, die Anzahl der unabhängigen Variablen mindern zu können und dadurch die Zuverlässigkeit der empirischen Untersuchung zu steigern.
Wie es sich in den Interviews herausstellte, versuchen die Lehrkräfte im Unterricht den Einbezug vorheriger Sprachkenntnisse zu ermöglichen, wodurch die expliziten Hinweise zum Sprachvergleich (die in Kursbüchern der MSD-G zu finden sind) als abhängige Variable an Bedeutung gewinnen können. Dies würde auch die im ersten Abschnitt skizzierten Tendenzen gewissermaßen untermauern und dadurch die Legitimität der zukünftigen empirischen Forschungen mit ähnlichen Zielsetzungen wie die der vorliegenden Studie anerkennen.

11 Siehe Anhang 4.

2.3. Untersuchungsverfahren

Die zur Untersuchung nötigen Daten wurden 2012 erhoben. Der *IT und der Einstellungstest* wurden im Rahmen von 45minütigen (Deutsch)Unterrichtsstunden von den Probanden unter meiner Leitung ausgefüllt. Die Aufgabenstellungen bzw. – im Falle des Einstellungstest – die Aussagen waren auf Ungarisch formuliert.
Den einzelnen Phasen haben die Schüler/innen individuell unterschiedlich viel Zeit gewidmet, jedoch wurden die einzelnen Phasen zu derselben Zeit begonnen, da auf alle Teilnehmer jeweils gewartet wurde. Die jeweilige Aufgabe haben sie auf separaten Blättern bekommen und am Ende wurden diese zusammengeheftet und mit einem Code versehen, damit die Anonymität der Probanden gesichert wurde. Die Blätter, auf denen die Aufgaben zu finden waren, wurden gefaltet, damit die Probanden zuerst nur die Instruktionen lesen konnten – diese wurden aber auch mündlich besprochen. Mögliche Fragen konnten die Schüler/innen auch während der Datenerhebungsprozedur stellen.

3. Analysen

3.1. Methodologische Vorbemerkungen

Um die aus den zwei Tests – IT und Einstellungstest – gewonnenen Daten analysieren zu können, wurden diese *quantifiziert*, wodurch auch die Ergebnisse der MSD-Gruppe (n = 28) mit denen der Kontrollgruppe (n = 21) *statistisch zu vergleichen* waren.
Wenngleich die vorher angesprochenen Charakteristika auch die qualitative Seite des ITs selbst verstärken mögen, bietet dieser uns eben aus *quantitativer Hinsicht* eine Vielfalt von Analyse- bzw. Interpretationsmöglichkeiten an. Trotz der Möglichkeit der Quantifizierung der an IT gebrachten Leistungen muss vor Augen gehalten werden, dass die Ergebnisse von den individuellen, lernerinternen Unterschieden abhängig sein dürften oder sogar müssen. Aufgrund dieses Faktums und der begrenzten Anzahl der Teilnehmer – ferner auch wegen des Pilotcharakters der Untersuchung – können die in dem vorliegenden Kapitel dargestellten Ergebnisse *nicht als repräsentativ* angesehen werden.

3.2. Ergebnisse

Wie bereits erwähnt, wurden die mit dem IT erhobenen Daten zum Zweck einer statistischen Analyse quantifiziert. Während der Quantifizierung wurden die Kognaten anhand dreier Kriterien kategorisiert: erstens wurde untersucht, in welcher Phase ihre Bedeutung zu erschließen möglich ist. Zweitens wurde näher betrachtet, welche Lernersprache als Transferbrücke fungierte, und drittens wurde auch in Betracht gezogen, wie häufig innerhalb derselben Phase die Probanden versucht haben, die Bedeutung einzelner Kognaten zu erschließen.
Da mir ähnliche Testverfahren wie das des verwendeten ITs nicht bekannt sind,

schlage ich vor, die vorliegenden Daten mit Hilfe eines Aktivierungsindexes (A_I) zu interpretieren. Dieser sollte auch den Vergleich der Ergebnisse aus unterschiedlichen Aspekten ermöglichen. Die A_I zeigt nämlich die Proportion der möglichen *Aktivierungen der Lernersprachen* zur *Transferbrückenbildung*, - d.h. die schriftliche Repräsentation der sprachlichen, lexikalischen Einheiten des schwedischen Textes haben die Probanden motiviert, eine oder mehrere ihrer beherrschten Fremdsprachen zur Hilfe nehmen, m.a.W. zu aktivieren. Hierbei sollten sie vor allem semantische Informationen (richtig oder falsch) tranfserieren, um die von ihnen als entsprechend betrachtete Bedeutung angeben zu können.
Der A_I ist mit der folgenden einfachen Formel auszuzählen, die im Grunde genommen der Ausrechnung von Verhältnismäßigkeit dient:

$$A_I = \Sigma_A / \Sigma_{Ap} \quad \text{wobei:} \quad \Sigma_{Ap} = n_P \times n_K$$

Σ_{Ap} steht für die maximale Anzahl der möglichen *Aktivierungsprozesse*, n_p für die Anzahl der Probanden und n_K für die Anzahl der Kognaten. Ferner weist Σ_A auf die Anzahl der tatsächlichen Aktivierungen einer Lernersprache hin.
Ein Beispiel: der A_I *der deutschen Sprache* ist im Falle der *KG K10 Gruppe* in *Phase 1* des ITs *0,125*. Diese Subgruppe besteht aus $n_p = 14$ Probanden und in *Phase 1* lassen sich 24 Kognaten erkennen (n_K). Anhand dieser Angaben und mit der Verwendung der angegebenen Formel wird deutlich, dass die betroffene Lernersprache in 336 Fällen (Σ_{Ap}, *potenzielle Aktivierung)* von den Probanden hätte aktiviert werden können. Anhand der mit dem IT erhobenen Daten ist zu sehen, dass die KG K10 Subgruppe Deutsch zur Bedeutungserschließung 42-mal aktivierte (Σ_A). Im nächsten Schritt sollte nur $\Sigma_A = 42$ durch $\Sigma_{Ap} = 336$ dividiert werden, wodurch das Ergebnis des A_I zu bekommen ist das auch in Prozentzahl ausgedrückt werden kann: In 12,5% der vorhandenen Möglichkeiten wurde Deutsch als Brückensprache zum lexikalischen Transfer aktiviert[12].
Im Folgenden wird versucht, die Ergebnisse bezüglich der in IT gestellten Fragen innerhalb der Reichweite des skizzierten Verfahrens zu interpretieren (siehe Tabelle 1).

	Phase 1	**Phase 2**	**Phase 3**
MSD-G K10	0,3205	0,1571	0,0385
MSD-G K12	0,2972	0,0970	0,0333
KG K10	0,2768	0,2857	0,0297
KG K10	0,3809	0,2083	0,0298

Tabelle 1 – Lernersprachlich unabhängige A_I in den einzelnen Phasen

12 Für weitere AIs siehe auch Anhang 2 und 3.

Diese Angaben zeigen die Indizes, wie häufig die Lernersprachen – sowohl L2-Englisch als auch L3-Deutsch oder auch beides – innerhalb einer Phase zum lexikalischen Transfer aktiviert wurden, aber unabhängig davon, ob die Probanden die Kognaten richtig oder falsch erschließen konnten. Mit dem Anteil der Aktivierungsprozesse in der jeweiligen Phase kann geschlussfolgert werden, inwieweit die in *Phase 2* und *Phase 3* dargebotenen Kotexte die Transferbrückenbildung fördern können.
Anhand der in den vorherigen Abschnitten präsentierten Ergebnisse sind einige Tendenzen zu erkennen, die darauf hinweisen, dass bestimmte Unterschiede zwischen den zwei Untersuchungsgruppen zu finden sind. Es soll aber schon am Anfang dieses Teils der Analyse nachdrücklich betont werden, dass die hier zu lesenden Interpretationen der erhobenen und bewerteten Daten im Mangel von Introspektion bzw. wegen der Größe der Stichprobe lediglich als *Annahmen* zu deuten sind.
Mit der Anwendung des *Aktivierungsindexes* stehen Interpretationsmöglichkeiten zur Verfügung, mit denen auch die Leistungen der zwei Gruppen aus verschiedenen Aspekten untersucht und kontrastiert werden können. Somit ist klar zu erkennen, dass die Probanden in MSD-G K10 zu einem größeren Anteil ihrer vorherigen Fremdsprachenkenntnisse in Phase 1 aktiviert haben, um *mögliche Transferbrücken* zur Testsprache zu bilden (siehe *Tabelle 2*). Die Resultate der Probanden in KG K10, die auf derselben Sprachniveaustufe stehen, zeigen geringere Bereitschaft zur Aktivierung ihrer vorherigen fremdsprachlichen Kenntnisse. Auf jeden Fall ist die Leistung der KG K12 aus dieser Hinsicht erwähnenswert, da der Aktivierungsindex dieser Gruppe höher ist als die der MSD-G K12. Hier sollte erwähnt werden, dass die DaFnE-Lerner in KG K12 auf einer höheren Sprachniveaustufe im Deutschen stehen, als die gleichaltrigen MSD-Lernenden, somit sollte die Schwellenwerttheorie (*threshold hypotheses*) in diesem Falle nicht außer Acht gelassen werden, d.h. die zu KG K12 gehörenden Schüler/innen sollten über mehr entwickelte kognitive Fähigkeiten verfügen, da je mehr Sprachen mit hohen Sprachniveaustufen beherrscht werden, desto besser entwickelt sollten die kognitive Fähigkeiten sein, die u.a. das sprachübergreifendes Denken ermöglichen (vgl. Jessner 2008: 29f). Da die zu vergleichenden K10-Gruppen (im Gegensatz zu den K12-Gruppen) auf ähnlicher Sprachniveaustufe stehen, wäre es im Spiegel ihrer oben beschriebenen Ergebnisse anzunehmen, dass die expliziten Hinweise auf Sprachvergleichsmöglichkeiten bestimmte kognitive Prozesse beschleunigen mögen, mit denen vorherige Sprachkenntnisse zum lexikalischen Transfer besser aktiviert werden.
Im Falle von Phase 2 ist zu erkennen, dass der Aktivierungsindex der L2 und L3 zum lexikalischen Transfer unter den KG-Lernenden höher ist als jener der MSD-Lerner. Da laut Aufgabenstellung nur neue oder modifizierte Bedeutungserschließungen anzugeben waren, können für diese Tendenz nur zwei Erklärungen herangezogen werden: Einerseits kann es vorkommen, dass das Bild – wegen unbestimmter, unabhängiger Variablen – keine Hilfe für die Probanden in

der MSD-Gruppe war. Andererseits – und sogar wahrscheinlicher– ist anzunehmen, dass die MSD-Probanden schon mit Hilfe des Kontexts diejenigen Kognaten *ihrer Ansicht nach* richtig erschließen konnten, die sie erkannt haben wollen, und somit waren sie vermutlich in Phase 2 weniger motiviert an demselben Text zu arbeiten, da dieser ihnen vermutlich eine kleinere kognitive Herausforderung bedeutete (vgl. die didaktische Rolle von Informationslücken zur Motivation).
Zu guter Letzt kann ein weiterer interessanter Aspekt der lexikalischen Transferbildung kurz diskutiert werden: Mit der Anwendung der A_I entsteht auch die Auseinandersetzung mit der Frage, in welchem Verhältnis die *Aktivierung der Lernersprachen zur Brückenbildung* und *proficiency* bzw. *recency* stehen können. Die in *Tabelle 2* dargebotenen Daten zeigen die durchschnittliche Aktivierung der zwei Sprachen während der drei Phasen des ITs in A_I. Einen hochinteressanten Aspekt repräsentieren die Aktivierungsindizes der simultanen Brückenbildung, in denen Wortschatzeinheiten aus beiden Lernersprachen aktiviert wurden. Anhand der kursiv hervorgehobenen Daten ist eindeutig zu erkennen, dass die MSD-Lernenden häufiger ihre zwei Lernersprachen simultan aktiviert haben. Meiner Ansicht nach kann dieses Phänomen aufgrund der Praxis der kontinuierlichen Kontrastivierung der zwei Lernersprachen erklärt werden. Jene ermöglicht nämlich, dass das mentale Lexikon der plurilingualen Lernenden mit speziellen Verknüpfungen ausgestattet wäre, die der simultanen Transferbildung zu Grunde liegen könnten. Aber um diese Annahme verifizieren oder falsifizieren zu können, wären weitere relevante empirische Forschungen durchzuführen.

		K10	**K12**
KG	Deutsch	0,080	0,111
	Englisch	0,107	0,085
	Beides	*0,006*	*0,010*
MSD	Deutsch	0,068	0,061
	Englisch	0,239	0,175
	Beides	*0,017*	*0,124*

Tabelle 2 – Durchschnittliche Aktivierungen der Lernersprachen.

Anhand der dargestellten Ergebnisse scheint die Entfaltung der *multilungual proficiency* im Falle von MSD-Lernenden beschleunigt zu sein, da sie
(i) im Falle einer ähnlichen Sprachniveaustufe einen höheren Aktivierungsindex zur lexikalischen Transferbrückenbildung aufzeigen;
(ii) im Falle von ähnlicher Sprachniveaustufe kotextunabhängig höhere A_I haben und mehr Kognaten auf dieser Weise erschließen können;
(iii) fähiger zur simultanen Aktivierung ihrer Lernersprachen sind, die darauf hindeuten mag, dass sie die Sprachen nicht als abgeschlossene Systeme betrachten (vgl. fremdsprachenspezifische Faktoren).

4. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit versuchte die praktische Wirksamkeit des methodischen Ansatzes der Mehr- und Tertiärsprachendidaktik zu untersuchen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat sie im Rahmen einer *Pilotuntersuchung* die Fähigkeit zum sprachübergreifenden Denken und interlingualen Erschließen von L3-Deutschlernenden getestet. Als Datenerhebungsinstrument wurde ein *Interkomprehensionstest* entwickelt, der auf einem schwedischen Text basierte, und der die Bedeutungserschließungsfähigkeit auf lexikalischer Ebene ermessen konnte.

49 Schüler/innen haben an der Untersuchung teilgenommen, wobei sie in vier Gruppen eingeteilt wurden. Als Kriterien der Gruppierung galten die sprachliche Niveaustufen, und die Typen der Lehrwerke/Methoden, die im L3-Deutschunterricht verwendet wurden. Die Untersuchungsgruppe war die der MSD-Deutschlernenden (MSD-G K10, MSD-G K12, n = 28). Die Kontrollgruppe bildeten diejenigen Schüler/innen, denen Deutsch aus einem ‚herkömmlichen' Lehrwerk vermittelt wurde (KG K10, KG K12, n = 21).

Aus der Datenanalyse geht hervor, dass die konsequent-kontinuierliche Umsetzung der MSD-Prinzipien positive (psycho)linguistische Folgen hat. Mit der Umsetzung der MSD können bekanntlich (DaT-) Lernende *Sprachen als dynamische Systeme* ansehen, da die praktische Anwendung des Ansatzes die Entfaltung u.a. das sprachübergreifende Denken fördert. Dies ist zur Entwicklung einer plurilingualen Kompetenz, und so zum erfolgreicheren Umgang mit weiteren Folgefremdsprachen unbedingt notwendig.

Literatur

Boócz-Barna, Katalin 2010: Az első idegen nyelvi transzfer vizsgálata a német mint második idegen nyelvet tanulók szókincs-elsajátításában. In: Navracsics, Judit (Hg.): Nyelv, beszéd, írás. Pszicholingvisztikai tanulmányok I. Budapest: Tinta Kiadó, 176-184.

Boócz-Barna, Katalin 2013: Überlegungen zur transferbasierten Reflexion im Unterricht des Deutschen als zweite Fremdsprache. In: Boócz-Barna, Katalin (Hg.): 25 Jahre DUfU. Deutschunterricht für Ungarn. Budapest: Ungarischer Deutschlehrerverband, 108-116.

Brdar-Szabó, Rita 2010: Kontrastive Analyse Ungarisch-Deutsch. In: Krumm, H.-J./ Fandrych, Ch./Hufeisen, B./Riemer, C. (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch, 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= HSK 35), 732-737.

De Angelis, Gessica 2007: Third or additional language acquisition. Clevendon: Multilingual Matters.

Dijkstra, Ton 2003: Lexical processing in bilinguals and multilinguals: The word selection problem. In: Cenoz, J./Hufeisen, B./Jessner, U. (Hg.): The multilingual lexicon. New York: Kluwer Academic Publisher, 11-26.

Fredriksson, Christine 2010: Kontrastive Analyse Schwedisch-Deutsch. In: Krumm, H.-J./Fandrych, Ch./Hufeisen, B./Riemer, C. (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch, 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= HSK 35), 680-687.

Funk, Hermann/Kuhn, Christina/Demme, Silke 2010: Studio d A1: Deutsch als Fremdsprache. Kurs- und Übungsbuch. Berlin: Corelsen.

Gibson, Martha/Hufeisen, Britta 2003: Investigating the role of prior foreign language knowledge: translating from an unknown into a known foreign language. In: Cenoz, J./Hufeisen, B./Jessner, U. (Hg.): The multilingual lexicon. New York: Kluwer Academic Publisher, 87-102.

Hall, Christof 2010: Kontrastive Analyse Englisch-Deutsch. In: Krumm, H.-J./Fandrych, Ch./Hufeisen, B./Riemer, C. (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch, 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= HSK 35), 550-561.

Herdina, Philip/Jessner, Ulrike 2000: The dynamics of third language acquisition. In: Cenoz, J./Jessner, U. (Hg.): English in Europe. The acquisition of a third language. Frankfurt Lodge: Multilingual Matters, 84-98.

Hufeisen, Britta 2003: L1, L2, L3, L4, Lx – alle gleich? Faktoren in Modellen zum multiplen Spracherwerb. In: ZIF 8(2/3), 1-13. [PDF Dokument] http://zif.spz.tu-darmstadt.de/jg-08-2-3/beitrag/Hufeisen1.htm (Stand: 12. März 2014)

Hufeisen, Britta 2005: Multilingualism: Linguistic models and related issues. In: Hufeisen, B./Fouserm, R. J. (Hg.): Introductory readings in L3. Tübingen: Sauffenburg Verlag, 31-45.

Jessner, Ulrike 2006: Linguistic awareness in multilinguals: English as third language. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Jessner, Ulrike 2008: Teaching third languages: Findings, trends and challenges. In: Language Teaching. 41(1), 15-56.

Krashen, Stephen D 1989: Language acquisition and language education. New York: Prentice Hall.

Krashen, Stephen D. 1988: Second language acquisition and second language learning. New York: Prentice Hall.

Marx, Nicole/Hufeisen, Britta 2010: Mehrsprachigkeitskonzepte. In: Krumm, H.-J./Fandrych, Ch./Hufeisen, B./Riemer, C. (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch, 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= HSK 35), 826-833.

Möller, Robert 2011: Wann sind Kognaten erkennbar? Ähnlichkeit und synchrone Transparenz von Kognaten in germanischen Interkomprehension. In: Linguistik Online. 46 (2/11), 79-101. [PDF-Dokument] http://www.linguistik-online.de/46_11/moeller.pdf (Stand: 12. März 2014).

Neuner, Gerhard 2003: Mehrsprachigkeitskonzept und Tertiärsprachendidaktik. In: Hufeisen, B./Neuner, G. (Hg.): Mehrsprachigkeit – Tertiärsprachen – Deutsch nach Englisch. Strasbourg: Council of Europe Publishing, 14-34.

Nortier, Jacomine 2008: Types and sources of bilingual data. In: Wei, L./Moyer, M. (Hg.): The Blackwell guide to research methods in bilingualism and multilingualism. Singapore: Blackwell Publishing, 35-52.

Ringbom, Håkan 2007: Cross-linguistic similarity in foreign lanugage learning. Clevendon/Buffalo/Toronto: Multilingual Matters.

Schmidt, Claudia 2010: Kognitivistische/Konstruktivistische/Konnektionistische Ansätze. In: Krumm, H.-J./Fandrych, Ch./Hufeisen, B./Riemer, C. (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch, 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= HSK 35), 807-817.

Tafel, Karin et al. 2009: *Slawische Interkomprehension. Eine Einführung.* Tübingen: Narr Verlag.

Tóth, Tímea/Lázár, Györgyné/Knetsch, Andreas 2006: *Kekse 1. Lehrbuch*. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.

Wilton, Antje 2009: Multilingualism and foreign language learning. In: Knapp, K./Antos, G. (Hg.): Handbook of foreign language communication and learning. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (= HAL Vol. 6), 45-78.

0 **Lasse och Pelle**

1 Det här är Lasse och Pelle. De är bröder.

2 Lasse är fem år.

3 De bor i Stockholm.

4 De har en liten syster, som heter Åsa.

5 Hon är tre år.

6 De har en hund, som heter Tusse.

7 Lasse har en cykel. Han kan cykla.

8 Pelle kan läsa. Han har många böcker.

9 Lasse kan inte läsa. Åsa cyklar inte.

10 Hon läser inte. Hon leker med Tusse.

0

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

Anhang 2 – Tabelle 3-4: Aktivierungsindizes der Kontrollgruppen

KG K10; N = 14		Phase 1				Phase 2				Phase 3			
Kognaten: 24 *max. potenzielle Aktivierung (Σ_{Ap}):* 336		Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index
Deutsch	Kognaten	15	0,625			20	0,833			0	0		
	Aktivierung	42	0,125			43	0,128			0	0		
	richtig			38	0,113			36	0,107			0	0
	falsch			4	0,012			7	0,021			0	0
Englisch	Kognaten	14	0,5833			15	0,625			8	0,333		
	Aktivierung	47	0,140			51	0,152			10	0,029		
	richtig			40	0,119			46	0,137			8	0,024
	falsch			7	0,02			5	0,015			2	0,006
Beides	Kognaten	3	0,125			2	0,083			0	0		
	Aktivierung	4	0,015			2	0,006			0	0		
	richtig			3	0,008			2	0,006			0	0
	falsch			1	0,002			0	0			0	0

KG K12, N = 7		Phase 1				Phase 2				Phase 3			
Kognaten: 24 *max. potenzielle Aktivierung (Σ_{Ap}):* 168		Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index
Deutsch	Kognaten	17	0,708			15	0,625			4	0,166		
	Aktivierung	33	0,196			18	0,107			5	0,029		
	richtig			26	0,155			16	0,095			3	0,018
	falsch			7	0,042			2	0,012			2	0,012
Englisch	Kognaten	6	0,25			12	0,5			0	0		
	Aktivierung	26	0,155			17	0,101			0	0		
	richtig			17	0,101			17	0,101			0	0
	falsch			9	0,054			0	0			0	0
Beides	Kognaten	1	0,04			0	0			0	0		
	Aktivierung	5	0,03			0	0			0	0		
	richtig			5	0,029			0	0			0	0
	falsch			0	0			0	0			0	0

Anhang 3 – Tabelle 5-6: Aktivierungsindizes der MSD-Gruppen

MSD-G K10, N = 13		Phase 1				Phase 2				Phase 3			
Kognaten: 24 *max. potenzielle Aktivierung(Σ_{Ap}):* 312		Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index
Deutsch	Kognaten	13	0,542			13	0,542			5	0,208		
	Aktivierung	38	0,122			21	0,067			5	0,016		
	richtig			27	0,087			21	0,067			5	0,016
	falsch			11	0,035			0	0			0	0
Englisch	Kognaten	13	0,542			13	0,542			4	0,166		
	Aktivierung	46	0,147			27	0,087			5	0,016		
	richtig			32	0,103			19	0,061			5	0,016
	falsch			14	0,045			8	0,026			0	0
Beides	Kognaten	5	0,208			1	0,042			1	0,042		
	Aktivierung	16	0,051			1	0,003			2	0,006		
	richtig			2	0,006			1	0,003			2	0,006
	falsch			14	0,045			0	0			0	

MSD-G K12, N = 15		Phase 1				Phase 2				Phase 3			
Kognaten: 24 *max. potenzielle Aktivierung (Σ_{Ap}):* 360		Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index	Runde Zahl	Index
Deutsch	Kognaten	16	0,666			3	0,125			5	0,208		
	Aktivierung	55	0,152			6	0,017			5	0,014		
	richtig			45	0,125			6	0,017			3	0,008
	falsch			10	0,028			0	0			2	0,005
Englisch	Kognaten	12	0,5			14	0,583			4	0,167		
	Aktivierung	39	0,108			27	0,075			4	0,011		
	richtig			30	0,083			21	0,058			3	0,008
	falsch			9	0,025			6	0,017			1	0,002
Beides	Kognaten	5	0,208			2	0,083			2	0,083		
	Aktivierung	13	0,036			2	0,005			3	0,008		
	richtig			10	0,028			2	0,005			3	0,008
	falsch			3	0,008			0	0			0	0

Anhang 4 – Im Lehrwerk Kekse I (2006) vermittelte explizite Sprachvergleiche

S.	Englisch-Deutsch kontrastiv
17	Das ist… >> This is…
18	Wo ist Hamburg? >> Where is Hamburg? Hamburg ist in Deutschland. >> Hamburg is in Germany.
20	er >> he; sie >> she ist >> is
22	studieren <<>>study
31	Montag >> Monday Freitag >> Friday Sonntag >> Sunday
42	Ich muss >> I must
43	Ich kann >> I can
44	bekommen <<>> became
45	Ich brauche Geld. <<>> I need money.
68	seit Montag >> since Monday
71	ist – war >> is – was
72	hat – hatte >> has – had kann – konnte >> can – could
78	Hast du gespielt? <<>> Have you played?

Dóra Pantó-Naszályi (Budapest)

Wörterbucharbeit ins Bild gesetzt – eine Skizze der Möglichkeiten der Wörterbuchdidaktik im DaF – Unterricht

1. Thema und Aufbau des Beitrags

Der vorliegende Beitrag[1] hat vor, einen möglichen Kontext für die *konkrete Wörterbucharbeit in der Unterrichtspraxis im sekundären Bildungsbereich* zu skizzieren. Im Fremdsprachenunterricht repräsentieren Wörterbuchgebrauch und Bildgebrauch zwar verschiedene Segmente der Arbeitspalette, aber zwischen ihnen besteht die Analogie, dass sowohl an der Verwendung von Bildmaterialien als auch am Nachschlagen im Wörterbuch etwas Selbstverständliches haftet[2]: „Was die Schüler im Umgang mit Wörterbüchern lernen sollen, gilt […] entweder selbstverständlich oder bleibt ungeklärt" (Kühn 1982: 168), und beinahe 30 Jahre später schreibt er immer noch über die „wenig ausgeprägte schulische Wörterbuchdidaktik und -methodik" (Kühn 2010: 2). Die Einstellung der (Durschnitts)lernenden zu Wörterbüchern, „denen das Odium des Langweiligen […] haftet" (Hausmann 1985: 93), wird meistens durch naive, pauschale Vorurteile geprägt, je nachdem, welche Erfahrungen man selbst mit dem Wörterbuch gemacht hatte (vgl. Hessky 1997: 159 ff). Die allgemeine Anwesenheit der Wörterbücher ist nicht mit der entsprechenden Einschätzung und Einbettung des Wörterbuchgebrauchs im Fremdsprachenunterricht gepaart. Hessky (2009: 15) schreibt zwar über eine „positive Wende" in der Einstellung zum Wörterbuch, aber deutet auch auf skeptische bis ablehnende Meinungen in dieser Hinsicht, und plädiert dafür (Hessky 2009: 12), dass das Wörterbuch als Lerninstrument in den Fremdsprachenunterricht integriert werden soll.

Mit dem Beitrag sollten vor allem angehende und praktizierende DaF-Lehrende auf die Möglichkeiten und Aufgaben einer didaktisch durchdachten und vorbereiteten Wörterbucharbeit im Rahmen des (mittel)schulischen Deutsch- bzw.

1 Dieser Beitrag ist die überarbeitete (gekürzte) Fassung des Vortrags, der mit dem gleichlautenden Titel an der Tagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes mit dem Motto „*Bild und Film im DaF-Unterricht*" am 16. November 2013 an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität ELTE Budapest gehalten wurde.

2 Vgl.: „Die Kulturtechnik des Bildlesens wird kaum gelehrt […] die angesichts der Bilderflut meist oberflächliche, flüchtige Bildwahrnehmung führt mangels Schulung sehr häufig zu Fehldeutungen und Fehlschlüssen " (Sturm 1991: 4).

Fremdsprachenunterrichts[3] aufmerksam gemacht werden. Deshalb werden die wichtigsten zentralen Begriffe und Fragen, bzw. theoretischen Überlegungen der Wörterbuchdidaktik zusammenfassend kurz berührt, um – bei der Erklärung der Unterrichtsbeispiele – zeigen zu können, wie die Umsetzung theoretischer Prinzipien in der täglichen Unterrichtspraxis erfolgen kann, und um auf diese Weise den Lehrkräften mit praktischen Impulsen dienen zu können.

2.

2.1. Die Wörterbucharbeit als Strategievermittlung

Das Nachschlagen ist in jeder verschrifteten Kultur eine der grundlegenden Arbeitstechniken, und als solche ein fächerübergreifendes und auch als ein über die Schule hinausweisendes Lernziel. Nachschlagen gehört nicht nur zum Leben der Fremdsprachenlernenden, die heutigen gesellschaftlichen Anforderungen erfordern das Handhaben dieser kulturellen Arbeitstechnik bzw. Strategie in vielen Bereichen (vgl. dazu Feld-Knapp 2004: 445 ff.), sogar in verschiedenen Medien. *Fremdsprachenlehrende* schlagen in der Regel in sehr guten, die Fremdsprache als System erfassenden Sprachkenntnissen nach. Die Informationen der Wörterbücher sind dagegen für die bedeutende Mehrheit der *Sprachlernenden* vereinzelte „Wissensperlen", die erst durch die systematisierende Arbeit der Sprachstunde zu einem Ganzen integrierbar sind. Wenn die Lehrenden im Unterricht nicht nur Lernstoffe, sondern auch im Dienst derer Verarbeitung auch Lerntechniken vermitteln sollen, dürfte das Nachschlagen nicht mehr gleichbedeutend mit Prestigeverlust wegen Nichtwissens, oder etwas Illegitimes oder Unstatthaftes sein (Löschmann 1993: 174), es sollte vielmehr als eine willkommene, anzueignende Arbeitstechnik gelten, die den Fremdsprachenunterricht entlastet und nicht belastet. Die Wörterbuchbenutzung sollte eine *bewusste, didaktisch durchdachte und vorbereitete Wörterbucharbeit* sein – in die Sprachstunden bzw. in die entsprechenden Kompetenzbereiche angemessen eingebettet.

Der Unterrichtsprozess ist nur ein Bruchteil der Zeit, die für das effektive Fremdsprachlernen nötig ist. In dem größeren Teil der Zeit, die die Lernenden dem Fremdsprachenerwerb widmen, sind sie auf sich selbst – und auf das Wörterbuch angewiesen, das stellvertretend für die Lehrerperson als *Informationsquelle* und *Kontrollgeber*, die Lernhilfe schlechthin ist. Wörterbücher sind – und bleiben auch - für die Erwartungen des heutzutage so oft postulierten lebenslangen Fremdsprachenlernens die wichtigsten zuverlässigen Lernhilfen der Fremdsprachenlernenden.

3 Die Wörterbuchbenutzungsfragen gelten selbstverständlich nicht nur für Deutsch als Fremdsprache, sondern auch für das Erlernen anderer Fremdsprachen. Deshalb wird im Artikel öfter das Wort Fremdsprachenlernen verwendet, wenngleich ich als ungarische Deutschlehrerin immer im Denkrahmen DaF in Ungarn bleibe.

Die Wörterbuchbenutzung, die auch als eine kognitive Lernstrategie (wie „Hilfsmittel verwenden“[4]) aufgefasst werden kann, ist eine Fertigkeit, die schulbar und zu schulen ist. Lernstrategien haben eine besondere Relevanz im Kontext des autonomen Lernens, bedeuten „Selbststeuerung und Eigenverantwortlichkeit im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts, der dies bewusst zulässt und fördert”[5]. Die Entwicklung der Sprachkompetenz, die Übergabe von Kenntnissen, die die Fremdsprachenlehrenden – u.a. den Vorschriften von Lehrplänen entsprechend – vermitteln müssen, kann nicht in der Abwesenheit der dazu gehörenden lernkompetenzmäßigen Fertigkeiten geschehen (vgl. „language needs” und „reference skills“ von Bèjoint 1981: 207). Die Schulung der Nachschlagetechnik der Lernenden unterstützt in vielen Fähigkeitsbereichen die Vertiefung des direkten Lernstoffes. Wenn die Effektivität des Lernens steigt, kann der gesamte Spracherwerbsprozess erfolgreicher werden.[6] Andererseits erzieht man die Lernenden dadurch zu einer größeren Selbstverantwortung, bzw. sie werden sich strategischer Lernhandlungen bewusst.

Die Fremdsprachenlernenden können erst dann mit Erfolg dazu motiviert werden, bei Unsicherheiten zum Wörterbuch[7] zu greifen, wenn sie wissen, dass die gesuchten sachlichen, semantischen oder grammatischen Informationen überhaupt im Wörterbuch stehen, und *wie* sie dort zu finden sind. Durch die formale Handhabung des Wörterbuchs – Kühn nennt das „Sich-im-Wörterbuch Zurechtfinden” (1987: 13) – wird die optimale Benutzung von Wörterbüchern noch bei weitem nicht garantiert. Er warnt auch davor (Kühn 2010: 3), dass die Wörterbuchdidaktik auf eine „Didaktik der Arbeitstechniken“[8] (methodische Vorschläge zum Nachschlagen und Finden der Wörter im Wörterbuch) reduziert wird.

4 Vgl. Dringó-Horváth, Ida: Lernstrategien im Umgang mit digitalen Wörterbüchern. In: Fremdsprache Deutsch, Heft 46/ 2012, S. 36

5 Die Zeitschrift Fremdsprache Deutsch Heft 46, 2012: Lernstrategien, zitiert (S. 7) hier Tönshoff (2007: 333). S. dazu auch Hessky (2009: 14).

6 Vgl. Pantó-Naszályi, Dóra (2006): (R)észkérdés? Nyelvtanároknak a szótárdidaktikáról. Grimm Kiadó, Szeged (’*Nachschlagen mit Köpfchen. Über Wörterbuchdidaktik für Fremdsprachenlehrende*.’)

7 Im Artikel werden unter der Bezeichnung „Wörterbuch” in erster Linie Printwörterbücher gemeint. Die Benutzung der digitalen Wörterbücher wird unter den Lernenden zwar immer verbreiteter, aber die zu erwerbenden elementaren Nachschlagestrategien sind auch in jenem Zusammenhang unabdingbar. Über die Benutzung digitaler Wörterbücher s. Dringó-Horváth (2005, 2011a, 2011b, 2012). In Ungarn dürfen bei den schriftlichen Abiturprüfungen (ausschließlich beim Prüfungsteil „kreatives Schreiben“) *nur Printwörterbücher* benutzt werden.

8 Kühn zitiert hier den Begriff von Menzel (1977: 38).

2.2. Die die optimale (erfolgreiche) Wörterbuchbenutzung bestimmenden Faktoren

Unter dem zweckgerichteten Einsatz des Wörterbuchs muss *die Fertigkeit zum zielgerichteten, schnellen, treffsicheren Auffinden* verstanden werden (Löschmann 1993: 175). Dazu müssen im Fremdsprachenunterricht neben der Förderung der sprachkommunikativen Handlungsfähigkeit im Rahmen einer latenten Wörterbuchpropädeutik die *Nachschlagemotivation* der Lernenden von den Lehrenden geweckt und kontinuierlich gepflegt werden, sowie durch die Weitergabe grundlegender *metalexikographischer* Kenntnisse (Makrostruktur, Mikrostruktur, Textsorte Wörterbuch) die Voraussetzungen zur Förderung der persönlichen *Nachschlagetechnik* geschaffen werden. Das bedeutet einerseits, dass die Lernenden während des Unterrichts (wenn möglich, unterschiedliche) Wörterbücher kennenlernen, bzw. durch authentische Benutzungshandlungen[9] überhaupt Unterschiede im Wörterbuchaufbau entdecken lernen. Sowohl das erfolgreiche, als auch das erfolglose Nachschlagen soll reflektiert werden, damit die Bewusstmachung der (positiven) Erfahrungen und die der Fehlerquellen die Nachschlagemotivation der Lernenden stärkt, dem Motto der bekannten Werbung[10] entsprechend: „Erfolg ist die Summe richtiger Entscheidungen."

Mithilfe der Abbildung 1 werden die Faktoren, von denen die *Wörterbuchbenutzung* (im Kontext des schulischen Fremdsprachenlernens) bestimmt wird, zusammenfassend veranschaulicht.

Fremdsprachenlernende	**Fremdsprachenlehrende**
brauchen	sollen
Nachschlagemotivation *Nachschlagekompetenz*	*diese wecken und fördern,* *stets schulen, sowie*
Wörterbücher	
	„passende" Wörterbücher *darstellen, zur Arbeit in der Stunde miteinbeziehen*

Abb. 1. Die optimale (erfolgreiche) Wörterbuchbenutzung bestimmende Faktoren:

9 Zur adäquaten Einbettung der wörterbuchdidaktischen Aufgaben in den aktuellen Lernstoff s. 3.2.

10 Werbespruch der Deutschen Bank, vgl. http://zitat-sammlung.marco-elling.de/2003/12/erfolg-ist-die-summe-richtiger.html.

Viele adaptierte Lehrwerke verfügen über zweisprachige Wortlisten, es lohnt sich im Unterricht auch die Unterschiede im Leistungspotenzial zwischen diesen Wortlisten und dem Wörterbuch zu thematisieren. Hessky (2009: 20) deutet ferner im Rahmen der Wortschatzarbeit auch auf die Bedeutung des traditionellen Vokabelheftes, das

> als wirksames Hilfsmittel eingesetzt werden kann […] Dazu ist es erforderlich, dass das Vokabelheft nicht als einfaches zweisprachiges Glossar verstanden wird, sondern zu den eingetragenen Vokabeln alle wesentlichen Informationen eingetragen werden. In dieser Form stellt es eine wichtige Verbindung zum Printwörterbuch her, und es kann den Weg zur erfolgreichen Wörterbuchbenutzung bahnen.[11]

Zur simplen Handhabung des Wörterbuchs sind einerseits metalexikographische Grundkenntnisse über Wörterbuchgrößen, Typen, Anordnungsprinzipien unabdingbar, nicht zuletzt auch darum, weil die Fremdsprachenlernenden dadurch auch das „Kaufobjekt Wörterbuch" (Hessky 2009: 13) gewissermaßen kundig betrachten, andererseits müssen sie den Text des Wörterbuchs als eigenständige kommunikative Gattung akzeptieren. Erst wenn die Fremdsprachenlernenden die Sondersprache[12] des Wörterbuchs, die sich durch ihre Strukturiertheit, Gliederungsprinzipien und Abkürzungen stark von den ihnen bekannten – in der Schule behandelten bzw. bearbeiteten – Texttypen unterscheidet, nicht mehr als Hindernis im Wege der Verständigung auffassen, sondern hinter der aus praktischen Gründen entstandenen Textverdichtung auch die Textualität der Sprache des Wörterbuchs erkennen, und es zu fragen und zu verstehen lernen, sind die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Kommunikation mit dem Wörterbuch geschaffen. Es soll hervorgehoben werden, dass in diesem Sinne die Wörterbuchbenutzung nicht nur als eine strategische Handlung, sondern auch als eine Form der authentischen Kommunikation gelten kann[13].
Die Lernenden werden nicht nutzlos überfordert[14], wenn sie den klassischen, dreigliedrigen Aufbautyp der Wörterbuchartikel kennenlernen. Die klassische

11 Im Rahmen einer Pilot-Untersuchung (Pantó-Naszályi 2013) wurde u.a. auch das Führen(-Lassen) eines Vokabelheftes befragt. Die erhaltenen Antworten zeigen, dass die wörterbuchdidaktischen Möglichkeiten des Vokabelheftes kaum ausgereizt werden. In diesem Zusammenhang könnte noch das Thema „Vokabelkartei" behandelt werden, aus strukturellen Gründen wird aber darauf verzichtet.

12 Fenner (1997: 188) bezeichnet den Textcharakter der Wörterbuchartikel als "*verschachtelte Texthaftigkeit*".

13 Vgl. „Die Wörterbuchbenutzung [im Fremdsprachenunterricht] ist nicht nur als didaktisierter Lernprozess, sondern auch als authentische Kommunikation zu begreifen." (Wagner 1985: 287)

14 Diese Formulierung ist keinesfalls ironisch gemeint, denn die Lehrenden stehen im Schnittpunkt der verschiedenen Erwartungen von Eltern, Schülern und Lehrplänen.

lexikalische Trias besteht aus der *Repräsentation*, oder dem *Lemma*, wo die Angaben zu der Erscheinungs- bzw. Ausdrucksform stehen. In dem *Explikationsteil* finden die Lernenden die Worterklärungen: Abhängig davon, ob das Wörterbuch ein- oder zweisprachig ist, gibt es im Explikationsteil Definitionen oder Wortäquivalente. In der dritten Informationsklasse des Wörterbuchartikels, in dem *Demonstrationsteil* werden Verwendungsbeispiele, vor allem die Kollokationen des Lemmas, seine grammatischen und semantischen Kombinationsmöglichkeiten gezeigt. Wenn es den Lernenden beigebracht wird, diesen Texttyp (z.B. vom orientierenden Lesen bis zum verstehenden Lesen) konsultieren zu können, sind die Voraussetzungen für eine zielsichere Suche im Wörterbuch geschaffen.
An der Leichtigkeit der Kommunikation mit dem Wörterbuch kann seine *Benutzerfreundlichkeit* gemessen werden. Darunter soll in erster Linie die *leichte Zugänglichkeit zu den Daten* des Wörterbuchartikels verstanden werden. Die Zugänglichkeit zu den Daten wird durch eine entsprechende (typo)graphische Anordnung, die *Transparenz* erleichtert, die die Eindeutigkeit, gute Lesbarkeit, die Übersichtlichkeit der Textstruktur des Wörterbuchartikels bedeutet.
Die Wörterbuchwahl für die Arbeit während der Sprachstunden wird in erster Linie von dem schulischen Umfeld (z.B. Schulbibliothek) determiniert. Bei der Erwägung (oder Erweiterung) der Möglichkeiten sollte beachtet werden, dass im Dreieck der strategischen Entwicklung der Nachschlagemotivation und der Nachschlagetechnik die in die Mitarbeit einbezogenen Wörterbücher als gleichrangige Komponente gelten.

2.3. Wörterbücher im Kontext der Benutzungsmöglichkeiten

Die eigentliche Domäne der Wörterbucharbeit für die usuelle[15] Benutzung liegt im schriftlichen Bereich des Fremdsprachenunterrichts: bei sprachlichen Informationsfragen, bei Interpretationsfragen und bei Formulierungsfragen (Kühn 1987: 87). Die geeigneten Kompetenzbereiche sind dafür das Lesen, das kreative Schreiben, sowie Sprachmittlungsaufgaben. Hessky plädiert in ihrem Artikel (2009) für die Integrierung der Wörterbuchbenutzung auch in die Wortschatzarbeit. Dass Ziel dieses Integrierungsprozesses wäre, die Lernenden für die Leistungen der Wörterbücher zu sensibilisieren, wobei meines Erachtens nicht nur ein bestimmtes Selbständigkeitsniveau, sondern auch das Streben nach anspruchsvoller Arbeit erreicht werden sollten.

15 Die kommunikativen Wörterbuchbenutzungssituationen dienen zur Sprachrezeption und Sprachproduktion (Zöfgen 1985b: 13). Wiegand nennt die Benutzung vom Wörterbuch als Nachschlagewerk usuelle Benutzung (1987: 214). Eine nichtusuelle, aber kommunikative Benutzungshandlung liegt vor, wenn das Wörterbuch in einer Studiersituation, zur „systematischen" Kompetenzerweiterung benutzt wird, sowie wenn das Wörterbuch als Prüfgegenstand in der Wörterbuchkritik und in der Wörterbucharbeit dasteht (hier z.B. mit der Absicht, sich die usuelle Benutzung anzueignen). In diesen Fällen geht es um eine metalexikographische Benutzung.

Für die Arbeit der Deutschstunden stehen den Lerngruppen in den meisten Fällen die Wörterbücher der Schulbibliothek zur Verfügung: sowohl zweisprachige, als auch einsprachige Wörterbücher, die sehr häufig – wie die Praxis zeigt - in den Schulbibliotheken der Mittelschulen unterrepräsentiert sind. Teilweise hängt das damit zusammen, dass die Beschreibungssprache der zweisprachigen Wörterbücher keine extra zu überwindende Schwierigkeit bedeutet, also damit zweisprachige Wörterbücher für einen breiteren Kreis der Fremdsprachenlernenden, in allen Phasen des Fremdsprachenlernens, auch für Anfänger einsetzbar sind. Zweisprachige Wörterbücher bilden nicht den Gegensatz, sondern die gegenseitige Ergänzung zu einsprachigen Wörterbüchern, die aus der Perspektive des mittelschulischen Fremdsprachenunterrichts eher fortgeschrittenen, im Wörterbuchgebrauch routinierteren Lernenden passen.[16] Es wäre auch die Aufgabe der Wörterbuchpropädeutik – um die erwünschte Routine entwickeln zu können – dass die Lernenden durch Benutzungshandlungen lernen, welche Informationen sich aus welchem Wörterbuchtyp am einfachsten gewinnen lassen.

Zweisprachige Wörterbücher haben die Aufgabe, die Wortschatzkodifikationen zweier Sprachsysteme so zu korrelieren, dass die Benutzer – die meist nur in einem der beiden Systeme kompetente Sprachteilhaber sind – unmissverständliche Entsprechungen herstellen können (Hartmann 1980: 74). In zweisprachigen Wörterbüchern findet man sowohl aktive als auch passive Züge, die Benutzung solcher Wörterbücher kann keinesfalls allein auf Übersetzungsaufgaben beschränkt werden. (Gemäß der produktiven-rezeptiven Dichotomie der Kompetenzentwicklung im Fremdsprachenunterricht unterscheidet Fenner (1997: 173) aktive und passive Funktionen des Wörterbuchs für den Benutzer: Der Wörterbuchgebrauch für die Rezeption der Fremdsprache und für die Herübersetzung aus der Fremdsprache gilt als passive Benutzung, solange der für die Produktion der Fremdsprache und für die Hinübersetzung in die Fremdsprache als aktive Benutzung verstanden werden kann.[17])

16 Neuere ungarische Befragungen zur Wörterbuchbenutzungsforschung wurden im universitären Bereich ausgeführt, vgl. Muráth, Judith (2002): Zweisprachige Fachlexikographie, Budapest: Universitas-Nemzeti Tankönyvkiadó Rt., 209 p. (Pécser Beiträge zur Sprachwissenschaft; 5.) und Kispál, Tamás (2004): Benutzung von ein- und zweisprachigen Wörterbüchern des Deutschen und des Ungarischen bei Germanistikstudenten in Ungarn. In: Czicza, D./Hegedűs, I./Kappel, P./Németh, A. (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm. S. 265-281.

17 Nach Fenner (1997: 171) unterscheiden sich „aktive" und „passive" Wörterbücher in der unterschiedlichen Behandlung des Stichworts auf der einen Seite und der Äquivalenzangabe auf der anderen. Vgl.: „Im passiven Wörterbuch liegt das Hauptaugenmerk auf dem fremdsprachlichen Stichwort, das mit Hilfe der Muttersprache näher erläutert werden soll. Das aktive Wörterbuch hingegen benutzt das muttersprachliche Stichwort als einen Ausgangspunkt für die Suche des Benutzers […nach] fremdsprachlichen Äquivalenten und ihren Verwendungsbedingungen."

Bei Textproduktion können z.B. während der Arbeit auftauchende Fragen von in der Wörterbuchbenutzung noch nicht geübten Lernenden mit Hilfe eines zweisprachigen Wörterbuchs leichter angegangen werden, und sind mit dem einsprachigen für sie nur schwer lösbar. Durch eingeübte, (öfter) erfolgreiche Nachschlagehandlungen können die Lernenden am besten zur Erweiterung der Nachschlagegewohnheiten motiviert werden, dass sie die Herausforderung annehmen, auch weitere Wörterbuchtypen zu konsultieren, nicht nur das zweisprachige Wörterbuch.
Im Bereich der Spezialwörterbücher sollten die Fremdsprachenlernenden mindestens die folgenden Spezialwörterbücher kennen lernen: das Synonymwörterbuch, das Antonymwörterbuch, das phraseologische Wörterbuch und das Kollokationswörterbuch. Wenn die Benutzung von Synonym- und Antonymwörterbüchern vor allem für fortgeschrittene Lernende bzw. für GermanistikstudentInnen, zunächst für eine anspruchsvolle Textproduktion empfehlenswert ist, sind phraseologische Wörterbücher im Fremdsprachenunterricht vielfältig einsetzbar (Hessky 1998: 78). Phraseologische Wörterbücher als Spezialwörterbücher gelten nicht nur zu passiven Benutzungszwecken als traditionelle Informationsquelle bei Textrezeption, sie können - bei einer entsprechenden Einführung und kontinuierlichen Praxis zur Benutzung - auch in produktiven Bereichen des Fremdsprachenunterrichts bereits ab schwächerer Mittelstufe als Arbeitsmittel bei der Erweiterung und Differenzierung der Ausdrucksfähigkeit herangezogen werden[18]. Hinsichtlich der Kollokationswörterbücher können sich Fremdsprachenlehrende (und Schulen) in erster Linie auf Quellen stützen, die online **zugänglich sind**. Den Lernenden soll vor allem die Bedeutung des Kollokationenlernens im Wortschatzerwerb betont werden, sowie sie brauchen eine Beratung, wo und wie sie Kollokationen in den täglich benutzten Printwörterbüchern oder Oonlinequellen (womöglich auch noch Korpora) nachschlagen können.
In usuellen Benutzungskontexten wird das Wörterbuch immer im Zusammenhang mit anderen – zu produzierenden oder zu verstehenden Texten – eingesetzt. *In nichtusuellen Benutzungshandlungen können bestimmte Wörterbuchtypen auch isoliert gebraucht werden.*
In der *metalexikographischen Benutzung* wird das Wörterbuch zum Prüfgegenstand: Durch die Wörterbuchkonsultation mit *angegebenen Suchfragen*[19] können Fremdsprachenlernende die rationelle Handhabung bereits existierender Wörterbücher bzw. Wörterbuchtypen erlernen, und zum „wörterbuchfreundlicheren Benutzer" (Herbst 1985: 247) werden. Die metalexikographische Benutzung bedeutet das

18 Zur systematischen Verarbeitung von Phraseologismen für Deutschlerner mit ungarischer Muttersprache eignet sich hervorragend das auch als Nachschlagewerk nutzbare „Arbeitsbuch zur deutschen Phraseologie für Fortgeschrittene" mit dem Titel „Durch die Blume" von Regina Hessky (Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1993).

19 Ein spezielles wörterbuchdidaktisches Übungsbuch zur metalexikographischen Wörterbuchbenutzung ist das Lehrwerk von Pantó-Naszályi, Dóra (2000): „SZÓjátékTÁR. Gyakorlatok és ötletek a sikeres szótárhasználat elsajátításához." Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.

probeweise Konsultieren entweder mit angegebenen Suchfragen, oder lässt die Lernenden selbst Suchfragen formulieren, wodurch sie sich des Prozesses, während sie *das ihre fremdsprachliche Äußerung betreffende Kommunikationsproblem in eine Suchfrage transformieren bzw. komprimieren müssen*, bewusst werden können.
Die Benutzung der *Wörterbücher zur Sprachreflexion* ist auch nicht textbezogen. Der (weit verstandene Begriff der) Sprachreflexion bedeutet (vereinfacht formuliert) das Nachdenken über die Sprache, dazu gehört auch das kritische Nachdenken über die eigene Sprachproduktion. Mit der Bewusstmachung und Optimierung bestimmter Prozesse im Fremdsprachenerwerb (wie die der Wörterbuchbenutzung beispielsweise) kann die Sprachreflexion mittelbar die Sprachkompetenz fördern.
Im Kontext des Fremdsprachenlernens sind die *Lern-* oder *Lernerwörterbücher* am wichtigsten. Die zwei Benennungen werden heutzutage meistens parallel, ohne besondere Bedeutungsunterschiede verwendet.[20]

2.4. Struktur und Nachschlagen im Lernwörterbuch

Lernwörterbücher haben einen speziellen Adressatenkreis, die Fremdsprachenlernenden (*Adressatenspezifik*), sowie eine *eigene Wörterbuchfunktion: die Hilfestellung zur Aneignung einer Fremdsprache*. Dieser speziellen Bestimmung, der Förderung der Herausbildung der Fremdsprachenkompetenz, sind die charakteristischen Wörterbucheigenschaften der Lernwörterbücher angepasst: „[…] echte Lernwörterbücher lassen die Funktion der ‚Hilfestellung bei der systematischen Wortschatzerweiterung' in einer Weise über die anderen […] dominieren" (Zöfgen 1985b: 15).
Die spezifischen Merkmale der Lernwörterbücher lassen sich sowohl auf makrostruktureller, als auch auf mikrostruktureller Ebene entdecken (s. Abb.2), unabhängig davon, um was für einen Wörterbuchtyp (einsprachig oder zweisprachig) es geht.

1. selektive Makrostruktur
2. intensive Mikrostruktur
3. erhöhte Transparenz, u.a durch die Verwendung von einem reichlichen Bildmaterial zur Unterstützung des Lernvorgangs

Abbildung 2: Die strukturellen Besonderheiten der Lernwörterbücher

Lernwörterbücher können sowohl zweisprachig, als auch einsprachig sein, auch ihre Größe kann je nach Lemmazahl variieren. Lernwörterbücher sind bereits auch digitalisiert worden[21] aber keines davon ist von Anfang an als *digitales*

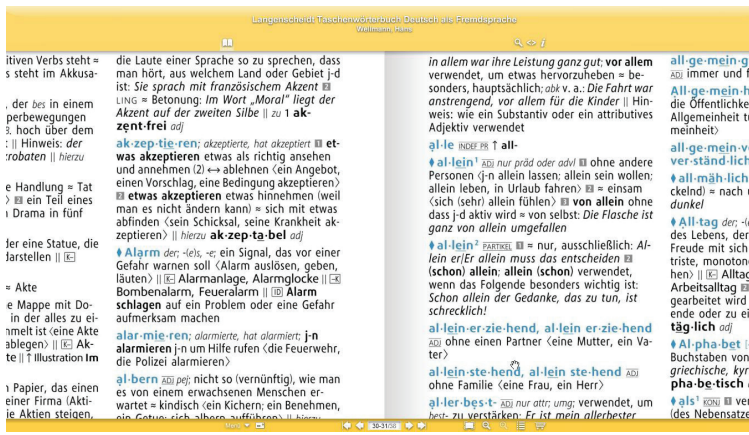
20 Im Englischen nennt man Gesamtwörterbücher für fremdsprachige Benutzer *„learner's dictionary"*. Zöfgen (1985b: 13) warnt jedoch vor der Vermischung der Termini „Lernwörterbuch" und „Lernerwörterbuch", um *Adressat* und *Funktion* des Wörterbuchs miteinander nicht zu verwechseln.

21 vgl. die Wörterbuchliste im Anhang des Artikels von Hollós, Zita (2009): Innovationskraft zweisprachiger Lernerwörterbücher in der ungarischen Lexikographie. [*A kétnyelvű tanulószótárak innovációs potenciálja a magyar lexikográfiában*.] In: Lexicographica 25. Tübingen, S. 91-108.

Lernwörterbuch konzipiert und aufgebaut worden, vgl. Dringó-Horváth: „Außerdem ist die Zahl der elektronischen Ausgaben von bestehenden Printwörterbüchern gerade bei dem speziellen Typ ‚Lernerwörterbuch' außerordentlich gering. Lediglich ein Bruchteil der nach der Wende konzipierten modernen Lernerwörterbücher ist in elektronischer Publikationsform zugänglich."[22].

Im Vergleich zu allgemeinen Gesamtwörterbüchern für Nichtmuttersprachler (wie erwähnt, mit etwa 25.000 Wörterbuchartikeln) wird die Makrostruktur von Lernwörterbüchern drastisch reduziert (*selektive Makrostruktur*). Je nach dem Lemmabestand (Zahl der Wörterbucheinträge) werden zwei Stufen voneinander unterschieden. Für Null- oder Neuanfänger taugen am besten Lernwörterbücher mit ungefähr *3000-4000 Lemmata*. Lernwörterbücher für spätere Lernphasen verfügen über etwa *6000-7000 Lemmata*.

Für Lernwörterbücher ist neben einer selektierten Makrostruktur ein mikrostruktureller Reichtum („explicitness", eine „*intensive*, wortschatzdidaktisch reflektierte *Mikrostruktur*") erwünscht, in der die „auf die Bedürfnisse des fremdsprachigen Benutzers hin zugeschnittene mikrostrukturelle Darstellung der Verwendungsweisen auf Kontrolle, Systematisierung, Vertiefung und Differenzierung von Bekanntem (aber nicht unbedingt Vertrautem) sowie von neuem, in Bezug auf die aktive Sprachkompetenz der Zielgruppe lernenswert erscheinendem Wortgut zielt (Zöfgen 1985b: 17-18.). Vgl. dazu als Beispiel den Aufbau des Lemmas von ‚*akzeptieren*' (Bild 1) im „Langenscheidt Taschenwörterbuch DaF"[23]:



1. Bild

22 Auch hier möchte ich für die nette persönliche Hilfe von Ida Dringó-Horváth danken, dass ich mich auf ihren vor Erscheinung stehenden Artikel (als Manuskript erhalten) beziehen durfte.

23 Quelle der Illustration: https://www.langenscheidt.de/Langenscheidt-Taschenwoerterbuch-Deutsch-als-Fremdsprache-Buch/978-3-468-49044-6, zuletzt gesehen am 25. Mai 2014.

Um die transparente Strukturgestaltung bzw. die benutzerfreundliche Konzipierung von Lernwörterbüchern zeigen zu können, wird im Folgenden aufgelistet, wie Lernwörterbücher noch auf visueller Ebene den Lernvorgang fördern können. Fremdsprachenlernende sollten auf diese „Leistung", besonders auf die folgenden Mittel des Wörterbuchtyps aufmerksam gemacht werden.
A. Das *Adressatenspezifikum* des Lernwörterbuchs ist auf dem Cover und/oder auf der inneren Titelseite immer gut *ablesbar*. Im Sprachpaar Deutsch – Ungarisch haben zweisprachige Lernwörterbücher die Titelangabe: „Lernwörterbuch für das Abitur und Sprachprüfungen"[24] bzw. „Deutsch-Ungarisches Schulwörterbuch"[25].
B. Meistens auf der inneren Titelseite wird auch der *Umfang des Wörterbuchs* in einer unkomplizierten Formulierung mit im Titel genannt: vgl. „Langenscheidt Taschenwörterbuch Deutsch als Fremdsprache – Das einsprachige Lernerwörterbuch für Einsteiger"[26] und „Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache – Das einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen"[27] Die didaktisch formulierte Adressatenbestimmung ist bei diesen „Langenscheidt-gelb"-Wörterbüchern im Untertitel genannt.
C. Das dritte Spezifikum der Lernwörterbücher liegt natürlich an der Bemühung, ihr Transparenzgrad zu steigern, um der spezifischen Bestimmung des Wörterbuchtyps genügen zu können. Die reichliche Verwendung von Bildmaterialien hat verschiedene Funktionen:

1. Bilder bzw. Zeichnungen, z.B. bei *‚Adventskranz'* im „Langenscheidt Taschenwörterbuch DaF" *ergänzen visuell* den Wörterbuchartikel, *veranschaulichen* einen verbal schwerer, länger umschreibbaren Gegenstand oder einen Begriff.

2. Als Ergänzung zu einem bestimmten Lemma (aber nicht zu allen Lemmata) wird ein *Wortfeld angegeben*, mit Bildern ergänzt, wie in einem *Bildwörterbuch*, s. z.B. *‚Essen'* (in Hessky, Regina: Német–magyar Magyar–német gyerekszótár, Szeged: Grimm Kiadó 2012).

3. Mit Hilfe von Zeichnungen und/oder Fotos werden *landeskundliche Informationen* – z.B. „*Der Prater*" in Hessky, Regina: Német–magyar /Magyar–német gyerekszótár, Szeged: Grimm Kiadó 2012[28] – dargeboten und veranschaulicht, oft mit einer kurzen informativen, passend formulierten Erklärung versehen.

24 Hessky Regina/Iker Bertalan: Német-magyar, magyar-német tanulószótár. Szeged: Grimm 2005.
25 Hollós Zita: Német-magyar Suliszótár. Második, javított és bővített kiadás. Szeged: Grimm 2001.
26 Langenscheidt Taschenwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin: Langenscheidt 2007.
27 Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin Langenscheidt 2007.
28 Die Illustration ist auf http://www.grimm.hu/files/de_gyer_196_197.jpg nachschlagbar, zuletzt gesehen am 25. Mai 2014.

4. Synonymische **Wörter**, wie z.B. *Deckel, Kappe, Verschluss*[29] (im „Taschenwörterbuch DaF Langenscheidt") lassen sich mithilfe von Bildern oder Zeichnungen als *visuellen Semantisierungshilfen* am kürzesten, am einfachsten erklären. Diese Erweiterungen der Lernwörterbücher bieten eine bequeme Möglichkeit zur Wortschatzerweiterung.

5. Bei der Wortschatzarbeit (Vokabellernen) ist die Rolle des Erwerbskontextes außerordentlich wichtig. Das „PONS Basiswörterbuch Deutsch als Fremdsprache: das einsprachige Lernerwörterbuch zum neuen Zertifikat Deutsch, 1999" verwendet sehr oft *Zeichnungen als Assoziationshilfe* (z.B. *‚jemanden anreden'*), *als visuelle Gedächtnisstütze* bei Begriffen (z.B. *‚ein unheimliches Schloss'*), oder *zur kognitiven Veranschaulichung von Begriffen* (s. z.B. *‚Gegensätze'*, Bild 2) um den Wortschatzerwerbsprozess zu effektivieren.

2. Bild

6. Sogar einige *Phraseologismen* können mit Zeichnungen veranschaulicht werden, wie z.B. *‚jemandem etw. auf einem silbernen Tablett servieren*' in Kempcke: Wörterbuch DaF, Berlin/New York: De Gruyter 2000[30].

29 Die Illustration ist nachschlagbar auf http://deutschderdiedas.files.wordpress.com/2014/04/2013-04-22-18-22-43.jpg, zuletzt gesehen am 25. Mai 2014.

30 Die Illustration ist nachschlagbar auf http://books.google.hu/books?id=4kKAnBtEVC-0C&printsec=frontcover&hl=hu&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&-q&f=false, zuletzt gesehen am 25. Mai 2014.

3.

3.1. Ziele und Wege der Ausbildung der Nachschlagekompetenz bei Lernenden

Für didaktische Überlegungen praktizierender Fremdsprachen- bzw. DaF-Lehrenden ist vor allem der Bereich der *Fehleranalyse* von der Benutzerforschung lehrreich, die Aufschluss über potenzielle Benutzerfragen gibt, indem sie alle Fälle abdeckt, in denen durch Nachschlagen im Wörterbuch Fehler im (Fremd)sprachengebrauch hätten vermieden werden können. Nach der Klassifikation der Fehler der Fehleranalyse von Herbst (1985) konnte z.B. festgestellt werden, dass fast 50% der Fehler durch einen sachgerechten Gebrauch eines guten Wörterbuchs nicht begangen worden wären. Mit Hilfe der Untersuchung konnte auch belegt werden, dass *auf die effektive Wörterbuchbenutzung die persönliche Nachschlagekompetenz eine viel größere Wirkung hat, als die strukturelle Beschaffenheit der benutzen Wörterbücher.* Herbst (s. a.a.O.) hat in den unterstehenden Punkten die Gründe für vermeidbare Fehler zusammengefasst:

1. Man schlägt im Wörterbuch nicht nach, weil man nicht weiß, dass man die entsprechende Information dort findet (z.B. Syntaxfehler);
2. Die Lernenden wissen nicht, *wie* sie eine bestimmte Information im Wörterbuch finden, bzw. sie verstehen sie in der dort gegebenen Form nicht zu interpretieren.
3. Die Lernenden schlagen ein Problem nicht nach, weil sie dafür keine Notwendigkeit sehen.
4. Lernende schlagen im Wörterbuch oft auch deshalb nicht nach, weil sie dieserart auf Frustrationen im früheren Gebrauch reagieren.

Die Problematik der ersten beiden Punkte kann mit der direkten Schulung der Nachschlagekompetenz gelöst werden, im dritten und vierten Fall muss man an der persönlichen Einstellung der Lernenden zum Fremdsprachenerwerb arbeiten, die Ansätze zur Nachschlagemotivation errichten, dass für sie die Notwendigkeit und die Vorteile des Nachschlagens deutlich und sichtbar werden (vgl. auch Sandfuchs 1998: 141).

In diesem Sinne ist ein Ziel der Wörterbucharbeit in der Schule auch, dass die Fremdsprachenlehrenden mit einer Art Sensibilisierung in den Lernenden ein gewisses Gespür für Unsicherheitsfaktoren oder Fehlerquellen entwickeln. Die Lernenden sollten zu der Erkenntnis kommen, dass das Wörterbuch als eine Art Erweiterungsangebot für die Sprachkompetenz seines Benutzers angesehen werden kann (Fenner 1997: 178). Meinen persönlichen Erfahrungen nach führt die systematisch trainierte Wörterbuchbenutzung auch zu der Verfeinerung der Arbeits- und Lerngewohnheiten der Lernenden, wodurch ihre Sprachproduktion niveauvoller und nuancierter wird.

Es gibt verschiedene Aufgabenfelder, in denen die „Wörterbuchfragen" keinen Fremdkörper darstellen, die wichtigsten darunter bilden

- die Textaufgaben, die (jeweils sprachlernbezogene) Textrezeption und -produktion;
- die Wortschatzvertiefung und - erweiterung;
- sprachreflexive Fragestellungen und verschiedene Möglichkeiten der Sprachkompetenzkontrolle;
- die Beachtung von Fehlerquellen (z.B. die selbständige Wortbildung).

Für die Vermittlung von Wörterbuchbenutzungskenntnissen müssen angehende und praktizierende Fremdsprachenlehrende

- einen Überblick haben, welche für den schulischen Gebrauch bestimmten bzw. gut anwendbaren Wörterbücher und Wörterbuchmaterialien es auf dem Buchmarkt gibt;
- mit Hilfe grundlegender metalexikographischer Kenntnisse die Qualität von Wörterbüchern kritisch beurteilen können;
- die Nachschlagemotivation der Lernenden – parallel mit der Erziehung zur anspruchsvollen Lerntätigkeit – wecken und fördern.
- die Nachschlagekompetenz auf die jeweiligen Lerninhalte der Deutschstunde und den Kenntnisstand der Lernenden abgestimmt, auch mit dem Einsatz wörterbuchpropädeutischer Übungstypen fortwährend schulen, um die Lerner zum selbständigen und gewinnbringenden, *sprachlernorientierten* Umgang mit Wörterbüchern anleiten zu können. (Schaeder 1998: 50, Kühn 1998: 11).

3.2. Einsatzmöglichkeiten des Wörterbuchs in der Sprachstunde

Im Laufe der Sprachstunden bietet sich oft die Gelegenheit bei konkreten sprachlichen Problemen (z.B. bei Interpretierungsfragen, bei der Suche nach dem Kollokator oder bei falscher Wortwahl in der Hausaufgabe usw.), dass die Lehrenden – statt selbst die Frage der Lernenden zu beantworten – ihnen ein Wörterbuch (oder mehrere, verschiedene Wörterbücher, wenn sie im Klassenzimmer vorhanden sind) in die Hand geben, um gemeinsam eine Nachschlagehandlung auszuführen. Die authentische Informationslücke löst einen Motivationsschub aus, dank dessen die betreffende Nachschlagehandlung keinen Fremdkörper im Fremdsprachenunterricht bildet.

In der Abb. 3 werden die Möglichkeiten der Einbettung der Wörterbuchdidaktik in den Fremdsprachenunterricht hierarchisch strukturiert zusammengefasst.

EINSATZ DES WÖRTERBUCHS **IN DER SPRACHSTUNDE**

⇧ Anknüpfung an sprachliche Probleme im Lernstoff (**lernkontextbezogen**) ⇨**Textaufgaben** (Textrezeption und -produktion) ⇨ **Wortschatzerweiterung** **Man lernt Suchfragen stellen** Man muss **SUCHFRAGEN** • **formulieren** und • die vom Wörterbuch angebotenen Lösungen **selektieren** und kritisch **beurteilen können**.	⇧ – kein direkter Aufgabenkontext (⇨sprachreflexive Fragestellungen ⇨Beachtung von Fehlerquellen) ⇨**Vermittlung metalexikographischer Kenntnisse** lexikographische Lernsituationen mit **vorgegebenen Suchfragen**

Abb. 3. Einsatz des Wörterbuchs in der Sprachstunde

Mit gezielten Fragen kann das „Nachschlagen im Plenum" gesteuert werden, damit die Lernenden nicht nur die Antwort auf ihre sprachliche Frage erhalten, sondern auch die Logik des Nachschlagens entdecken, und dessen bewusst werden:
1. *Mein sprachliches Problem ist, dass….* z.B. der Ausdruck im Kontext „[Sieh meine Wohnung], so weit hab' ich es gebracht" etwas anderes, als „ich habe [meine Möbel] von weither geholt"[31] bedeutet, wie ich es vorhin gedacht habe, die Fortsetzung ist mir deshalb nicht verständlich…"
2. Um die Diskrepanz aufzuheben, sollen die Lernenden ihre aktuelle sprachliche Frage in eine Suchfrage transformieren können, wie „*Ich soll im Wörterbuch bei dem Wort* [*x*] *und/oder* [*y*] *nachschlagen, und die Bedeutungen des Wortes* [*x*] *und/oder* [*y*] *sichten",* um zu erfahren, was „[Sieh meine Wohnung], so weit hab' ich es gebracht" bedeutet."
3. Dabei kann gezeigt werden, dass sich der Wörterbuchartikel aus verschiedenen Teilen zusammensetzt, und sich die Lernenden ein Konzept entwickeln müssen, wo sie die gesuchten Informationen innerhalb des Lemmas finden können, „*dass ich die Antwort auf meine Frage wahrscheinlich im …. Teil des Wörterbuchartikels* [*x*] *und/oder* [*y*] *finden werde".*

31 Das Beispiel stammt aus der eigenen Unterrichtspraxis.

4. Anschließend soll jeweils kontrolliert werden, ob und wie die Informationen des Wörterbuchs (oder die der Wörterbücher, je nach Möglichkeiten des Unterrichts) die ursprüngliche Lernerfrage beantworten.
So ein Exkurs, ein punktuelles Nachschlagen, das einerseits als lexikalische Hilfe dient, beträgt auch mit der nötigen Bewusstmachung der Erfahrungen nicht mehr als 5 Minuten innerhalb der Unterrichtszeit. In der täglichen Unterrichtspraxis tauchen oft ähnliche Fragestellungen auf, die Lehrenden brauchen sich nur darauf vorbereiten, dass sie die am besten geeigneten, exemplarischen Möglichkeiten an Ort und Stelle nutzen.
Nicht so oft, wie die täglich aufkommenden sprachlichen Probleme, stellen sich sprachreflexive Fragen, oder bitten die Lernenden ihre LehrerInnen um Hilfe in puncto Fehler und persönliche Entwicklung. In diesen Fällen kann die kurze, spontane, auch die Rolle der Wörterbücher und den Wörterbuchgebrauch betreffende Beratung, die eine kleine Abwechslung und Entspannung im Unterricht bieten kann, das Interesse der Lernenden wecken, Wörterbücher, auch Lernwörterbücher in die Hand zu nehmen, um in ihnen zu schmökern und sich orientieren zu lernen, was nicht zuletzt zur Stärkung der autonomen Lernerhaltung und des Sprachlernbewusstseins beitragen kann und näher zur gelernten Fremdsprache bringt.
Lexikographische Lernsituationen mit vorgegebenen Suchfragen[32] können auch in den Unterricht eingebettet werden, was natürlich eine Vorbereitung benötigt, aber den Unterrichtvorgang umso inspirierender macht. In sehr vielen Bereichen (Orthographie, Alphabetisierung, Wortschatzerweiterung, Wortbildung, Grammatik – z.B. un/trennbare Verbpräfixe – Kollokationen, Phraseologismen, nur um einige zu nennen) können die „herkömmlichen Aufgaben" der Lehrwerke mit einer passenden Wörterbuchaufgabe ergänzt und aufgefrischt werden. Einen Aufgabenkatalog für das Sprachpaar Deutsch-Ungarisch bietet das Übungsbuch „Szó(játék)tár" (Pantó-Naszályi 2000), ein kleines, einfaches Beispiel daraus:

Ordnet à, Abart, a.a.O., Abb., Abc alphabetisch!
Welches ist (k)eine Abkürzung? Was bedeuten sie? Benutzt das Wörterbuch!

3.3. Ein wörterbuchdidaktisches Spiel: ‚Abschleppseil'

Mit dem letzten Unterrichtbeispiel wird eine Möglichkeit gezeigt, wo eine ganze Stunde (im Voraus geplant) zur Schulung der Nachschlagekompetenz gewidmet wird. Dabei handelt es sich um eine lernkontextbezogene Aufgabe, die nach der ersten Ausführung[33] mit dem Titel „Abschleppseil" versehen wurde. Für die Deutschstunde, in der es um lexikalische Vorentlastung geht - wurde der folgende Ablauf geplant:

32 Beispiele für fokussierte Nachschlagehandlungen aus einem anderen Bereich liefert der Artikel von Reder (2011), der über einen Praxistest von Lernerwörterbüchern berichtet, ob DaF-Lerner – die Probanden waren BA-Germanistikstudierende - die expliziten Kollokationsangaben der Wörterbücher finden und nutzen können.

33 In dem zu verarbeitenden Lehrbuchtext handelte es sich (ans Thema ‚Reisen organisieren' knüpfend) um eine Checkliste von Gegenständen, die für einen Familienurlaub mit dem Auto unabdingbar sind.

1. Die *Arbeitszeit* beträgt etwa *45 Minuten*, eine ganze Unterrichtstunde. Es hängt davon ab, wie viele neue lexikalische Elemente des für diese Aufgabe ausgewählten Textteils nachgeschlagen werden müssen.
2. Die *Sozialform* ist *Gruppenarbeit*. Neben den Gruppen, die sich dem Text widmen, gibt es eine „Wörterbuchgruppe". Nur diese hat die Möglichkeit zum Nachschlagen im Wörterbuch. Die Mitglieder dieser Gruppe erhalten den Text nicht, sondern beantworten mit Hilfe der ihnen zur Verfügung stehenden Wörterbücher *schriftlich* die Fragen der anderen.
3. *Ziel der Aufgabe* (und der Stunde) ist neben der lexikalischen Vorentlastung des Lesetextes die Schulung der Nachschlagekompetenz. Bei beiden Gruppentypen kann dieses Ziel erreicht werden. Die Aufgabenstellung fördert auch das kooperative Lernen und stimuliert das Lernklima.
4. *Benötigte Materialien*:
a. Ein zu bearbeitender Text(teil) des jeweiligen Lernstoffes, mit nicht zu vielen (für 45 Minuten etwa 10) neuen lexikalischen Elementen. Der Schwierigkeitsgrad des Textes ist natürlich dem Kenntnisstand der Schülergruppe anzupassen.
b. Papierzettel (insgesamt etwa 40-50) für die Korrespondenz der Gruppen mit der Wörterbuchgruppe.
5. *Aufgabenstellung***:** Die Arbeitsgruppen sollen den neuen Wortschatz erkunden. Nur einer Gruppe stehen Wörterbücher zur Verfügung, deshalb sollen die anderen die ihnen „unbekannten" Wörter auf Zetteln notieren. Auf einen Zettel darf nur ein einziges Wort geschrieben werden. Auf diese Weise werden die Lernenden veranlasst, konkrete Suchfragen zu formulieren.
Die Zettel werden zuerst in zwei Gruppen geteilt:
a. *„Das Wort muss unbedingt nachgeschlagen werden"*. Diese Wörter bzw. Zettel werden den Mitgliedern der Wörterbuchgruppe direkt überreicht, zwischen den Arbeitsgruppen und der nachschlagenden Gruppe gibt es nur die schriftliche Frage-Antwort-Kommunikation. Die Wörterbuchgruppe darf auf keinen Fall kreativ arbeiten! Wenn die von den MitschülerInnen notierte Wortform nicht im Wörterbuch steht (nicht lemmatisiert ist), kommt „die Post" leer zurück, die AbsenderInnen müssen eine neue Wortform finden (Infinitiv, Grundwörter usw.), dazu müssen sie ihre Wortbildungskenntnisse aktivieren.
b. *„Ich kann das Wort erraten"*. Lernende sollten dabei ermuntert und unterstützt werden, dass sie mithilfe ihrer Wortbildungskenntnisse, sprachlicher Kreativität oder von Internationalismen die Bedeutung „neuer" Wörter selbständig herausfinden. In diesen Fällen aber, bei Unsicherheiten und Selbstkontrolle dürfen sie ebenfalls nach Wörtern oder Wortteilen fragen. Auf diese Weise können die Lernenden hinsichtlich Fehlerquellen und der Grenze der eigenen Kompetenz sensibilisiert werden. Diese Aufgabe lässt auch die persönlichen Unterschiede der Lernenden zum Vorschein kommen. Diejenigen,

die zur Bedeutung von Ableitungen und Komposita kommen, können und sollen in der Kontrollphase selbst ihren Gedankengang darstellen. Von so einem Fall erhielt die Aufgabe übrigens den Namen. In dem behandelten Text tauchte das Wort *‚Abschleppseil'* auf, das als Lemma nicht in dem benutzten Wörterbuch[34] stand. Die Lernenden haben das Problem überlegt, und sich endlich für die Suchwörter *‚abschleppen'* und *‚Seil'* entschieden.

6. Die *Abschlussphase*, die Kontrolle, die Zusammenfassung und die Festigung der Ergebnisse ist der wichtigste Teil der Stunde. Einerseits soll die neue Lexik geklärt werden, andererseits sollen die Problemlösungsmethoden verglichen werden, darunter auch diejenigen „neuen" Wörter, die die Lernenden nicht nachschlagen wollten, weil ihnen der Kontext, die Wortbildung, oder Internationalismen geholfen haben. Es lohnt sich, geraume Zeit für diese Diskussion zu planen, damit die Lernenden über ihre persönlichen Erfahrungen (Gedankenvorgänge, Probleme, Fehler) berichten und Fragen stellen können.

4. Zusammenfassung, Abschluss

Wenn man sich eine Fremdsprache aneignen möchte, gehört das Wörterbuch ganz einfach dazu, vielleicht ohne einmal nachgedacht zu haben, warum es eigentlich nötig oder nützlich ist, oder nutzbar sein kann. Fremdsprachenlernende müssen deshalb das Wörterbuch, möglicherweise Wörterbuchtypen auch durch metalexikographische Benutzung in der Sprachstunde kennenlernen: vor allem die Leistung, die Textsorte, und die Benutzungsmöglichkeiten von zweisprachigen, einsprachigen, und Lernwörterbüchern, sowie sich mit der Routine der usuellen Wörterbuchbenutzung vertraut machen. Es ist umso wichtiger, weil außerhalb des Unterrichts, als man die Gelernten selbständig zu verarbeiten hat, die Lernenden auf sich selbst und auf ihr Wörterbuch angewiesen sind. Die selbständige Arbeitsphase beträgt übrigens die größere Hälfte des gesamten Spracherwerbsprozesses, und dabei ist das Wörterbuch – stellvertretend für die Lehrerperson – *die* Lernhilfe der Fremdsprachenlernenden: es gilt für sie als Informationsquelle und übt zudem eine Kontrollfunktion aus. Nach dem aktiven Sprachlernen wird die Rolle des Wörterbuchs noch wichtiger: beruflich und/oder privat ist und bleibt es meistens die einzige Konsultationsinstanz, die einem zur Verfügung steht. Deshalb ist es wichtig, dass wir Fremdsprachenlehrende nicht nur unseren Unterricht effektiv gestalten, sondern auch die Erhöhung der Effektivität der selbständigen Arbeitsphase und die Lernerautonomie anstreben. Durch eine rationale Wörterbuchbenutzung kann das Lernen zu Hause intensiver werden, was zuletzt den ganzen Spracherwerbsprozesses erfolgreicher ma-

34 Hessky, Regina (2009): Német-magyar kéziszótár. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó; Szeged: Grimm Kiadó, 4., bővített, jav. kiadás. Szeged: Grimm.

chen kann. Dabei darf aus der „Lehrerabhängigkeit" mancher Lernenden keine „Wörterbuchabhängigkeit" gemacht werden, gerade darum müssen die Lehrenden Nachschlage- und Kompensierungstechniken zeigen, und wie man das Lernwörterbuch zur Erweiterung des Wortschatzes und zur Verfeinerung der Ausdruckweise beitragen kann.
Für die optimale, erfolgreiche Wörterbuchbenutzung muss im Rahmen der Wörterbuchpropädeutik auf die folgenden hingewiesen werden:
Wenn man nachzuschlagen braucht,

- hat man meistens ein sprachliches Problem, aber die Lernenden müssen zuerst fähig sein, dieses in eine Suchfrage ans Wörterbuch umzuwandeln;
- muss man wissen, wo/wie man im Wörterbuch eine Antwort auf diese Frage finden kann (innerhalb des Wörterbuchartikels und/oder im Anhang des Wörterbuchs);
- soll man die gefundenen Informationen dekodieren, interpretieren, und gegebenenfalls kritisch beurteilen können.

Diese Fähigkeiten nennt man Nachschlagekompetenz. Im Fremdsprachenunterricht gibt es zahlreiche Bereiche, wo die Wörterbucharbeit eine relevante Rolle spielen kann und muss. Zur Einbettung taugen vor allem rezeptive und produktive schriftliche Fertigkeiten, Sprachmittlungsaufgaben und die Wortschatzarbeit, für die auch die metalexikographische Wörterbuchbenutzung relevant sein kann. Eine kontinuierliche (durchdachte und angemessene, sogar auch multimediale) Wörterbuchbenutzungspraxis in dem (mittel)schulischen Fremdsprachenunterricht bereichert die didaktischen Möglichkeiten, erweitert die Kontrollrahmen, und erzieht die Lernenden zum anspruchsvollen, zielbewussten und selbstständigen Handeln. Wie ein weiteres Zitat formuliert: „Wörterbücher sind für die Produzenten fremdsprachlicher Texte so unerläßlich, wie Kompaß und Seil für einen Bergsteiger. Sie helfen ihm bei der Orientierung, geben ihm Sicherheit und Selbstvertrauen." (Eggert 1998: 175) Diese Entwicklung ist ein schönes Teilziel des Fremdsprachenunterrichts.

Literatur

Bèjoint, Henri (1981): The teaching of dictionary use: present state and future tasks In: Wörterbücher: An International Encyclopedia of Lexicography Vol.1. Walter de Gruyter Bln and NY, S. 208-215.

Dringó-Horváth Ida (2005): Analyse und Evaluation des elektronischen PC-Wörterbuches als modernes Lehr- und Lernmedium für DaF. In Koloman Brenner/ Roberta Rada (Hg.): Praktische Aspekte der Lexikographie, Budapester Beiträge zur Germanistik. Band. 48. ELTE Germanistisches Institut. Budapest, S. 79-87.

Dringó-Horváth, Ida (2011a): Hogyan válasszunk elektronikus szótárat a nyelvtanuláshoz? (*Wie wählt man elektronische Wörterbücher für den Fremdsprachenunterricht?*) In: Iskolakultúra 2011/6–7, S. 141-156.

Dringó-Horváth, Ida (2011b): Typen und Untypen elektronischer Wörterbücher. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2010. Budapest/Bonn, S. 67-88.

Dringó-Horváth, Ida (2012): Lernstrategien im Umgang mit digitalen Wörterbüchern. In: Fremdsprache Deutsch Heft 46, 2012, S. 36.

Eggert, Sylvia (1998): Das Wörterbuch beim Produzieren fremdsprachiger Texte - Potenzen und Grenzen In: Lexicographica 14/1998 S. 170-176.

Engelberg, Stefan/Lemnitzer, Lothar (2009): Lexikographie und Wörterbuchbenutzung. Tübingen: Stauffenburg.

Feld-Knapp, Ilona (2004): Wörterbucharbeit als integrierter Bestandteil des textorientierten Fremdsprachenunterrichts. In: Rita Brdar-Szabó & Elisabeth Knipf-Komlósi (Hg.) Lexikalische Semantik Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt am Main: P. Lang, S. 445-458.

Fenner, Kirsten (1997): Von Text zu Text: Die Textsorte *Wörterbuch* als Vermittlerin bei der Rezeption und Produktion von Texten. Ein benutzerorientierter Ansatz In: Lexicographica 13/1997 S. 169-198.

Hartmann, R. R. K. (1987): Wozu Wörterbücher? Die Benutzungsforschung in der zweisprachigen Lexikographie In: Lebende Sprachen 4/87, S. 154-156.

Hartmann, R. R. K. (1980): Das zweisprachige Wörterbuch im Fremdsprachenerwerb In: Germanistische Linguistik 3-6/80, S. 73-86.

Hausmann, Franz Josef (1985): Welche französischen Wörterbücher soll ich kaufen? In: Bielefelder Beiträge zur Sprachlehrforschung 14. Jahrgang Heft 1+2/85, S. 90-98.

Heath, David/Herbst, Thomas (1985): Wer weiß schon, was im Wörterbuch steht? In: Die neueren Sprachen 84(6), S. 580-595.

Herbst, Thomas (1985): Von Fehlern, die vermeidbar wären In: Bielefelder Beiträge zur Sprachlehrforschung 14. Jahrgang Heft 1+2/85, S. 236-249.

Hessky Regina/Iker Bertalan (2005): Német-magyar, magyar-német tanulószótár. Szeged: Grimm.

Hessky, Regina (1997): Das zweisprachige Wörterbuch, In: Kétnyelvűség a nyelvvizsgáztatásban. Budapest: Eötvös-Loránd-Tudományegyetem, Idegennyelvi Továbbképző Központ, S. 159-164.

Hessky, Regina (1998): Möglichkeiten und Perspektiven für die Arbeit mit phraseologischen Wörterbüchern In: Lexicographica 14/1998 S. 74-81.

Hessky, Regina (2009): Wortschatzarbeit – mit oder ohne Wörterbuch? In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.), Deutsch als Fremdsprache. Sprachdidaktische Überlegungen zu Wortschatz und Textkompetenz. Budapest: UDV, S. 12-22.

Hollós Zita (2001): Német-magyar Suliszótár. Második, javított és bővített kiadás. Szeged: Grimm.

Hollós, Zita (2009): Innovationskraft zweisprachiger Lernerwörterbücher in der ungarischen Lexikographie. [A kétnyelvű tanulószótárak innovációs potenciálja a magyar lexikográfiában.] In: Lexicographica 25. Tübingen 2009, S. 91-108.

Kempcke, Günter (2009): Wörterbuch DaF. Berlin/New York: Walter der Gruyter.

Kispál, Tamás (2002): Seminar zur Wörterbuchbenutzung an der Universität Szeged. In: Deutschunterricht für Ungarn 17, S. 56–65.

Kispál, Tamás (2004): Benutzung von ein- und zweisprachigen Wörterbüchern des Deutschen und des Ungarischen bei Germanistikstudenten in Ungarn. In: Czicza, D./Hegedűs, I./Kappel, P./Németh, A. (Hg.): Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm, S. 265-281.

Kühn, Peter (1982): Sprachkritik und Wörterbuchbenutzung In: Germanistische Linguistik 1-4/82, S. 157-179.

Kühn, Peter (1987): Mit dem Wörterbuch arbeiten. Eine Einführung in die Didaktik und Methodik der Wörterbuchbenutzung (Schriften zur Deutschdidaktik), Bonn-Bad Godesberg: Dürrsche Buchhandlung

Kühn, Peter (1998): Positionen und Perspektiven der Wörterbuchdidaktik und Wörterbucharbeit im Deutschen In: Lexicographica 14/1998, S. 1-14

Kühn, Peter (2010): Wörterbücher/Lernerwörterbücher. In: Krumm, Hans-Jürgen/Fandrych, Christian/Hufeisen, Britta/Riemer, Claudia (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. HSK 35.1. Berlin: De Gruyter, S. 304-315.

Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache, Berlin: Langenscheidt 2007.

Langenscheidt Taschenwörterbuch Deutsch als Fremdsprache Berlin: Langenscheidt 2007.

Löschmann, Martin (1993): Effiziente Wortschatzarbeit: alte und neue Wege - Vlg. Peter Lang GmbH: Frankfurt am Main (Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion; Bd.1)

Menzel, Wolfgang (1977): Im Wörterbuch nachschlagen In: Praxis Deutsch 21/77, S. 38-39.

Muráth, Judith (2002): Zweisprachige Fachlexikographie, Budapest: Universitas-Nemzeti Tankönyvkiadó Rt., 209 S. (= Pécser Beiträge zur Sprachwissenschaft; 5.)

Pantó-Naszályi, Dóra (2000): „SZÓjátékTÁR. Gyakorlatok és ötletek a sikeres szótárhasználat elsajátításához.“ Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.

Pantó-Naszályi, Dóra (2006): (R)észkérdés? Nyelvtanároknak a szótárdidaktikáról. Szeged: Grimm Kiadó.

Pantó-Naszályi, Dóra (2013): Sprache und Wechsel: Interaktionsgewohnheiten im Fremdsprachenunterricht, DUFU 25, Budapest, S. 53-68.

PONS Basiswörterbuch Deutsch als Fremdsprache: das einsprachige Lernerwörterbuch zum neuen Zertifikat Deutsch, 1999.

Püschel, Ulrich (1989): Wörterbücher und Laienbenutzung In: Wörterbücher: An International Encyclopedia of Lexicography Vol.1. Walter de Gruyter Bln and NY, S. 128-135.

Reder, Anna (2011): Zur Auffindbarkeit von Kollokationen in Lernerwörterbüchern In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, 2011, S. 290-313.

Ripfel, Martha/Wiegand, H.E. (1986): Wörterbuchbenutzungsforschung. Ein kritischer Bericht In: Germanistische Linguistik 87-90/1986, S. 491-520.

Schaeder, Burkhard (1984): Anleitung zur Benutzung einsprachiger nhd. Wörterbücher In: Der Deutschunterricht 36, 5/1984, S. 81-95.

Schaeder, Burkhard (1998): Wörterbucharbeit und Sprachnormkontrolle In: Lexicographica 14/1998, S. 41-54.

Schaeder, Burkhard (2000): Wörterbucharbeit im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Kühn, Peter (Hg.): Wortschatzarbeit in der Diskussion. Hildesheim: Olms (= Germanistische Linguistik, 155-156; Studien zu Deutsch als Fremdsprache V), S. 249-280.

Sturm, Dietrich (1991): Das Bild im Deutschunterricht In: Fremdsprache Deutsch, Heft 5/1991, S. 4-12.

Taschenwörterbuch DaF Langenscheidt

Tönshoff, Wolfgang (2007): Lernstrategien In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Handbuch FSU. 5. Auflage. Tübingen/Basel: Francke 2007, S. 331-335.

Wagner, Horst (1985): Wozu einsprachige Wörterbücher für den fortgeschrittenen Lerner des Französischen? In: Bielefelder Beiträge zur Sprachlehrforschung 14. Jahrgang Heft 1+2/85, S. 249-260.

Wiegand, H.E. (1987): Zur handlungstheoretischer Grundlegung der Wörterbuchbenutzungs-forschung In: Lexicographica 3/1987, S. 178-227.

Wiegand, Herbert Ernst (1998): Wörterbuchforschung. Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie. 1. Teilband. Berlin: De Gruyter.

Zöfgen, Ekkehard (1985a): Zur Einführung: Wörterbuchdidaktik in Theorie und Praxis In: Bielefelder Beiträge zur Sprachlehrforschung 14. Jg. H. 1+2/85, S. 3-10.

Zöfgen, Ekkehard (1985b): Lernerwörterbücher auf dem Prüfstand oder: Was ist ein Lernwörterbuch? In: Bielefelder Beiträge zur Sprachlehrforschung 14. Jahrgang Heft 1+2/85, S. 10-90.

Balogh, András F. (Hg.): Ungarnbilder im 17. Jahrhundert. Budapest: ELTE Eötvös József Collegium, 2013. 323 S.

Der von András F. Balogh herausgegebene, in Verbindung mit Orsolya Lénárt und Barbara Kinga Hajdú edierte Band gilt als Meilenstein in der imagologischen Forschung über das Ungarnbild in der neuzeitlichen deutschsprachigen Literatur.

Das Buch enthält kritische Editionen von vier Texten des 17. Jahrhunderts, die unter nationalcharakterologischem Aspekt relevant sind. Die Texteditionen entstanden im Forschungsseminar des Eötvös-Collegiums in Budapest. Transkriptionen und Korrekturen wurden von Zsuzsanna Vogel, Edina Gömbi, Barbara Szilágyi, Csaba Marsai und Zsófia Bella angefertigt, am Korrekturlesen nahmen Stephanie Lotzow und Falko von Scheliha teil. Zur Grundlage für die Editionen wurden Materialien aus der Forschungsbibliothek Gotha, aus der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt und aus dem Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek München in Anspruch genommen.

Den einzelnen Texteditionen werden einführende Studien mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hinzugefügt, die die Funktion haben, eine neue Perspektive auf die Texte zu eröffnen. Diese Beiträge stellen das Œuvre des Verfassers des Originaltextes und das im Text veranschaulichte Ungarnbild in den Fokus. Das Buch ist mit einem Bilderanhang versehen (S. 317-323). Der Band setzt sich das Ziel, das Ungarnbild der Epoche zu kennzeichnen.

Die längste kritische Textausgabe des Bandes ist die des Epos von Jacob Vogel betitelt „Vngrische Schlacht"[1] (1626). Das Werk wurde vollständig im ganzen Wortlaut herausgegeben. Das bei der Veröffentlichung des Textes verfolgte Prinzip war, die Originalfassung und deren Erscheinungsbild originalgetreu wiederzugeben, jedoch wurde der Text leicht modernisiert, die Schriftweise wurde nämlich vereinheitlicht. Offensichtliche Druckfehler und orthografische Inkonsequenzen wurden einer Korrektur unterzogen. Außer dem Volltext des Vogelschen Epos beinhaltet der Band Auszüge aus folgenden Werken: „Neue Beschreibung des Kǒnigreichs Vngarn"[2] (1664) von Martin Zeiller, „Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung"[3] (1664) von Salomon Schweigger und

1 Vogel, Jacob: Vngrische Schlacht. […] Gedruckt zu Jehna / bey Johann Weidners Witben / in Verlegung Des Authoris vnd bey Vermeydung einer scharffen Satyra nicht nachzudrucken. Im Jahr nach Christi Geburt 1626.

2 Zeiller, Martin: Neue Beschreibung des Kǒnigreichs Vngarn […] herausgegeben und verleget von JOHANN BEZA. Leipzig / Zu finden in Christian Kirchners Buchladen. Gedruckt bey Johann Erich Hahnen / 1664.

3 Schweigger, Salomon: Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung […]. Gedruckt zu Nǔrnberg / bey Wolf Eberhard Felßecker / In Verlegung Johann Kramers. M. DC. LXIV.

„Thesaurus Exoticorum"[4] (1688) von Eberhard Werner Happel. Das Schriftbild dieser Texte wurde nicht rekonstruiert. Nach András F. Balogh stehen die Originaltexte in komplementärer Beziehung zueinander, sie ergänzen einander, die Auszüge bieten ein Gegenbild zum Epos: Während das Epos die Merseburger Schlacht (933) fiktiv darstellt, weisen die halbfiktionalen Auszüge Dokumentarismus auf, indem sie den Horizont der zeitgenössischen Leser schildern.[5]

Der Studie von András F. Balogh über das Epos „Vngrische Schlacht" von Jacob Vogel (S. 9-18) kann eine besondere Wichtigkeit beigemessen werden. Jacob Vogel und sein Epos sind nämlich trotz der ungarischen Bezüge in Ungarn einem kleinen Kreis bekannt. Neben der Abhandlung von András Vizkelety[6] (2007) zählt der Beitrag von András F. Balogh zur zweiten Säule der ungarischen Fachliteratur über Jacob Vogel und sein Epos. In der Abhandlung wird zuerst der Stellenwert des Epos in der Reihe der Ungarndarstellungen unterstrichen. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt in der detaillierten Erörterung der im Epos angewandten Völkerbeschreibungsmethoden mittels Auto- und Heteroimages, Fremd- und Feindbildern bzw. den dem deutschen Nationalbewusstsein dienenden mittelalterlichen Stereotypen. Es wird dann kurz der Lebenslauf des Dichters behandelt. Später wird die Themenwahl rekonstruiert. Im Aufsatz wird darüber hinaus auf die Quellen, den zeitlichen Rahmen, den Sprachgebrauch, den sprachlichen Aufbau und die Vorgehensweise der Textedition des Epos eingegangen. Der Studie folgt der Volltext des Epos (S. 19-167).

Der einführende Aufsatz von Barbara Kinga Hajdú (S. 168-173) positioniert die Reiseliteratur innerhalb der Textquellen, die ein Ungarnbild enthalten. Es werden die wichtigsten Textsorten der Reiseliteratur aufgezählt. Bei der Begründung der Auswahl der Textauszüge aus dem Baedecker „Neue Beschreibung des K̊onigreichs Vngarn" von Martin Zeiller und aus dem Werk „Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung" von Salomon Schweigger wird hervorgehoben, dass sie formal, inhaltlich und stilistisch sehr unterschiedlich resp. geographisch auf die Stadt Ofen begrenzt sind. Im ersten Teil der Studie werden der Lebenslauf und die zeitgenössische Bewertung des Œuvres von Martin Zeiller dargestellt. Es werden auch die Quellen des Werkes, die Quellenarbeit

4 Happel, Eberhard Werner: Thesaurus Exoticorum […]. Hamburg: Thomas von Wiering 1688.

5 Balogh, András F. (Hg.) (2013): Ungarnbilder im 17. Jahrhundert. Budapest: ELTE Eötvös Collegium. S. 7, 18.

6 Vizkelety, András (2007): Azok a kutya magyarok …: Német barokk eposz a merseburgi csatáról. [Diese hundswütigen Ungarn …: Ein deutsches Barockepos über die Merseburger Schlacht]. In: Vizkelety, András (2011): Ad fontes. Válogatott tanulmányok – Ausgewählte Schriften. Ünnepi kötet Vizkelety András 80. születésnapjára. Festgabe für András Vizkelety zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Berzeviczy Klára, Jónácsik László, Lőkös Péter und Sarbak Gábor. Budapest: Szent István Társulat. S. 325-330.

des Verfassers und die Textstruktur des Baedeckers behandelt. Im zweiten Teil des Beitrags wird zuerst der Lebenslauf von Salomon Schweigger dargestellt. Später werden der inhaltliche und formale Aufbau, die Texteditionen, der Stil und die zeitgenössische Bewertung des Reiseberichtes erörtert. Der einleitenden Abhandlung folgen Kapitel aus Martin Zeillers „Neue Beschreibung des Kǒnigreichs Vngarn“ (S. 174-185) und Salomon Schweiggers „Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung“ (S. 187-203).

Die Studie von Orsolya Lénárt über das Werk „Thesaurus Exoticorum“ von Eberhard Werner Happel (S. 204-220) fängt mit der Bewertung des Œuvres und der Schreibtechnik des Autors an. Danach wird die Bedeutung des „Thesaurus“ unter dem Gesichtspunkt der Ungarnbeschreibungen unterstrichen. Später wird das Werk innerhalb der Happelschen Kosmographien positioniert bzw. die Schaffensmethode des Verfassers behandelt. Das Hauptgewicht des Beitrags liegt in der Untersuchung der Bestandteile des Ungarnbildes im Werk „Thesaurus Exoticorum“. Es werden in Bezug auf die Ungarnbilder die drei Beschreibungsschemata aufgezählt, die in den im Band publizierten Textstellen vorkommen: fertilitas-Topos, propugnaculum-Topos und völkercharakterologische Topoi. In den nächsten Abschnitten werden die Elemente dieser Topoi facettenreich erörtert. Zum fertilitas Pannoniae-Topos (fruchtbares Ungarn) gehören Produkte des ungarischen Weinbaus, Gebirge, Felder (Weiden, Wiesen, Wälder), Nahrungsmittel (Fleisch, Fisch, Obst- und Gemüsesorten), Gewässer (Heilwasser, Bäder, Brunnen), Metalle, Edelsteine und Mineralien, Bergwerke, Kupfer und Gold. Zum propugnaculum Christianitatis-Topos (Ungarn als Bollwerk des Christentums) zählen Personen-, Festungen- und Städtebeschreibungen. Unter den völkercharakterologischen Topoi findet man u.a. das Verräter-Bild, militärische Tugenden, die Brutalität ungarischer Soldaten, Kultur, Sprache, Äußeres, Pferd und Gewehrarsenal. Als Zusammenfassung wird die Kosmographie als eine bedeutende Quelle der Ungarnbilder bewertet. Die edierten Auszüge sind in zwei Teile aufgeteilt: „Kurtzbůndige Beschreibung des Königreichs Ungarn“ (S. 221-243) und „Städtebeschreibungen“ (S. 244-316). Zur „Kurtzbůndigen Beschreibung des Königreichs Ungarn“ gehören Fruchtbarkeit, Bergwerke, Gold, Kobald, Einwohner von Ungarn, Stånde, Wappen und Titul, Einkommen, Macht und Religion. Unter den „Städtebeschreibungen“ sind Neustadt, Preßburg, Altenburg, Oedenburg, Guntz, Petrinia, Leopold-Stadt, Comorra, Raab, Sarwar, Canischa, Serin-War, Copranitz, Zagrabia, Sisek, Wihitsch, Jaiza, Zeng, Neutra, Neuhäusel, Gran, Baracan, Dotis, St. Martinsberg, Papa, Palotta, Vesprin, Stuhlweissenburg, Vivoritza, Novigrad, Vicegrad, Waitzen, Pest, Ofen, Zigeth, Sarvos, Kaesmark, Caschau, Filleck, Erla, Sixo, Hatwan, Fůnfkirchen, Esseck, Ungwar, Munckatsch, Tokay,

Calo, Debritz, Zolnock, St. Niclas, Segedin, Sabaz, Belgrad, Zara, Sebenico, Spalatro, Zatmar, Zeckelheid, Groß-Wardein, Gyula, Janeo, Temeschwar, Weissenburg, Samos-Viwar, Clausenburg, Hermanstadt, Tergovist, Silistria, Sophia, Caminiec, Soczowa, Jas, Philippopolis, Adrianopel, Bialogrod, Varna und Constantinopel zu finden.

Der Band kann mit seinen kritischen Texteditionen als bahnbrechend auf dem Gebiet der imagologischen Forschung über das Ungarnbild in den Texten des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden. Das Buch hat sein Ziel völlig erreicht. Der Band ist sowohl den interessierten Studenten als auch dem gelehrten Publikum zu empfehlen.

Hajnalka Forgács (Budapest)

Márta Fata (Hg., unter Mitarbeit v. Katharina Drobac): Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2013 (= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Bd. 16). 233 S.

Der vorliegende Band der Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde geht aus einer 2008 stattgefundenen Tagung hervor und erläutert die Geschichte der Donauschwaben in einem methodischen Rahmen, der sich nach wie vor ungebrochener Aktualität erfreut und gerade bezüglich des anvisierten Themenhorizonts mit zahlreichen Konsequenzen aufwartet. Die zwölf Beiträge beschäftigen sich mit der Siedlungsgeschichte der Donauschwaben (allen voran mit den Gebieten Batschka, dem Banat und der Schwäbischen Türkei bzw. auf das 18. Jahrhundert) als Gegenstand kollektiver Erinnerung, und greifen hierzu auf Theorien des kulturellen Gedächtnisses bzw. der Gedächtnisorte ebenso zurück wie generell auf Konzepte der kulturellen Identität. Dass sich dieser Zugriff lohnt, erweisen die Beiträge bereits bei der Bündelung von spezifischen Merkmalen der Geschichte der Donauschwaben. Denn es zeigt sich erstens, dass die donauschwäbische Geschichte zwischen Zeitenverläufen unspektakulären bäuerlichen Daseins und markanten historischen Zäsuren wie Ansiedlung und Vertreibung ‚ausgespannt' ist, mit der Folge, dass man bei Entstehung des modernen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert notgedrungen und stellvertretend nur auf letztere zurückgreifen konnte: die positiv wie negativ besetzten his-

torischen Traumata der Ein- und Auswanderung. Ein Phänomen, das im Band als historisch spät zu verankernde mythische Ausgestaltung des Anfangs (bzw. des tragischen Endes) beschrieben wird. Zweitens erweist sich, dass das historische Narrativ donauschwäbischer Identität immer schon mit einer extremen Knappheit historischer Quellen, gar einem kompletten Mangel an gut verbürgter Überlieferung auskommen musste, in dessen Konsequenz hier Mechanismen und Strategien der modernen imagined community besonders deutlich werden und als solche Aufmerksamkeit verdienen. Das Problem mangelhafter Überlieferung betrifft übrigens nicht nur die Ansiedlungsgeschichte im 18. Jahrhundert, sondern auch und besonders die Geschichte der Vertreibung im 20. Jahrhundert, die durch politisch erzwungenes bzw. persönlich-traumatisches Verdrängen des Vergangenen gekennzeichnet war. Dabei zeigt sich, dass das die kollektive Phantasie beeinflussende Fehlen von Fakten besondere Methoden der Erforschung minderheitlicher Vorstellungsbildung nahelegt: Sie macht Annäherungen an die Oral History, das Generations-Gedächtnis von Zeitzeugen (soweit dies überhaupt möglich ist) notwendig. Eine Aufgabe, die zwar nicht das zentrale Thema des Bandes darstellt, durch dessen Analysen der historischen Spezifika donauschwäbischer Bewusstseinsbildung dennoch methodisch untermauert wird. In den historischen Rückblenden der Beiträge wird drittens auch klar, dass die Herausbildung eines das Lokale überbietenden Gemeinschaftsgefühls bei den Donauschwaben mehr ein von außen herangetragener Zwang als ein inneres Bedürfnis war, dessen Notwendigkeit sich erst während des nation buildings des 19. Jahrhunderts (als Antwort auf die zunehmende Magyarisierung seit 1867) und mit der Entstehung der neuen Nationalstaaten (nach 1920) einstellte, auf deren Gebieten seit der Zwischenkriegszeit auch die deutschstämmigen Minderheiten zu leben und sich zu behaupten hatten.

Die genannten Aspekte (des Unspektakulären, des Mangelhaften und des Äußerlichen) werden in der im Band vertretenen methodischen Perspektive berücksichtigt, indem das Augenmerk nicht erst auf die Geschichte, sondern auf deren Erfahrbarkeit und vor allem deren Medien gerichtet wird. Je weniger ein Geschichtsabschnitt zugänglich und rekonstruierbar ist, desto deutlicher sind die Mittel, die die historische Fremd- und Selbsterkenntnis bestimmen, und dies wird im Band im Hinblick auf den Selbstbezug einer modernen Schicksalsgemeinschaft – auf die Erschaffung donauschwäbischer Identität – ausgeführt. Bereits die den historischen Grundlagen gewidmeten Beiträge (von János Barta und Márta Fata) heben diesen Sachverhalt hervor, indem sie neben den amtlichen Quellen der Ansiedlung die Zeitgenossenkommentare, allen voran die Selbstzeugnisse der Kolonisten aus dem 18. Jahrhundert, heranziehen. In der Ansiedlungsphase zeichnet sich dabei al-

lerdings ein Bewusstsein ab, das pragmatisch-lebensstrategisch ausgerichtet ist (als solches mit Topoi der Arbeit und des Fleißes operiert) und den späteren Lokalpatriotismus der Donauschwaben begründet. Dieser – relativ ideologiefreie – Ausgangspunkt wird während der Geschichte der donauschwäbischen Identitätsbildung ebenso beibehalten, wie – unter dem Druck der Zeiten – ideologisch überformt. Auch wird er ergänzt und modifiziert, wie mehrere Beiträge des Bandes nachdrücklich bezeugen, durchs Bewusstsein dessen, dass die donauschwäbische Identität mehrfachkodiert ist und nie die durchs politisch-kulturelle Umfeld erwünschte (erzwungene oder eben verbotene) Einheit des Nationalen behaupten kann.

So verdankt sich die Entstehung von Stefan Jägers Bildtriptychon „Die Einwanderung der Schwaben in das Banat“ (1910), wie der Beitrag von Christian Glass zeigt, durchaus dem Wunsch nach historischer Selbstprofilierung und verarbeitet dennoch ein Sujet, das den Heroismus des Anfangs nur bedingt zum Tragen kommen lässt und statt dessen das historische *double bind* donauschwäbischen Heimatgefühls verdeutlicht. Die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte des Gemäldes illustriert darüber hinaus die Zirkulation von Bewusstseinsinhalten und objektiv gemachten Sachverhalten: Sie zeigt, wie die im künstlerischen Artefakt visualisierten Vorstellungen (konkrete Wünsche der Auftraggeber, die ihrerseits auf erworbenen Wunschvorstellungen beruhen) spätere Modellierungen prägen und als Material des Eigenen weitergestaltet werden. In medienhistorischer Hinsicht wird dies durch das Nachleben des Bildes als Druck, Buchillustration oder gar als bei Feierlichkeiten präsentiertes lebendes Bild bekräftigt: Es zeigt die kontextuelle und mediale Flexibilität jener Inhalte an, die durch Jäger ins Bid gesetzt und als Topos stabilisiert wurden. Einen noch größeren Reichtum identitätsstiftender und -relativierender Momente findet man in Stefan Kircz' Volksschauspiel „Die Einwanderer von Tevel“ (1922), in dem sich, wie Katharina Drobac ausführt, die Politik des Eigenen (wie z.B. der historische Dokumentarismus und die Sprachreflexion des Stücks) mit Gesten politisch-kultureller Selbst-Kontextualisierung (Bekenntnissen zum historischen Land Ungarn) verbunden werden. Drobac legt den im Stück vertretenen Kulturbegriff der Kolonisten als eine „Kultur der Akkulturation” (S. 114) aus, und stellt Kircz' „Gratwanderung zwischen dem Eigenen und Fremden” (ebd.) der nationalistischen Haltung von Karl von Möllers zeitlich benachbartem Stück „Schwaben“ (1922) gegenüber. Wobei schon der Nachweis zweier zeitgleicher Stücke von differenter Tendenz die These von der Plastizität und der Mehrfachkodierung donauschwäbischer Identität unterstreicht.

Der Theatralität, der bewusstseinschaffenden Inszenierung gemeinsamer Erinnerung ist auch Ingomar Senz' Analyse der 175-Jahr-Feier der Gemeinde Filipowa (1938) gewidmet. Die Ver-

anstaltung bietet ein gutes Beispiel für die gegenseitige Beeinflussung von Politik und Kultur und zeigt darüber hinaus (im Streit um das Kolonistendenkmal) auch den konfliktbeladenen Kern jeder politischen Initiative, gar erst einer mehrfachkodierten Identität an. Politik: Der Kampf für die eigene bzw. gegen die fremde Identität wird auch in den Beiträgen von Ferenc Eiler und Ágnes Klein zum Geschichtsbild von Donauschwaben behandelt. Während Eiler Jakob Bleyers Bemühungen beschreibt, durch Anregung von Heimatforschung und Gründung eines historischen Organs (der „Deutsch-Ungarischen Heimatsblätter“, 1929) Geschichte und gar erst die Spezialgeschichte der Donauschwaben auf sichere Grundlage zu stellen, berichtet Klein in einer Übersicht über die Grundschul- und Geschichtslehrbücher der Zwischen- und Nachkriegszeit darüber, wie die nationalstaatliche Identitätspolitik Geschichte zu verdrängen vermag. Ein Problem, dem sich Bleyer auch als aktiver politischer Vertreter der deutschstämmigen Minderheiten und gar erst als Gegner nationalistischer Radikalisierung von Nation und Nationalität (als Programmgeber der „Deutschungarn”, S. 91) ausgesetzt sah. Als besonderes und auch durch die Heimatforschung vorangetriebenes Medium der Identitätsschaffung beschreibt Katalin Orosz-Takács die Heimatbücher ungarndeutscher Minderheiten. Das Besondere von Heimatbüchern ist die Spannung, die sich zwischen dem physischen Ort (dem verlassenen Heimatdorf) und der Erinnerung an ihn (als imaginiertem Raum) auftut: Denn das Bild, das Heimatbücher zu zeichnen versuchen, ist nur bedingt ‚echt’, und zeigt vielmehr das, „wie sie [die ehemaligen bewohner des Ortes] sich selbst sehen und wie sie gesehen werden wollen” (S. 142). Dennoch sind Heimatbücher auch Dokumente, in denen der Wechsel vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis stattfindet und eine Kultur sich letztendlich verschriftlicht (bzw. verbildlicht).

Mit weiteren Medien der Erinnerungskultur der Zwischen- und Nachkriegszeit (bis zur Gegenwart) setzen sich die Monumenten und Gedächtnisorten gewidmeten Beiträge des Bandes auseinander. Josef Schwings sprachhistorisch-etymologischer Beitrag analysiert Ortsnamen als Monumente donaschwäbischer Vergangenheit und zeigt Beispiele des in Namensgebungen stattgefundenen kulturellen Austauschs. János Krähling demonstriert am evangelisch-lutherischen Kirchenbau des Komitats Tolnau, wie sich die Mehrfachidentität deutschstämmiger Kolonisten in allen Lebensbereichen artikuliert: Denn in Kirchenbauten ist es vielfach zur Amalgamierung national-konfessioneller Kodierungen und landeseigener architektonischer Traditionen gekommen. Schließlich führen Márta Fata und Klaus J. Loderer zahlreiche Beispiele von Gedenkstätten auf ehemaligen Siedlungsgebieten bzw. in Deutschland vor. Dabei eröffnet sich ein ganzer Komplex von gestalterischen Aspekten von Gedächtnisor-

ten: Die Bilder und Topoi der Erinnerung werden in den Gedenkstätten dem orts- und zeitspezifischen Bedingungsrahmen eingepropft und ergeben im Vergleich eine spezifische kulturelle Taxonomie von Ahnen- und Ansiedlungsdenkmälern. Einmal mehr zeigt sich an ihrem Beispiel eine der spannendsten Beobachtungen des Bandes: diejenige, dass sich die donauschwäbische Identitätsbildung nach wie vor aus der Symbolik des sinnträchtigen kulturellen Ortswechsels und der Krux des historischen Umschlags von Glück und Unglück, Anfang und Ende herleitet.

Endre Hárs (Szeged)

Haberland, Detlef; Géza Horváth (Hg.), unter Mitwirkung von Tünde Katona und Judit Szabó: Hermann Hesse und die Moderne: Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Praesens, 2013. 360 S.

Der Band dokumentiert eine internationale Tagung, die aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters Hermann Hesse vom 2. bis zum 5. Mai 2012 am Germanistischen Institut an der Universität Szeged stattgefunden hat. Da das Buch nicht nur die Beiträge der Vortragenden dieses Symposions enthält, sondern auch die Rede zur Eröffnung der begleitenden Ausstellung des einen Herausgebers und das Grußwort zum Abendkonzert des anderen sowie auch das Konzertprogramm inklusive der Texte von Richard Strauss' dort von Mária Temesi und Péter Oberfrank gegebenen Vier letzten Liedern, kann man wohl mit vollem Recht von einer umfassenden Dokumentation sprechen. Ein Personenregister hebt den Band in Bezug auf Leserfreundlichkeit aus der Masse der Konferenzpublikationen heraus. Bei so viel Sorgfalt ist es schade, dass einige auch an exponierten Stellen auftretende Flexions- (zum Beispiel im Einleitungstext des Registers, S. 354) und Kongruenzfehler (zum Beispiel im Vorwort, S. 7) nicht entdeckt und korrigiert worden sind. Im Vorwort hätte man auch kurz vermerken können, worin die auf dem Titelblatt erwähnte Mitwirkung von Tünde Katona und Judit Szabó bestand. Aber Schluss nun mit der Beckmesserei!

Dass Ralph Freedmans Beitrag im Band an erster Stelle steht, ist thematisch gesehen wohl kein Zufall. Nicht nur, weil sich der Autor mit dem jungen Hesse beschäftigt, sondern vor allem, weil er ihn am Beispiel von Demian als einen Pionier der Innerlichkeit darstellt, einer aus der Katastrophe des Ersten Weltkriegs geborenen Wendung zum und Apotheose des Inneren. Über

die am Schluss des Aufsatzes postulierte anthropologische Konstanz des „Innenleben[s] der äußeren wie auch der menschlichen Natur“ (S. 17) ließe sich freilich trefflich streiten.

Dorothea Böhme geht den Spuren der Psychoanalyse in Hesses Erzählung Klein und Wagner nach und analysiert seine Umdeutung von Nietzsches Gedanken zum Kampf zwischen dem Apollinischen und dem Dionysischen. Der Protagonist der Erzählung macht in dieser Interpretation einen Prozess des Erwachens zur Erkenntnis durch, indem er auf sein Unbewusstes zu hören lernt. Zugleich aber ist dieser Prozess auch einer der Verführung des Apollinikers durch Dionysos, der nur mit dem Tod enden kann.

Herausgeber Géza Horváth versucht einerseits mit Hilfe einer textimmanenten Analyse Das Glasperlenspiel als eine in sich geschlossene und fantastische textuelle Welt und andererseits auch als „Gipfel“ (S. 32) von Hesses Lebenswerk zu lesen. Diese doppelte Lektüre zielt freilich nicht auf ein ästhetisches Werturteil, sondern auf das Auffinden von Motiven und Strukturen, die dieses Lebenswerk durchziehen. In sublimierter Form finden sich so Figuren wie Klingsor, Haller und Siddhartha im Protagonisten des Glasperlenspiels wieder.

Veronica Buciuman versucht zunächst aus Hesses Bemerkungen zum Lesen in seinen Essays eine Typologie des Lesers herauszuarbeiten. Ausgehend von der These des „pädagogische[n] Impetus des Schriftstellers“ (S. 51) untersuchte sie dann die Rolle dieser Lesertypen für die Konstruktion der Hesseschen Romanfiguren. Überlegungen zum Erwartungshorizont der Figuren führen sie zur Schlussfolgerung, dass Hesse „bis zu einem gewissen Grad die Rezeptionsästhetik“ (S. 62) vorweggenommen habe. Diese von Buciuman nur angedeutete These wäre durchaus einer eigenen Untersuchung wert.

Einer der ambitioniertesten Beiträge ist der von Volker Wehdeking. Er widmet sich zwar mit dem Motiv des Künstler-Außenseiters einem Thema, das man mit den Herausgebern in die Kategorie „zerlesen“ (S. 8) einordnen könnte, doch hat sein Ansatz durchaus eine innovative Komponente. Wie schon Dorothea Böhme geht auch er von Hesses Erfahrungen mit und Rezeption der Psychoanalyse und der daraus folgenden Umdeutung Nietzsches aus. Dabei konzentriert er sich auf Knulp und Narziß und Goldmund, die er als neuromantische Antworten liest, die sich antizyklisch zu den literarischen Strömungen der Zeit verhalten. Es gelingt ihm dabei Impulse zu setzen, die zu einem Weiterdenken von Hesses literatur- und kulturgeschichtlicher Positionierung im Verhältnis zum Koordinatensystem der Moderne anregen.

Hesse als Leser und Kritiker der Romantik ist dann Thema des Beitrags von Magdolna Orosz, die die Frage stellt, ob Hesse ein „romantischer Romantik-Kritiker“ (S. 98) gewesen sei. Nach einer Skizze der Romantik-Rezeption um 1900 stellt sie jeweils kurz Hesses Novalis-, Hoffmann- und Eichendorff-Lek-

türen vor und arbeitet die Rolle von Hesses Kritiken im Prozess der Herausbildung seiner eigenen Ästhetik um die Jahrhundertwende heraus.

Die Mediävistin Tünde Katona untersucht in ihrem Beitrag Hesses Vorworte zu seinen Ausgaben mittelalterlicher Texte und seine Rezensionen von Literatur über das Mittelalter zwischen 1911 und 1925 und verweist dabei vor allem auf die Zäsur, die der Erste Weltkrieg sowohl in Hinblick auf die publizistische Tätigkeit als auch die Mittelalterauffassung Hesses bedeutete.

Der Böll-Herausgeber Árpád Bernáth vergleicht je einen essayistischen Text Hesses und Heinrich Bölls über Franz von Assisi. Er stellt dabei zwar die unvermeidliche Frage, ob Böll den früher erschienen Text Hesses wohl gekannt habe, aber nicht um die Beantwortung solcher biographischer Fragen geht es ihm primär, sondern um die Rolle der Konzeption – oder wie Bernáth selbst formuliert: des „Archetypus" – „Franz von Assisi" (S. 116) im Werk der beiden Autoren. Der Schwerpunkt liegt dabei deutlich auf Heinrich Böll.

Als einer von zwei Beiträgen des Bandes widmet sich der von Sabine Gruber der Lyrik von Hermann Hesse, wenn sie sich dem dort oft anzutreffenden Gebetsgestus zuwendet. Sie weist auf die Multikonfessionalität der religiösen Bezüge selbst noch in den Marienliedern und die damit verbundene Verfremdung des scheinbar Vertrauten hin und arbeitet die verschiedenen Formen der Hinwendung eines lyrischen Ich zu einem lyrischen Du heraus, welche der Gebetsgestus ermöglicht, bis hin zum Aufgehen des Ich im Du und damit dem „Aufheben der literarischen Kommunikationssituation" (S. 129).

László V. Szabó wirft einen eingehenderen Blick auf die Schopenhauer-Rezeption Hesses, die er vor allem an Taedium vitae, Klein und Wagner und Siddhartha untersucht. Dabei kann er zeigen, dass Hesse in Schopenhauers Philosophie in erster Linie eine Vermittlungsmöglichkeit zwischen Okzident und Orient erblickte. Neben den offensichtlichen Übereinstimmungen legt Szabó besonderen Wert auf die Abweichungen Hesses von Schopenhauer, um ihn als einen eigenständigen Vermittler zwischen westlicher und östlicher Philosophie vorzustellen.

Der funktionalistischen Religionsauffassung Durkheims stellt Carina Gröner die Religionssoziologie Thomas Luckmanns gegenüber. Hesses Siddhartha liest sie als „Dekonstruktion des Buddhismus als alternative Institutionsform" (S. 152) im Sinne Durkheims und Betonung des individuellen Charakters religiöser Erfahrung. Vermittelbar sei diese individuelle Erfahrung nur als ästhetische Erfahrung. Warum „damit [aber] der Text […] ausschließlich auf sich selbst" (S. 160) verweise, bleibt dem Rezensenten unklar.

Einer der hervorragendsten Beiträge des Bandes ist der von Helga Esselborn-Krumbiegel, der sich Hermann Hesse im kulturellen Gedächtnis in Amerika, Japan und im deutschsprachigen Raum widmet. Sie arbeitet eine doppelte Einschreibung Hesses in die-

ses Gedächtnis heraus, einerseits „als Signatur des Zeitgeistes“ (S. 164) – Beat Generation, Counter Culture in Amerika, Widerstand gegen die Zwänge der Gesellschaft in Japan, LSD und ‚68’ in Deutschland – und andererseits als Bildungsgut des Bildungsbürgertums. An drei Beispielen wiederum aus den drei kulturellen Räumen weist sie außerdem nach, dass die intertextuelle Bezugnahme vereinzelt auch von diesem Schema abweichen und Hesse damit in neue Kontexte stellen kann.

Arno Gimber gibt Einblick in die spanische Hesse-Rezeption, die erst spät begann und schnell vom Sieg des Franquismus unterbrochen wurde. Nach Versuchen der Eingliederung in das franquistische Wertsystem, die Gimber mit Recht als „Missbrauch“ (S. 193) von Hesses Kunst bezeichnet, wird er zum vielgelesenen Autor in der Demokratie, wo insbesondere seine religiösen Ideen auf Anklang stoßen, da sie keine radikale Abkehr vom Christentum verlangten, zugleich aber institutionalisierte Religion ablehnten.

Anita Czeglédy liefert einen Beitrag zur Biographie Hesses; in erster Linie aber zu der des ungarischen Religions- und Altertumswissenschaftlers Karl Kerényi, der vor den Nazis in die Schweiz flüchtete, wenn sie den Briefwechsel der beiden unter Einbeziehung auch von Briefen der Ehefrauen vorstellt.

Dem Beitrag von Uli Rothfuss mit dem etwas diffusen Untertitel „Schriftsteller und Hermann Hesse“ (S. 209) hätte wohl etwas mehr Systematik der Fragestellung gutgetan. Er wirft Schlaglichter auf die Hesse-Rezeption, leidet aber auch unter wenig aussagekräftigen Sätzen wie: „Hermann Hesse stellt in allen seinen Werken den Menschen in den Mittelpunkt.“ (S. 220)

Motivische und persönliche Beziehungen zwischen Hesse und Thomas Mann untersucht Miklós Györffy und spannt dabei den Bogen von den Buddenbrooks bis zu Doktor Faustus bzw. von Klein und Wagner bis zum Glasperlenspiel. Viel Neues kommt dabei nicht zutage.

Der zweite Beitrag, der sich mit Hesses Lyrik auseinandersetzt, stammt vom Rilke-Spezialisten Zoltán Szendi. In textnahen Analysen lotet er an mehreren paradigmatischen Beispielen das Unzeitgemäße dieser Gedichte zur Jahrhundertwende aus und trägt somit zur Verortung Hesses in der Moderne bei.

Die Beziehungen zwischen Rilke, Hesse und den „amerikanischen Reformer[n]“ (S. 250), wie er die Transzendentalisten zu bezeichnen beliebt, unter ihnen vor allem Thoreau, untersucht August Stahl. Im Mittelpunkt des Interesses steht dabei Hesses Walden-Rezeption. Aber auch die Beziehungen Rilkes und Hesses werden angesprochen, am Ende treffen sich alle drei beim Verspeisen von Waldbeeren.

Rilke spielt auch im Aufsatz von Lajos Mitnyán eine Rolle, der Hesses Lyrikauffassung anhand seines Essays Sprache und des gleichnamigen Gedichts untersucht. Ohne es explizit auszusprechen verweist auch dieser Beitrag auf die Unzeitgemäßheit von Hesses Lyrik bzw. auf seine Lyrikauffassung im Vergleich zu Rilke.

István Fried lotet in seinem Beitrag das Verhältnis Sándor Márais zu Hermann Hesse aus. Eine wichtige Quelle dabei ist ein ungarischer Zeitungsartikel Márais. Den Schwerpunkt legt Fried dann auf die Wirkungsgeschichte des Demian in Márais Werk.

Herausgeber Detlef Haberland untersucht den „Diskursfaktor ‚Angst'" (S. 290) in seinen zeittypischen Ausprägung in Werken von Alfred Kubin und Hermann Hesse. Der Zeitrahmen der Untersuchung erstreckt sich dabei von 1909 bis Mitte der dreißiger Jahre und die Spannweite der Werke von Kubins einzigem Prosawerk Die andere Seite bis zu Hesses Glasperlenspiel. Neben vielen anderen Gemeinsamkeiten der beiden Künstler steht – so Haberlands These – bei beiden die Angst nicht im Mittelpunkt, sondern wirkt als „immanente Folie" (S. 291) hinter ihren Werken. Haberland zeigt auf, dass es beiden vor allem um die Frage nach der „Überwindung existenzieller und kultureller Angst" (S. 306) geht.

Mit kulturellen Begegnungen zwischen Europa und Indien beschäftigt sich der Beitrag des indischen Forschers Balasundaram Subramanian. Die indische Kultur fasst er dabei als eine paradox in sich geschlossene und zugleich auch für Einflüsse von außen offene auf. Die Faszination der Deutschen vom Orient und insbesondere von Indien lässt er mit Wielands Agathon beginnen, überspringt dann die „Indomanie der deutschen Romantiker" (S. 310) und widmet sich den „echte[n] Morgenlandfahrer[n]" (S. 310) Hermann Hesse und Stefan Zweig, aber auch Rudolf Kassner. In Bezug auf Hesse steht Siddhartha im Zentrum, dessen Werdegang sich als „bewusste Umkehrung herkömmlicher hinduistischer Bildungskonzeption" (S. 320) herausstellt.

Als „Romane der Kriegszeit" (S. 325) liest Metin Toprak im letzten Beitrag des Bandes den Zauberberg von Thomas Mann und Hesses Demian. Zum einen steht somit auch am Ende des Sammelbandes dieser frühe Roman Hesses, der sich fast wie ein roter Faden durch den Band zieht, zum anderen verweist die Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg, die ebenfalls nicht nur in diesem letzten Aufsatz stattfindet, voraus auf das diesjährige Erinnerungsjahr an den Beginn des letzteren. Nicht zuletzt verweist der Band somit auch auf die Notwendigkeit, diesen Krieg als wesentlichen Bestandteil der im Titel angesprochenen „Moderne" zu denken, ein Anspruch, der in etlichen Beiträgen auch eingelöst wird. Immer wieder kommen Beiträge auch auf das Koordinatensystem der Moderne zurück und versuchen Hesse darin zu verorten. Daher muss der Begriff ‚Moderne' in diesem Fall sicherlich nicht „als ‚Etikett' herhalten" (S. 8), wie rhetorisch im Vorwort befürchtet wird, sondern als ein valides Bezugssystem, vor dessen Hintergrund sich Hesse nicht selten als ein Unzeitgemäßer erweist, was wiederum neue Blicke auf das Bezugssystem ‚Moderne' erlaubt. Die besten Beiträge des Bandes loten beide Richtungen aus und lösen somit den Anspruch der Literaturwissenschaft ein, Kulturwissenschaft zu sein.

Karl Katschthaler (Debrecen)

Kerekes, Gábor; Korb, Angela (Hg.): „Bretter, die die Welt bedeuten." 200 Jahre Deutsches Theater in Pesth. Budapest: Ad Librum, 2013 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft Band 3). 113 S.

Mit dem Studienband „‚Bretter, die die Welt bedeuten.' 200 Jahre Deutsches Theater in Pesth" erschien als Band 3 in der Reihe Wissenschaft der Neue-Zeitung-Bücher das Material der im Rahmen der Woche der deutschsprachigen Kultur an der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest (ELTE) im November 2012 veranstalteten gleichnamigen Konferenz, die aus Anlass der Eröffnung des vor 200 Jahren größten deutschen Theater Europas, des Königlichen Deutschen Theaters (am heutigen Budapester Vörösmarty-Platz) von dem Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrerbildungszentrum der ELTE, dem Germanistischen Institut der ELTE in Zusammenarbeit mit dem Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) veranstaltet wurde. Der Band legt das gesamte Material der Tagung vor.

Die schauspielerische und theatralische Leistung der vergangenen Jahrhunderte ist für den Menschen unserer Zeit aus dieser historischen Perspektive nicht nachvollziehbar, da es sich im Falle der Inszenierungen um den augenblicklichen Kunstgenuss und die jeweilige konkrete künstlerischere Leistung handelt, von der es – in Ermangelung der technischen Möglichkeiten – keinerlei Ton- oder gar Filmaufzeichnungen gibt. Lediglich Theaterkritiken, Memoiren und Briefe von Zeitgenossen bieten ein Bild über die damalige Epoche und das Theaterleben des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die Beiträge des Bandes behandeln Identitätsstrukturen des deutschsprachigen Publikums sowie die Beziehungen zum Ungarntum und geben einen Ausblick auf die Wirkung des Zeitgeistes.

Die einzelnen Beiträge sind entsprechend der Chronologie der von ihnen behandelten Zeiträume angeordnet, wodurch sich die geschichtlichen Prozesse deutlicher ablesen lassen.

László Tarnóis (ELTE/Gáspár-Károli-Reformierte-Universität Budapest/ KGRE) Beitrag „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" zeichnet ein authentisches Bild über die deutschsprachige Schauspielkunst im alten Pesth und Ofen, womit er einen Rückblick in die Zeit vor der Eröffnung des Königlichen Deutschen Theaters eröffnet, als in der Zeit vor und nach 1800 keine bedeutendere deutschsprachige Stadt Ungarns ohne deutsche Schauspielstätten blieb. Diese und so auch die Namen der Schauspieler sind allerdings etwa seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert im Gegensatz zu den ehemaligen ungarischen Schauspielern aus der kollektiven Erinnerung

verblasst. Selbst über die erfolgreichsten deutschen Schauspieler des alten Pest-Ofen weiß man heute so gut wie nichts mehr. Der Komiker Franz Stöger ist heute ebenso vergessen wie der Tragiker Karl Herdt oder der tschechiendeutsche Opernsänger, Schauspieler, Regisseur und Dramatiker Franz Xavier Girzick. Tarnói zeichnet ein umfassendes Panorama der Theaterlandschaft der Zeit vor der Eröffnung des großen Pester Theaters, als mit drei Theatern – der Rondelle, dem Kreuzertheater und dem Theater auf dem Festungsberg – sowie mit dem weit aufgefächerten Spielangebot und den besonderen Fähigkeiten der Schauspieler den unterschiedlichsten Publikumserwartungen jeweils gattungsgerecht entsprochen werden konnte.

Über die Textbücher des deutschen Theaters nach der Gründung schreibt László Klemm (KGRE) in seiner „Worüber erzählen die erhaltenen Textbücher des Festungstheaters in der Dekade vor der Märzrevolution?“ betitelten interessanten Studie, aus der hervorgeht, dass im Umgang mit den Textbüchern vor allem der Tätigkeit des Dramaturgen wie auch des Kopisten eine besondere Rolle zukam, die sich vor allem in der Identifizierung mit den Erwartungen des Publikums äußerte. Dementsprechend sind ästhetische Rücksichten bei den Eingriffen in die Texte nur sehr selten zu beobachten, wie auch die Qualität ihrer Tätigkeit immer wieder deutliche Schwankungen aufweist. Die Allgemeinverständlichkeit des Textes war das oberste Gebot, sodass häufig eine undifferenzierte schwarz-weiße Motivierung der Handlung sowie das Überhören intertextueller Anklänge zu beobachten ist. Deutlich erkennbar ist aber die Rücksichtnahme auf die Normen einer Kontrolle durch die Öffentlichkeit.

Mária Rózsa (ehemals Széchényi-Nationalbibliothek Budapest) bietet in ihrem Beitrag „Die deutschsprachige Presse Ungarns in den Jahren 1848/49“ einen Einblick in die Revolutionspresse nicht nur von Pest und Ofen, sondern ganz Ungarns. Die die deutschen Organe lesenden Schichten der Gesellschaft identifizierten sich mit den ungarischen Nationalideen noch bevor eine sprachliche Assimilation beim ungarländischen Deutschtum begonnen hätte. Die Studie wartet mit einer Vielzahl von bemerkenswerten Beispielen und zahlreichen Fakten zu diesem Segment der deutschsprachigen Kulturgeschichte Ungarns auf.

Theoretischer und grundsätzlicher ausgelegt sind die Ausführungen der folgenden „Lehren des präromantischen Programms des Pester Deutschen Theaters“ betitelten Studie von Ildikó Sirató (Theaterhistorische Abteilung der Széchényi-Nationalbibliothek), in der sie ausführt, die dreieinhalb Jahrzehnte des Pester Deutschen Theaters könnten mit Fug und Recht als die Blütezeit der deutschsprachigen ungarländischen Schauspielkunst bestimmt werden, als die Zeit der Entfaltung der vereinigten urbanen-bürgerlichen Kultur und Lebensweise sowie als bestimmende Epoche des Wechsels von der Spätaufklä-

rung zur Romantik. Die Aufführungen der 1840-er Jahre brachten originelle Neuerungen, so die Einbindung ungarischer Elemente – durch das Kostüm, in die Musik, in den Tanz, durch die Themen, durch historische Hinweise, so dass schließlich die ungarische historische Themenwahl die deutschsprachigen literarischen Vorbilder übertraf.

Gabriella-Nóra Tar (Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg) beschäftigt sich mit einer heute kaum noch im Allgemeinbewusstsein vorhandenen Form des Theaters, nämlich mit dem Kindertheater. In ihrer ausführlichen Studie „Friedrich Zöllners Kindergesellschaft in Pest und Ofen: Deutsches Kindertheater als Berufstheater in Ungarn im 18. Jahrhundert" zeichnet sie die Geschichte einer konkreten Theatertruppe nach, die von Anfang an als Kindertruppe und keinesfalls als Theater- oder Ballettschule im Rahmen des deutschen Ensembles aus Pest und Ofen wirkte. Zunächst traten die Schauspielerkinder und Kinderschauspieler Friedrich Zöllners nur in Erwachsenenstücken auf, mit der Zeit wuchs aber ihre Zahl, was zur Etablierung einer ständigen Kindergesellschaft im Rahmen des Erwachsenentheaters führte.

Gábor Kerekes (ELTE) behandelt in seiner den Band abschließenden Studie „Bühne in der Dämmerung. Das Verschwinden des deutschsprachigen Theaterlebens in Budapest in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts" schließlich die Zeit nach 1880, als es in Budapest kein deutsches Theater mehr gab. Er untersucht zunächst die Gründe für das Verschwinden des deutschsprachigen Theater in Pest, indem er den demographischen Fragen und den Assimilationsprozessen sowie den hierbei eine wichtige Rolle spielenden Gesetzen und Verordnungen im ungarischen Schulwesen im ausgehenden 19. Jahrhundert nachgeht. Dem Verschwinden eines zahlenmäßig bedeutenden deutschsprachigen Publikums in Pest folgte dann entweder ebenso die Assimilation der Schauspieler oder – wie das anhand der Lebenswege und Identitätsmuster deutschstämmiger und jüdischer Künstler dargelegt wird – sie verließen Ungarn, um im Ausland ihr Talent entfalten zu können.

Der vorliegende Studienband wird seiner Zielsetzung, eine Art Verständigung, ein In-das-Bewusstsein-Rücken der Zeit vor 200 Jahren zu erreichen und das wissenschaftlich erforschte Erinnerungsgut festzuhalten, mit seinen vielfältigen Themen und Ansatzweisen gerecht. Es bleibt zu hoffen, dass diese Publikation nicht nur zahlreiche Leser findet, sondern auch eine Anregung für weitere Forschungen in diesem Themenbereich darstellen wird, der weit weniger im Zentrum des Interesses der ungarischen Germanistik der Gegenwart steht, als er es verdienen würde. In Hoffnung auf eine ermunternde und inspirierende Wirkung dieser Studien legen wir die Lektüre des Buches einem jeden, der am Theater und/oder an der Vergangenheit der deutschsprachigen Kultur in Ungarn interessiert ist, guten Gewissens ans Herz.

Károly B. Szabó (Budapest)

Kerekes, Gábor; Müller, Márta (Hg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Budapest: Ad librum, 2012 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft Band 1. Hg. Johann Schuth). 231 S.

Der vorliegende Sammelband beinhaltet die Beiträge der im September 2012 in Werischwar/Pilisvörösvár organisierten gleichlautend betitelten Konferenz „Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert", zugleich bildet dieser den ersten Band der Wissenschaftsreihe der Neue-Zeitung-Bücher. Im Vorwort des ersten Bandes der Wissenschaftsreihe wird durch die Herausgeber Gábor Kerekes und Márta Müller die Zielsetzung formuliert „aus der wissenschaftlichen Perspektive all jene Fragen zu behandeln, die die Kultur und Sprache der Ungarndeutschen betreffen". Dementsprechend ist die Veröffentlichung der Beiträge der Werischwarer Konferenz ein gelungener Auftakt, eine Bestandsaufnahme nicht nur der wissenschaftlichen Ergebnisse der aktuellen Forschung im Bereich der Germanistik dem Publikum vorzustellen, denn im Band werden auch praktische Ergebnisse und Perspektiven der praxisbezogenen Bereiche der Kulturpflege vorgestellt.

Der Band ist entsprechend des Konferenzverlaufs gegliedert, er beginnt mit den Grußworten des Bürgermeisters von Werischwar István Gromon, der dazu ermuntert die Zukunftsperspektiven der deutschen Identität aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu analysieren. In seinem Grußwort betont Otto Heinek, Vorsitzender der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, die gemeinschaftsbildende Kraft der gemeinsamen Wurzeln der Volksgruppe im Hinblick auf Tradition und Erneuerung, und unterstreicht, dass Tradition kein statisches Gefüge sei. Zu unterscheiden sei in den veränderten Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts zwischen Werten, um der identitätsbewahrenden Tätigkeit der unterschiedlichsten Institutionen auf hohem Niveau gerecht werden zu können. Dr. Csaba Latorcai, stellvertretender Staatssekretär im Ministerium für Humanressourcen, bietet in ungarischer Sprache einen Einblick in den rechtlichen Hintergrund des 2011 erlassenen neuen Nationalitätengesetzes in Ungarn.

Sprachvermittlung, Sprachaneignung sowie Sprach- und Varietätengebrauch stehen im Fokus der wissenschaftlichen Ausführungen im Beitrag von Sprachwissenschaftlerin

Maria Erb (ELTE, Germanistisches Institut). Der Gebrauch und das Verhältnis von Mundart, Standardsprache und Ungarisch wird in einen historischen Rahmen eingebettet vorgestellt, mit besonderer Berücksichtigung der veränderten Rahmenbedingungen und Umstrukturierungen in der Sprachpraxis der deutschen Minderheit in Ungarn. Von der Stigmatisierung des Dialektes nach 1945 reicht der Bogen bis zu den Volkszählungsdaten von 2011, um die Konturen des Varietätswechsels auch im Bildungsbereich nachzuzeichnen. „Für Sprachminderheiten ist die Muttersprache nicht nur ein Kommunikationsmittel, sondern als primäres Gruppenabzeichen zugleich auch das wichtigste identitätsstiftende Element." – jedoch formuliert in ihrem Beitrag die Sprachwissenschaftlerin auch, dass der Dialekt der deutschen Minderheit in Ungarn in absehbarer Zeit verschwinden wird.

Bis in das 18. und 19. Jahrhundert reicht die Abhandlung von Karl Manherz zurück, in der er die Forschungsrichtungen und Ergebnisse im Blick auf die Volkskunde der Deutschen in Ungarn vorstellt. Neben der historischen Entwicklung der Volkskundeforschung werden auch die thematischen Schwerpunkte der Forschungsrichtungen vorgestellt, die Studie formuliert ebenfalls die erwünschten Aufgabenfelder mit Blick auf zukünftige Forschungen.

Das Verhältnis von Vertriebenen und in der Heimat in Ungarn gebliebenen Ungarndeutschen nach den Schicksalsschlägen des Zweiten Weltkrieges verfolgt Dezső Szabó in seinem Beitrag mit der pointierten Titelwahl „Zuhause in beiden Heimaten". DDR, BRD und Ungarn stehen im Mittelpunkt der historischen Skizze, die auf die Erinnerungskultur von Vertreibung und Enteignung und den Entwicklungen der Paten- und Partnerschaften zurückgreift.

Herausgeberin und Sprachwissenschaftlerin Márta Müller überblickt den Stand des Minderheitenunterrichts nach den neuen Regelungen des Nationalitätengesetzes von 2011 und spannt einen breiten Bogen der aktuellen gesetzlichen Rahmenbedingungen des Nationalitätenunterrichts vom Kindergarten bis zur universitären Ebene. Die Identitätskomponente und -stellungnahmen ungarndeutscher Jungerwachsenen führt Ágnes Huber in ihrem Aufsatz vor Augen, „als komplexes Gefüge multikultureller Erfahrungskomponenten" sind die Ergebnisse ihrer mehrjährigen empirischen Forschungsarbeit. Durch die Leitfadeninterviews werden die Bindung zur deutschen Sprache, zur Kultur und zur Identität durch authentische Aussagen modelliert.

Themen und Tendenzen in der ungarndeutschen Literatur nach 1945 stellt Herausgeber und Literaturwis-

senschaftler Gábor Kerekes in seinem Beitrag vor. Neben der historischen Einbettung und mit der Aufzeichnung der gegebenen, knapp bemessenen Rahmenbedingungen beim Startschuss der ungarndeutschen Literatur 1973 (mit dem veröffentlichten Aufruf „Greift zur Feder" in der Neuen Zeitung, woraus die Anthologie „Tiefe Wurzeln" entstand), werden Themen, wichtigste Vertreter und die literaturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse skizziert. Als Fazit bewertet der Literaturwissenschaftler die knapp vierzig Jahre in der Entwicklung der ungarndeutschen Literatur als „unerhörte Leistung".

Die europäische Perspektive in den Vordergrund stellend befasst sich Sprachwissenschaftler Koloman Brenner mit dem Sprachgebrauch, der Identität und den rechtlich-institutionell ermöglichten Rahmenbedingungen der kulturellen Autonomie mit Blick auf die deutsche Minderheit in Ungarn. Zukunftsperspektiven werden erläutert mit bedeutendem Einverständnis und Einklang der Ausführungen von Maria Erb im gleichen Band.

Der praxisorientierte Teil des Tagungsbandes wird durch traditionsbewahrende und -pflegende Projekten ergänzt, Tamás Milbich stellt eine Homepage (szepsolymar.hu), Magdalena Marlok Cservenyi die Tätigkeit der Nationalitätenselbstverwaltung von Schaumar/Solymár, Kathi Gajdos-Frank die Pflege des kulturell-materiellen Erbes im Jakob-Bleyer-Heimatmuseum in Wudersch/Budaörs, Maria Mirk die Traditionspflege im Jugendlager von Sanktiwan bei Ofen/Pilisszentiván, Erika Szabó-Bogár und Ibolya Sax die Traditionspflege in Werischwar vor.

Ein breit gefächerter, gelungener Tagungsband liegt mit dieser Veröffentlichung vor, der über den Stand der Erforschung der Deutschen in Ungarn durch ausgewiesene Experten einen Einblick gewährt und neben den Forschungsschwerpunkten ebenfalls auch zukünftige Aufgaben auf wissenschaftlicher Ebene formuliert. Eine reiche Ernte durch die Studien der in erster Linie im Umfeld des Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrerbildungszentrums der ELTE tätigen Wissenschaftler, deren thematisch breit gefächerte Aufsätze das gesamte Spektrum bei der Erforschung der Ungarndeutschen in der Germanistik aufzeigen. Mit ähnlicher Themenvielfalt und thematischer Bandbreite können nun die weiteren Bände der Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft erwartet werden.

Angela Korb (Budapest)

Kispál, Tamás: Methodenkombination in der Metaphernforschung. Metaphorische Idiome des Lebens. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2013 (= Metalinguistica. Bd. 25). 308 S.

Tamás Kispál setzt sich in der aus seiner Dissertation hervorgegangenen Monografie mit deutschsprachigen Idiomen des Lebens aus kognitiv-linguistischer Perspektive auseinander. Daher ist das hier rezensierte Buch als ein wichtiger Beitrag zur kognitiven Idiomforschung zu betrachten, ähnlich wie u.a. Dobrovol'skij et. al. (2009), Giora (2003), oder Roos (2001).

Wie auch schon der Titel des 308 Seiten starken, methodologisch ausgerichteten Werks zeigt, handelt es sich nicht bloß um eine Analyse metaphorisch motivierter Idiome, es wird auch die Problematik der Daten und Evidenz in der linguistischen Forschung thematisiert, die natürlich auch die kognitive Linguistik betrifft. Der Autor spricht nach einer kurzen Darstellung des Gegenstandes seiner Arbeit gerade diese komplexe Problematik in seiner methodologischen Problemstellung an, wo neben den induktiven bzw. deduktiven Vorgehensweisen der Datenerhebung auch der Verwendung introspektiver Daten bzw. den Wörterbüchern vs. digitale Korpora als Datenquellen sowie den methodologischen Fragen der Idiomforschung eine wichtige Rolle zukommt.

Der kurzen Skizzierung der Methode der Arbeit, d.h. der *Methodenkombination*, woraus sich auch die Verwendung vielfältiger Daten ergibt, folgt eine detaillierte kritische Darstellung der konzeptuellen Metapherntheorie von Lakoff und Johnson (1980), die praktisch als den theoretischen Rahmen der Arbeit angesehen werden kann. Außer den Hauptthesen der Standardtheorie wird auch auf ihre Ergänzungen bzw. Erweiterungen ein besonderer Akzent gelegt, mit zahlreichen Hinweisen auf die englisch- und deutschsprachige Fachliteratur. Die Darstellung der theoretischen Basis der Arbeit und der Systematik bzw. Klassifikation konzeptueller Metaphern enthält auch ausführliche terminologische Erklärungen. Zu den einzelnen Aspekten der Theorie werden sogar bestimmte Vorläufer in Form von kleineren Exkursen erwähnt.

Diesem zweiten Kapitel geht die komplexe Zielsetzung der Arbeit voraus, die in der *Aufdeckung* und *Strukturierung* derjenigen Ursprungsbereiche besteht, „auf die bei der Konzeptualisierung des Lebens zurückgegriffen wird, wenn deutsche metaphorische Idiome verwendet werden." Dieses Hauptziel wird in sechs „Teilziele" untergliedert, die dann im Werk sukzessive erreicht werden, um das gesamte Hauptziel erreichen zu können. Die Teilziele sind:

(Z1) Zusammenstellung einer Liste von metaphorischen Idiomen aufgrund der lexikographischen Daten aus digitalen Wörterbüchern des Deutschen

(Z2) Überprüfung dieser Liste im IDS-Korpus mittels Konsultationsparadigma und dadurch die Erstellung einer Liste mit empirischen Daten

(Z3) Erstellung einer zweiten Liste von metaphorischen Lebens-Idiomen mittels Analyseparadigma
(Z4) Zusammenstellung einer Liste der metaphorischen Lebens-Idiome aus den beiden empirischen Listen
(Z5) Zusammenstellung der Liste der im IDS-Korpus auffindbaren Ausgangsbereiche und der konzeptuellen Metaphern des Lebens
(Z6) Analyse der einzelnen metaphorischen Lebens-Idiome und Aussagen über ihre mehrfache Motiviertheit (Vgl. Kispál 2013: 14f.)

Das dritte Kapitel ist den Idiomen bzw. ihrer kognitiv-linguistischen Auffassung gewidmet, in der das Idiom Dobrovol'skij zufolge als eine „radiale Kategorie mit prototypischen Effekten" (Kispál 2013: 48) betrachtet und der von ihm definierte metaphorische Idiombegriff als Arbeitsdefinition angenommen wird. Vor diesem Hintergrund wird auch auf die Motiviertheit, auf die Dekomponierbarkeit, sowie auf die Abgrenzung der Idiome von den Kollokationen eingegangen. In der Arbeit wird neben den konzeptuellen Metaphern als Motivationsgrundlage auch die mehrfache Motiviertheit der Idiome angenommen und in den Analysen stringent vor Augen gehalten.

Im vorletzten Kapitel des ersten, theoretischen Teils (Kapitel 4) ist ein Überblick über die Arbeiten zur Konzeptualisierung des Lebens, inklusive 24 mögliche Ursprungsbereiche zum Zielbereich *Leben* zu finden, die auch als Grundlage der Untersuchung der metaphorischen Idiome dienen. Darüber hinaus wird der Gegenstandsbereich der Arbeit, das Konzept *Leben*, definiert und aus theoretischer und praktischer Perspektive klar eingegrenzt.

Der theoretische Teil schließt mit methodologischen Überlegungen zur Arbeit mit zahlreichen Hinweisen auf die relevante Fachliteratur u.a. zu den introspektiven vs. korpusbasierten Ansätzen der kognitiven Metaphern- und Idiomforschung. Hier wird aber auch die in der Arbeit angewendete Methodenkombination eingehend beschrieben, die der Erforschung deutscher Idiome dient, die im untersuchten Korpus als sprachliche Realisierungen der Konzeptualisierung des Zielbereichs *Leben* betrachtet werden können.

Im empirischen zweiten Teil des Buches kommt es zu der systematischen Analyse der gefundenen metaphorischen Lebens-Idiome bzw. der konzeptuellen Metaphern, die ihnen zugrunde liegen. Die ausführliche Analyse besteht aus acht Schritten und wird bei den dem lexikographisch ermittelten Korpus entnommenen und im IDS-Korpus überprüften Idiomen einzeln durchgeführt. Die Argumentation wird mit ausführlichen Textbeispielen und äußerst informativen tabellarischen Zusammenfassungen unterstützt, in denen auch die einzelnen Suchanfragen mit all den Abstands- und Grundformoperatoren dargestellt sind. Auf diese Weise können ggf. die die einzelnen Suchanfragen jederzeit durchgeführt, d.h. kontrolliert bzw. wiederholt werden. Neben den typischen Metaphern wird hier *Leben* auch als metonymisches Konzept thematisiert.

Die Analyse der insgesamt 153 angetroffenen metaphorischen Lebens-Idiome hat nicht nur gezeigt, dass die Konzeptualisierung des Zielbereichs *Leben* etwa durch zwanzig klassische (komplexe) konzeptuelle Metaphern geprägt ist, sondern aufgrund der Analysen

konnte einerseits auch festgestellt werden, dass die Standardtheorie der konzeptuellen Metapher zur Analyse von allen Textbeispielen nicht ausreicht, andererseits, dass bei Weitem nicht nur konzeptuelle Metaphern als strukturierende Motivationsgrundlagen deutscher Idiome zugrunde liegen können (vgl. Kispál 2013: 262ff., 268ff.).
Die äußerst präzise aufgebaute Monografie von Kispál kann nicht nur Forschern der kognitiven Linguistik und Phraseologie bzw. denen der theoretischen Linguistik, sondern wegen ihrer klaren und konsequenten Begriffsverwendung und logischen Aufbaus eventuell auch Studierenden zu empfehlen, die sich für die kognitive Idiomforschung interessieren.

Literatur

Dobrovol'skij, D./Piirainen, E. (2009): Zur Theorie der Phraseologie. Kognitive und kulturelle Aspekte. Tübingen: Stauffenburg.
Giora, R. (2003): Metaphors and Idioms. In: Giora, Rachel, 2003. On our Mind: Salience, Context and Figurative Language. New York: Oxford Univ. Pr., 103–166.
Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago: University of Chicago Press.
Roos, E. (2001): Idiom und Idiomatik. Ein sprachliches Phänomen im Lichte der kognitiven Linguistik. Aachen: Shaker.

Krisztián Majoros (Debrecen)

Pankau, Johannes G. (Hg.): Fin de Siècle. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2013. 240 S.

Ob man sie Jahrhundertwende oder Fin de Siècle nennt: Die Zeit um 1900 ist eine der am häufigsten untersuchten Epochen der Literaturgeschichte. Die „Ismen" der Jahrhundertwende, am meisten wohl der Naturalismus und der Expressionismus, sind seit geraumer Zeit Schlager epochengeschichtlicher Untersuchungen, die zwangsläufig in jene über die Moderne münden. Das Schlagerthema impliziert naturgemäß auch Schlagerautoren, d.h. Dichter, die bei einer Betrachtung der Jahrhundertwende kaum wegzudenken sind: Die Berliner Modernen (die Naturalisten) dürfen ebenso wenig fehlen, wie die Wiener (Schnitzler, Hofmannsthal, Musil) oder der junge Thomas Mann.
Der Band von Johannes G. Pankau, bestehend aus zwölf Beiträgen, folgt im Grunde dem üblichen Kanon, vermag dem Leser aber auch einige Überraschungen zu bereiten – wenn auch nicht ausschließlich positive. Die Struktur des Bandes hat es offenbar nicht erlaubt, das umfassende Thema etwa in Kapitel zu gliedern, die einzelnen Beiträge folgen eher ad hoc aufeinander. Die einzelnen Dichter der Epoche treten nach einer nicht leicht entzifferbaren

Logik der Reihe nach in Erscheinung, den berühmtesten – den Brüdern Mann, Schnitzler, Wedekind, Hofmannsthal, Musil und Rilke – werden selbstständige Beiträge gewidmet. Ihnen gehen Untersuchungen allgmeiner Art voran, zur Rolle der Freudschen Psychoanalyse in der Entwicklung der Literatur der Epoche, zur geistigen Konstellation der Zeit (mit Akzent auf dem Phänomen der Dekadenz), zu den Wiener und Münchner „Cliquen und Kreisen" von Dichtern und nicht zuletzt zur Frauenliteratur der Zeit. Letztere Untersuchung, mit Fokus auf den Autorinnen Lou Andreas-Salomé und Franziska zu Reventlow, ist gewiss nicht weniger eine Bereicherung für den Band, als jene zur Unterhaltungskultur der Zeit, einschließlich der Kultur des Films, des Cabarets und des Varietés, wie sie damals etwa in Berlin oder München florierte. Gerade heute, wo wir einen unerahnten Aufschwung der Medienkultur erleben, scheint ein Rückblick auf die Anfänge des Films und seiner sehr produktiven Beziehung zur Literatur besonders aufschlussreich.

Die zwölf Themenschwerpunkte des Bandes liefern damit ein umfangreiches wie spannendes Bild der (literarischen) Jahrhundertwende. Ein kritischer Blick auf den Band könnte immerhin einiges bemängeln. Haben wir oben behauptet, der Naturalismus und der Expressionismus seien die meist diskutierten Strömungen der Epoche, so sind sie gerade im vorliegenden Band eine Mangelware. Er setzt ja mit einer Untersuchung zur „Nervenkunst", also eben mit der Überwindung des Naturalismus an, um bei Rilke, also nicht beim Expressionismus zu enden.

Auf eine selbstständige Untersuchung zum Impressionismus oder Symbolismus wollte der Herausgeber offenbar ebenso verzichten wie auf einen Beitrag zur Literatur im George-Kreis. Selbst Nietzsche, ohne den der geistige Hintergrund der Epoche kaum zu verstehen und zu deuten ist, erhielt lediglich eine Nebenrolle, indem er dem Thema „Psychoanalyse und Literatur" subsumiert wurde. Andere wichtige Autoren der Zeit wie Gerhardt Hauptmann, Franza Kafka oder Hermann Hesse wurden zudem fast komplett ignoriert.

Allerdings hat jeder Band, der eine so reiche Epoche umfassen will, wie die des Fin de Siècle, seine Grenzen, und sein Herausgeber die Qual der Wahl. Pankau gibt es in der Einleitung auch zu: „Es ist nicht auszuschließen, dass hier persönliche Präferenzen des Herausgeber ins Spiel gekommen sind." (S. 15) Das stimmt wohl. Man kann immerhin einen Band dafür schätzen, was er enthält, und nicht dafür, was er entbehrt. Die sehr informativen Beiträge des vorliegenden Bandes, ihre Vielfalt und Gründlichkeit, ihr weiter literatur- und kulturgeschichtlicher Blick, wie nicht zuletzt die „eingeschmuggelten" kurzen literarischen Interpretationen bieten eine nützliche Lektüre für Literaturwissenschaftler (innen) und Studierende gleichermaßen.

László V. Szabó (Veszprém)

Pott, Hans-Georg: Kontingenz und Gefühl. Studien zu/mit Robert Musil. München: Wilhelm Fink, 2013 (= Musil-Studien Bd. 41. Hg. Josef Strutz). 233 S.

Robert Musils Lebenswerk ist so eigenartig beschaffen, dass es diverse Interpretationen fordert oder geradewegs provoziert. Seine Schriften werden demgemäß ständig neu gedeutet. Das Corpus an Sekundärem wächst unausgesetzt mit den Jahren, erzeugt immer neue Konstellationen, Parallelen und Kontraste, je nach dem besonderen Interesse des Exegeten. In der etablierten Musil-Forschung lassen sich dann die entsprechenden „Stilrichtungen", die Gesichts- und Schwerpunkte, unterscheiden. Auch Hans-Georg Potts Arbeit ist Teil dieses Stroms der Auslegungen, bietet jedoch einen erfrischend originären Beitrag zum Verständnis Musilscher Gedankengänge, indem er immer wieder versucht, Musil nach-zu-denken – d.h. seine Denkwege nicht nur nachzuzeichnen, sondern gar selber zu betreten: Musils Texte werden hier kein bloßer Stoff einer philologisch-archivarischen Untersuchung, sondern als Denk-würdigkeiten ihrem Gehalt nach, gleichsam als Organon des (eigenen, essayistischen) Denkens neu belebt. Musils Ausführungen über Liebe und Gewalt, Ratio und Intuitio und dergleichen werden mehrfach weitersponnen. Diesen Aspekt (und diesen Anspruch) verdeutlicht zunächst schon der Untertitel, der „Studien mit/zu Robert Musil" heißt.

Die vorzustellende Publikation ist als 41. Band der Musil-Studien bei Wilhelm Fink erschienen. Der Autor ist emeritierter Professor des Deutschen Seminars der Düsseldorfer Heinrich-Heine Universität. Er ist ein erfahrener Musilianer – die hier zu einem Band zusammengefassten Aufsätze sind zwischen 1987 und 2013 entstanden, zeugen somit von beharrlichem Interesse. Der Band enthält zwei Originalbeiträge, die anderen sind bereits einzeln erschienen. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass diesen Studien eine Kleinmonographie Potts über Musil aus dem Jahre 1984 vorangeht, die ebenso bei Fink in der UTB-Reihe herausgekommen ist. Die jetzt veröffentlichten Untersuchungen (man wäre geneigt zu sagen: Essays, dazu mehr noch weiter unten) sind nicht in der Chronologie ihrer Entstehung gedruckt worden, sondern in thematische Blöcke zusammengefasst. Wie bereits angedeutet, wird die Argumentation von dem Interesse „an der Sache" (7), d.h. an Problemstellungen geleitet. Pott schickt selber im Vorwort voraus: „Alles was mir die Sache erklärt und aufklärt, ist willkommen." (7) Und bezüglich seiner Vorgehensweise: „Das sind lose Gedankenfäden, die oft nicht weitergesponnen werden und allenfalls zum weiterdenken anregen könnten. Das mag Puristen wissenschaftlicher Mainstream-Prosa anstößig

erscheinen."(8) Über eventuelle Irritationen hinaus stellt Hans-Georg Pott auch fest, dass ihm die Relevanz des jeweiligen Gegenstandes für das Heute weitaus wichtiger ist, als diese Art Korrektheit. Die Studien sind wirklich sehr souverän gestaltet und zeugen von der ernsthaften und vertieften Auseinandersetzung mit diversen Themenkreisen der Sozialpsychologie, des kulturkritischen Diskurses, der politischen Theorie, der Poetik, der Ethik. Die Ausführungen sind zum Teil ziemlich spekulativ, stellen „manchmal vielleicht etwas waghalsige Bezüge zur Gegenwart"(8) her, aber sie haben immer einen sicheren Tiefgang, bewahren eine klare Stringenz der Argumentation; in diesem Sinne dürften manche Passagen als ebenbürtige Fortsetzungen Musilscher Untersuchungen gelesen werden.

Der erste Aufsatz des Bandes heißt „Das Subjekt bei Robert Musil" und macht die oben beschriebene „externe" Perspektive geltend. So folgen dem Beispiel Leonas aus dem „Mann ohne Eigenschaften" Ausführungen über die Zersetzung des Ich und über die epistemologische Wende der Wissenschaften, die Umstellung auf Funktionalismus, auch die Erkenntniskritik Machs wird gestreift: Die Argumentation hält sich aber an keine epochalen Grenzen, „die Sache" (d.i. die Dekonstruktion des Subjekts) wird anhand von Cassirers und Luhmanns Sätzen weiter erläutert, um zum Schluss des Kapitels zu Musil zurückzufinden – und eine Beziehung zwischen beiden Letzteren herzustellen: wo Musil Luhmanns Theorie „vorwegnimmt" und Luhmann als der „Musil der gegenwärtigen Humanwissenschaft" erscheint (19).

Der nächste thematische Block trägt den Titel „Kultur und Gewalt" und umfasst drei Unterkapitel, von denen das erste eine Darstellung des kulturkritischen Diskurses der 1920er Jahre ist und ein geistiges Panorama von Simmel über Carl Schmitt und Walter Benjamin bis Foucault entwirft und um solchen Kernfragen der (klassischen) Modernität zentriert ist, wie die Frage nach einem Telos der Geschichte, sowie die bindende und trennende Elemente einer in Desintegration begriffene Gesellschaft, diverse Erlösungs- und Endzeitphantasien, die Rolle der Kontingenz, der Angst und der Gewalt. Musil wird in diesen geistigen Zusammenhang gestellt, und – in Gegensatz zu manchen Zeitgenossen – als nüchterner und sachlicher Analytiker sozialer und ideologischer Bewandtnisse ausgewiesen. Den geschichtsphilosophischen Erläuterungen folgt eine eher gesellschaftstheoretisch orientierte Untersuchung zum Musilschen Konzept des anderen Zustandes „als Paradigma einer Gesellschaft im Ausnahmezustand" (53). Ohne diesen Gedankengang detailliert nachzuzeichnen lässt sich feststellen, dass die „heiligen Gespräche" Ulrichs und Agathens durchaus plausibel als Gegenstück einer konservativ-revolutionären Kulturkritik á Carl Schmitt charakterisiert werden, wobei Musils Positionen (und Vorbehalte) gegenüber mancher enthusiastischen Ideologien, die im Endeffekt auch als Unterlage nationalsozialistischen Terrors dienlich

gemacht worden waren, auch deutlich markiert werden sowie ihre Verwandtschaft mit Schelers Ansätzen einer materialen Wertethik, die keiner metaphysischen Fundierung bedarf.

Ebenso differenziert beleuchtet Pott das Verhältnis Musils zu Thomas Mann bzw. kontrastiert die Positionen beider „Platzhirsche" (83) der deutschen Literatur. Anfangs werden sie zwar als *Zauberer/Entzauberer* gegenübergestellt, aber bald darauf werden die Parallelitäten der beiden Epochenromane (resp. „Der Zauberberg") hervorgehoben, dann eine Skizze deutscher Geistesgeschichte der Vor- und der Zwischenkriegszeit entworfen, mit besonderer Rücksicht auf Anachronismen, das Affektive im Politischen, also „die mentalitätsgeschichtliche Vorgeschichte des Nationalsozialismus, also der Gemütslage des deutschen Volkes" (97). Die Ansichten der beiden Autoren über „heilige Gefühle", Konzepte der Gemeinschaftsbildung, sowie über Romantik (im politischen Sinne) werden präsentiert und nebeneinander gestellt, und ihre kulturgeschichtliche Diagnosen dahin gedeutet, dass Thomas Manns humanistischer Individualismus „eine notwendige Ergänzung zur ‚Sozialtechnologie' Musils" (102) biete.

Im darauffolgenden Kapitel, „Heilige Namen und kollektive Mythen", wird ebenso Musils analytisches oder dekonstruktives Potential hervorgehoben, hier mit Hinsicht auf solche „Einheits- und Reinheitsvisionen" (129), wie es das Volk, die Nation, die Rasse sind. „Musil entlarvt Mythen, auch den Mythos der Identität. [...] Musil selbst wie sein Protagonist Ulrich verkörpern Intellektuelle, die ich als Vertreter einer kommunikativen Vernunft und einer postkonventionellen Identität (Habermas), das sind Musilsche Möglichkeitsmenschen, auszeichnen möchte [...]" (110). Musils Gedankengänge über Nationalismus, Identitätsbildung, Barbarei und dergleichen werden aus seinen Essays und dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" extrahiert und mit Zitaten von Max Weber, Jürgen Habermas, Richard Rorty, Aleida Assmann und Niklas Luhmann gestützt: Potts Argumentation zielt auch hier darauf ab, Musils Analysen einerseits in einen historischen und kritischen Kontext zu stellen und andererseits ihre Richtigkeit und bleibende Relevanz zu behaupten. So folgt einem längeren Zitat aus dem Essay „Die Nation als Ideal und Wirklichkeit" die Bemerkung: „Das wurde über 70 Jahre vor der EG-Landwirtschaftspolitik geschrieben! Das hat an Wahrheit eher zugenommen, wenn Wahrheit zunehmen kann." (128).

Die folgenden Erläuterungen über „Geld und Sinn" rücken den Fokus des Interesses auf Musils Gesellschaftskonstruktion im „Mann ohne Eigenschaften" und auf seine Gedanken zum Vermögen und Vertrauen, Kredit und Kredibilität: Im ersten Unterkapitel spielt Arnheims Vorbild, Walther Rathenau eine tragende Rolle. An seinem Beispiel untersucht Pott die Dissoziationen und Anomien jener Sozietät, die sich nach rationalen Grundsätzen richtet, aber an althergebrachte ideelle Konstrukten glaubt. Der Wechsel zwischen Innen- und Außenansicht erlaubt dem Verfasser, Arnheims Ideenwelt anhand des Romans zu skizzieren, dann aber Musils Kri-

tik an Rathenaus Schriften zu präsentieren. Die Ausführungen zum Zusammenhang von Geldwirtschaft und Moral bzw. zur Systemrationalität eines interessengesteuerten „modernen" Kapitalismus münden in die Feststellung, dass während Arnheim (als wahrer Repräsentant seines Zeitalters) den Gegensatz von Vernunft und Seele eher nur verkörpert, Musil (oder Ulrich) „mit einem eher naturwissenschaftlicher Beobachtungsgestus die rationale Natur des Geldes [...]" (147) konstatiert und anstatt sich an der regressiven moralischen Geldkritik zu beteiligen, ein authentisches und integriertes Welt-Bild zu erschaffen anstrebt. Im darauffolgenden Unterkapitel geht es „um eine Art Rekonstruktion des ideellen Kerns eines Gelddiskurses bei Musil und Simmel, ohne auf die spezifischen Erzählformen bei Musil Rücksicht zu nehmen [...]" (149). Der Gedankengang stützt sich auf Musils diverse Texte und auf Simmels „Philosophie des Geldes" aus dem Jahre 1900. Ohne diese Argumentation eingehend zu rekonstruieren, lässt sich feststellen, dass Geld (sowohl nach Simmel wie nach Musil) zunächst mit Wert, Vermögen, Kredit und Potentialität nicht nur im pekuniären Sinne zu tun hat; diese sind gleichsam ordnende und zum Teil moralische Begriffe des Alltagslebens und: „Der Möglichkeitssinn hängt also mit dem Geldvermögen durchaus zusammen. (160) […] Wer im Bewusstsein der zahllosen Verwendungsmöglichkeiten von Sprache und Geld lebt, der verwandelt sich in einer kontingenten Welt, ob er will oder nicht in einem Mann oder eine Frau ohne Eigenschaften." (161) Ferner wird behauptet, dass die Herrschaft des Geldes sehr nahe zur rationalen Organisation des Gemeinschaftslebens steht, daher ein rationales Regulativ bietet (vgl. Luhmanns Satz: „Geld ist der Triumph der Knappheit über die Gewalt" (zit. bei Pott 146.), sich aber trotz seiner tragenden Systemfunktion nicht zum Fundus eignet (in Gegensatz zu manchen – zum Teil atavistischen – Vorstellungen). „Das Grundproblem der rationalisierten Moderne besteht ja darin, dass die Mächte der Rationalität: Geld, Vernunft, Moral zu keiner ‚großen Lebensgestaltung' anzuleiten vermögen." (164) Deshalb bedarf es – sowohl bei Simmel als auch bei Musil – Substituenten, „Kompensationsagenturen", die „für den Gefühlshaushalt der Menschen zuständig" (166) seien. Pott lässt das Kapitel mit Simmel ausklingen und mit seiner „Utopie einer Welt ohne Streit und Verdrängung" (166), wo die Kultur der Mechanik des Erwerbszwanges entzogen wäre.

Die letzte thematische Einheit widmet der Verfasser, anders als die Vorangehenden, poetologischen Untersuchungen unter dem Titel „Gleichnis". Das erste Unterkapitel befasst sich mit der Funktion(sweise) des Gleichnisses bei Musil und bei Jean Paul. Pott nimmt an, dass „Analogie und Gleichnis [...] Schlüssel zum Verständnis des 'Senti-Mentalen' als der Bereich, in dem sich Intellekt und Gefühl durchdringen [...]" (167) seien. Mit Musil behauptet er ferner, dass es zwei Grundverhaltensweisen (Operationsmodi des Verstandes) gebe, nämlich die der Eindeutigkeit und des Gleichnisses, „[u]m aber die Fülle des Lebens in ihrer ‚Tatsächlichkeit' zu beschreiben,

dazu bedarf es eines erweiterten Vernunftbegriffs, in dem Verstand und Gefühl ineinandergreifen [...]" (168). Vergleiche und Analogien sind demgemäß nicht nur in der dichterischen Praxis produktiv, ihr Erkenntniswert macht sie auch im philosophisch-epistemologischen Sinne konstitutiv. Diese produktive Kraft der Übertragung wird anhand von Kants, Blumenbergs, Machs und Foucaults Argumenten deutlich gemacht, um dann über Kants eigenes Beispiel des Geldes zu Musils und Jean Pauls Vergleichen zu gelangen, die eben auch je eine exemplarisch-sinnfällige Definition des Geldes liefern, wodurch das Kapitel thematisch dem Vorangehenden angeschlossen wird. Das zweite Unterkapitel trägt den Titel „Stillleben. Das Gleichnis der Liebe – Jenseits des Lustprinzips". Die hier besprochenen sogenannten Druckfahnenkapitel des „Mann ohne Eigenschaften" sind vielleicht die meistkommentierten Passagen des Musilschen Korpus, von seltener lyrischer Schönheit und gedanklicher Fülle. Diese nur postum erschienenen Kapitel „[...] kreisen um das Thema der Liebe in einer Weise, die vielleicht nur mit den Gesprächen in Platons ‚Symposion' und im ‚Phaidros' vergleichbar ist." (181). Die Entfaltung der „Heiligen Gesprächen" der Geschwister geht mit der auffälligen Lähmung der äußeren Handlung einher. Diese Szenen und Dialoge werden bei Pott unter Rekurrenz auf Freuds „Jenseits des Lustprinzips" mit dem Todestrieb, dem Dämonischen und dem Wiederholungszwang in Verbindung gebracht. Mit argumentativer Unterstützung Benjamins Ausführungen zur Allegorie im „Ursprung des deutschen Trauerspiels" wird dann diese Szenerie etwas gewagt, aber sehr einfühlend als Stillleben gedeutet und schließlich (in Anlehnung an postmoderne Theorien der Schriftlichkeit[7]) ihr leichenhaftes Dasein als Metapher des ganzen Romans interpretiert: als „Buchleiche" (192).

Die letzten beiden Texte, die als Beilagen mit-aufgenommen wurden, werden im Vorwort folgendermaßen charakterisiert: „Die Fortsetzung meines Beitrags über das Subjekt bei Robert Musil über ‚das Subjekt bei Niklas Luhmann' und meinen Vortrag in Klagenfurt von 1986 (publ. 1987) habe ich als Beilagen angefügt. Letzterer bringt im ersten Teil Allgemeines und Geläufiges zum Thema ‚Ethik' und gewissermaßen Einführendes zu Freud und Musil." (11-12). Die Affinität Musilscher Gedankengänge zu Luhmanns Systemtheorie wird in mehreren Studien des Bandes explizit behauptet, und die Ausführungen zum Letzteren machen diese Verwandtschaft wirklich nachvollziehbar. Nachdem die Ausbildung und Abwandlung moderner Subjektivität in der abendländischen Tradition von Descartes über Kant bis etwa Husserl (unter Rekurrenz auf Luhmanns eigene „Rekonstruktion [der] historischen Semantik" (204) dieser Subjektivität) skizziert wird, wendet sich Pott Luhmanns ent-subjektivierter Theorie autopoietischen Systeme (APS) zu, wo: „die Unterscheidung System–Umwelt [...] die Unterscheidung Subjekt–Objekt [beerbt]. [...] An den APS nimmt der einzelne Mensch nur vorübergehend

7 Allerdings fällt in diesem Kontext gerade Blanchots Name nicht. Vgl. Der literarische Raum. Zürich 2012.

und partiell teil, wobei er seine (selbstbestimmte) Einheit gerade deshalb behält, weil er von keinem System ganz verschluckt werden kann." (206). Die Subjektauffassung beider sowie ihre analytische Schärfe und Lust an Dekonstruktion rücken Musil und Luhmann tatsächlich nahe aneinder. Wie weit denn die Parallele der „Denkweisen" laufen, wird nicht festgestellt, und sei hier auch nicht weiter erkundet.

„Das Problem einer Ethik nach Freud", wie der Titel des letzten (nach dem Entstehungszeit ältesten) Aufsatzes lautet, stellt sich zunächst als die Frage nach der Identität und Integrität des Subjekts, dem Selbstbestimmung und freie Wille im klassisch-idealistischen Sinne nicht mehr zugemutet werden darf. Freud entwirft ein Bild des Menschen, wo einerseits Triebe mitspielen, andererseits Verdrängung, Kultur und Gesellschaft den Bereich seiner Souveränität einschränken. So stellt sich die Frage: „Wenn unser Haus als gewohnter Ort des Wohnens des Beisichseins und des Wissens-was-man-tut, ebenso ein Haus des Schreckens ist, des Unheimlich-Heimlichen – wie kann das Glück als höchstes Gut gewonnen werden?" (212). Der Übergang zu Musils Ansatz einer „schöpferischen Ethik" erfolgt über eine kurze Darstellung seiner Positionen der Psychoanalyse gegenüber, dann werden einschlägigen Passagen des Roman zitiert, die seine distanzierte Haltung belegen. Des Weiteren wird die Szene vorgeführt, wo Ulrich sein Haus einrichtet und keinen Halt, keine Identität aus gewohnten Lebensformen abzugewinnen vermag – die Erfahrung der Kontingenz wirkt in die Sphäre des Moralischen hinein und: „Natürlich hängt das Problem der Ethik und damit des moralisch-praktischen Handelns des Menschen mit dem Ich und dem Bewusstsein zusammen" (218). Am Beispiel Moosbruggers wird die Frage nach der Identität weiter erläutert, die sich nunmehr als bloß institutionelles Konstrukt „zersetzt und zugleich konstituiert" (219), als die disziplinären Gewalten der Justiz, der Medizin und der Medien sie „objektivieren", d.i. zu ihrem Objekt machen. „Der zweite Teil bringt allenfalls tastende Versuche zum Thema des ‚anderen Zustands' und einer Ethik des Nicht-Ratioiden bei Musil, die mich heute nicht mehr zufrieden stellen." (12) – wie der Verfasser selber anzeigt. Die abschließenden Passagen kreisen um die Fragen einer wahrhaft lebendigen Ethik, wie sie bei Musil in Gegensatz zum konventionellen Moral erfasst wird: „Der Bereich der Ethik [ist] für Musil der einer Transzendenz, die mit dem ‚anderen Zustand' aber auch mit der Dichtung zu tun hat." (221). Dieser Zusammenhang von Ethik und Ästhetik wird nur angedeutet, und auf eine sublim einfühlende Weise der „passive[n] Phantasie unausgefüllter Räume", also dem Bereich des *Essayismus* als erlebnishafte Denk-Art zugewiesen. „In ihm allein bewahrt und bewährt sich ‚Freiheit'" (223).

Die deutlich politisch-historische und ideologiekritische Orientierung des Verfassers[82] bewirkt eine Beschrän-

8 Zunächst auch an seiner Mitarbeit am 37. Band der Musil-Studien ersichtlich: „Terror und Erlösung" (2009), der auch seinen hier mit aufgenommenen Aufsatz „Anderer Zustand / Ausnahmezustand" enthält.

kung und eine Ausweitung der Perspektiven zugleich. Literaturexterne Gesichtspunkte treten hinzu, deshalb findet das Literarische an und für sich manchmal allzu wenig Beachtung. Fiktion, Narration, poetische Gestaltung sowie die komplexe Ontologie des Gesagten, d.i. die Diskurspluralität im Romantext werden mehr oder weniger ausgeklammert. „Das Werk und sein Autor kommen sozusagen erst an zweiter Stelle; Vordergründig steht das Werk an erster; aber ich ziele gleichsam durch es hindurch auf das Problem und die Sache[...].“ (7) Wie oben mehrmals erwähnt wurde, leitet die Untersuchungen ein externes Motiv, die Deutung Musils Textes ist somit kein Selbstzweck: Es dient dem Weltverständnis, von der Annahme ausgehend, dass „Musil zu den Problemen unserer Zeit Maßgebliches zu sagen hat, dass man von ihm viel lernen kann.” (7) Dass Hans-Georg Pott Inhalte expliziert (rekonstruiert), die dann in theoretisch relevanten Kontexten kritisch dargestellt werden, erfüllt übrigens ziemlich genau Musils Forderung nach dem „bewußt Ideographischen” und dem „wesentliche[n] Sachwert”, der angeblich „vernachlässigt” werde.[93] In diesem Buch spürt man wohl, dass Musils Konzepte (des anderen Zustandes, der Neuordnung des Geistes, der Synthetik von Gefühl und Verstand u.a.) nicht im luftleeren Raum hingen, ihr Kontext nicht auf ein rein Ästhetisches beschränkt werden darf. Ihnen wohnt eine kritische Potenz inne: und demgemäß dürfen sie mit anderen (zeitgenössischen oder eben nicht) gedanklichen Konstrukten in Verbindung gebracht werden: sie lassen sich an diesen messen, dürfen kritisch beurteilt werden, mehr noch, fordern diese kritische Perspektive selber – mit einem Wort sind *diskursiv*. Sie haben einen Bezug zum Heute: „Wozu sonst sollten wir Literaturwissenschaft betreiben?” (8) lautet Potts Frage im Vorwort.

Bedenkenswert wäre aber in dieser Hinsicht auch die Frage, ob dieser starken Lesart dann nicht gerade das Wertvollste am essayistischen Denken Musils zum Opfer fällt, nämlich ihre Offenheit. Potts durchwegs spannende Ausführungen gleiten nicht selten ins pur Affirmative ab. Musils Autorität und Voraussicht wird behauptet, bewiesen und bezeugt – und dieses Argumentationsschema wirkt manchmal eben allzu überzeugend. Reflexiv gewendet: Die relative Geschlossenheit der Interpretation entsteht vor einem prinzipiell absolut offenen Horizont, die Selektion und Kombination der Themen ist somit *kontingent und gefühlsmäßig*. Das liegt aber im Unternehmen selber, will man essayistisches Denken essayistisch darstellen – „[...] getragen von der Überzeugung, dass die Stiftung eines Gesprächs, die concursio verschiedener Diskurse, gelegentlich zur Erkenntnis einer Sache etwas beiträgt.” (209).

Tamás Harmat (Piliscsaba)

9 Robert Musil: Das hilflose Europa. In: Ders. Gesammelte Werke. (Hg. Adolf Frisé) Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. 8. S. 1130.

Berichte der Institute 2013

Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut

Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen

Wissenschaftliche Veranstaltungen

Konferenz „Vor den Gedenkjahren. Forschungstendenzen, Forschungsdesiderate zum Ersten Weltkrieg in den Kulturwissenschaften“ (gefördert durch die AÖU) am 5.-7. Dezember 2013 im Germanistischen Institut der ELTE. Organisation: Amália Kerekes, Magdolna Orosz, Katalin Teller

1.Oktober 2013 Budapest Workshop Literaturwissenschaft „Erzählte Zeitgeschichte” im Rahmen der Germanistischen Institutspartnerschaft Heidelberg–Budapest
Vorträge:
Bálint Kovács – Imre Kurdi: Computerspiel als Erinnerung
Edit Király: Erzählen ohne Zeit. Das Fotoalbum als narratives Modell in László Márton*s Schattige Hauptstrasse*
Erzsébet Dévényi: Zeitgeschichte dreimal vertagt in Jenny Erpenbecks *Aller Tage Abend*

Forschungsprojekte

„Sprachliche Konstruktionen von Geschichte zwischen Faktualität und Fiktionalität im 20. Jahrhundert“ – Germanistische Institutspartnerschaft (GIP) Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg – Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, gefördert durch den DAAD – Projektleiterin der deutschen literaturwissenschaftlichen Forschungsgruppe: Prof. Dr. Barbara Beßlich (Universität Heidelberg), Leiterin der ungarischen literaturwissenschaftlichen Forschungsgruppe: Magdolna Orosz (ELTE) TeilnehmerInnen: Amália Kerekes, Edit Király, Imre Kurdi, Bálint Kovács, Elisabeth Dévényi

Gastvorträge

27. Februar: Dr. Bernhard Walcher (Universität Heidelberg): „Wir tragen die Väterhypothek“. Erzählen und Erinnern von Schweizer Zeitgeschichte in Urs Faes’ Familienroman *Sommerwende* (1989)

1. Oktober: Prof. Dr. Barbara Beßlich (Universität Heidelberg): „Es ist immer nur ein wenig, was der Welt zur Erlösung fehlt“. Rhetorik der Zeitenwende und kulturkritische Kriseninszenierung in Carl Sternheims Schauspiel *1913*

1. Oktober: Elena Setzer (Universität Heidelberg): Fiktionalisierung der Lebensreform: Parodie und Camp in Christian Krachts *Imperium*

4. Dezember: Prof. Dr. Konstanze Fliedl (Universität Wien): „Literarische Galerien. Was Texte von Bildern verstehen”

Sonstiges

18. April 2013: Lesung des Schriftstellers Eigen Ruge und Gespräch über seinen Roman *In Zeiten des abnehmenden Lichts* – Moderation: László Győri

September 2013: 3wöchiger Praktikanten-Aufenthalt von Markus Grill (Universität Wien)

Edit Király: Einreichung der Habilitation

4. Dezember 2013 – Habilitationsvortrag von Edit Király (Wolf Haas – a posztmodern krimi; Schreib-Fluss: Postmoderne Traditionsentwürfe bei Magris und Esterházy)

7.-11. November 2013: *Woche der deutschsprachigen Kultur*

– Gespräch mit Miklós Györffy (Literaturwissenschaftler, Übersetzer, Redakteur a.D. des Verlages Európa Kiadó) – Moderation: Edit Király

– Vortrag von Prof. Frank Stern zum österreichischen Stummfilm

– Gespräch mit László Győri (Übersetzer, Redakteur der Kulturprogramme des Ungarischen Rundfunks) – Moderation: Amália Kerekes

– Gedenkstunde zu Ehren von Professor Antal Mádl – Teilnehmer: József Láng, Szilvia Ritz, László Tarnói, Zsuzsa Bognár, Anikó Zsigmond, László V. Szabó – Moderation: András F. Balogh und Péter Varga

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

Wissenschaftliche Veranstaltungen

5.-6. März: Katharina Jacob und Matthias Attig (Universität Heidelberg) – Diskurslinguistischer Workshop

7.-8. März: Gemeinsamer linguistischer Workshop des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg und des Germanistischen Instituts der ELTE im Rahmen der gemeinsamen Institutspartnerschaft (GIP) zum Thema *Diskurslinguistik und Diskursanalyse: Methoden und Korpus*

12.-14. März: Dr. Katharina Bremer (Universität Heidelberg) – Blockveranstaltungen zum Thema *Gesprächslinguistik und Gesprächsanalyse*

25.-26. September: Dr. Józef Jarosz (Universität Wrocław) – Gastseminare zum Thema *Rhetorische Figuren* bzw. *Text-Bild-Beziehungen*

2.-3. Oktober: Anna Mattfeldt und Evi Schedl (Universität Heidelberg) – Diskursanalytischer Workshop zum Thema *Der EU- Beitritt Ungarns*

7.-10. Oktober: Dr. Janine Luth (Universität Heidelberg) – Blockveranstaltungen zum Thema *Ungarisch und Deutsch in der EU unter dem Aspekt der Mehrsprachigkeit* bzw. *Wort und Unwort des Jahres*

27. Oktober: Workshop zum Thema *Enkelgeneration- Wie beeinflusst Sprache die Identität?*, in Kooperation mit dem Goethe Institut.

Forschungsprojekte

Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten. (OTKA K 81342). Projektleiterin: Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi, Teilnehmer: Maria Erb, Regina Hessky, Marta Müller, Katalin Wild.

Sprachliche Konstruktionen von Geschichte zwischen Faktualität und Fiktionalität. GIP – „Gemeinsame Institutspartnerschaft" Universität Heidelberg – Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, gefördert durch den DAAD. Erforschung der berichteten und erzählten Zeitgeschichte im Zeitalter des Eisernen Vorhanges mit Mitteln der Linguistik (z.B. Diskursanalyse) auf der Basis der Erstellung des sog. „Budapester Korpus", das den nach der politischen Wende 1989/90 in Ungarn geführten Mediendiskurs repräsentiert. Projektleiter der deutschen linguistischen Forschungsgruppe: Prof. Dr. Ekkehard Felder (Universität Heidelberg), Leiter der ungarischen linguistischen Forschungsgruppe: Pál Uzonyi und Roberta V. Rada, Teilnehmer: Rita Brdar-Szabó Rita, Attila Péteri, Krisztina Mujzer-Varga, Ágnes Huber, Anna Vargyas

Personalia

Erlangung des Titels „Doktor der Ungarischen Akademie der Wissenschaft" / „Magyar Tudományos Akadémia doktora" (DSc.) Prof. Dr. Elisabeth Knipf

Ernennungen:
1. Juni: Ernennung von Dr. habil. Roberta V. Rada zur beauftragten Leiterin des Lehrstuhls für Germanistische Sprachwissenschaft

Wissenschaftliche Preise:
24. September: Ehrung von Prof. Dr. Elisabeth Knipf des Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preises (verliehen vom DAAD)

Sonstiges

7.-11. November: *Woche der deutschsprachigen Kultur*

7. November: Vortrag von András Schmidt (Abteilung Wissenschaftliche Kooperation AUDI Hungaria, Győr): *Die Rolle des Deutschen in der Betriebskommunikation*

7. November: Vortrag von Anna Németh (British Petrol): *Aufgabenbereiche in Business-Centers – Arbeitsmöglichkeiten bei BP*

Ungarndeutsches Forschungs- und Lehrerbildungszentrum

Wissenschaftliche Veranstaltungen

28. März: Müller, Márta: Bajor nyelvjárás a lokális sajtóban [Bairische Mundart in der Lokalpresse]. Nyelv – Társadalom – Kultúra. Interkulturális és multikulturális perspektívák. MANYE XXIII. Kongresszusa, ELTE-BTK, Budapest.

10. Oktober: „Schaufenster – Enkelgeneration: Sprache und Identität". Filmpräsentation und Diskussion mit einem Eröffnungsvortrag von Claudia M. Riehl (Ludwig-Maximilians-Universität, München). Gemeinschaftsprojekt des Goethe Instituts, des Germanistischen Instituts und des Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrerebildungszentrums.

11.-12. Dezember: Internationale Konferenz: Minderheiten/Fragen? Neuere ungarndeutsche Forschungen: Schwerpunkte, Konzepte, Perspektiven. (Gábor Kerekes, Maria Erb, Elisabeth Knipf-Komlósi, Márta Müller)
Müller, Márta – Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wörter: Zeugen der Vergangenheit. Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM). Minderheiten/Fragen? Internationale Konferenz für Minderheitenfragen. ELTE-BTK, Germanistisches Institut, Budapest, 12. 12. 2013.

Sonstiges

4. März: *„Die Wörter sind gut, dem Menschen angemessen."* Gedenkfeier und Lesung anlässlich des 15. Todestages der ungarndeutschen Schriftstellerin Varleria Koch (1949–1998)

Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik, Methodik

Wissenschaftliche Veranstaltungen

22. Januar: Müller, Márta: A német nemzetiségi oktatás jellemzői. A humán műveltség tanításának pedagógiája. II. Trefort-kerti bölcsész tanári konferencia. ELTE-BTK Szakmódszertani Központ, Budapest.

25. Mai: UDV-Generalversammlung und Fachtagung 2013 – „DaF-Lehrerausbildung und Fortbildung im Wandel"

9. Oktober: Forum junger Deutschlehrer 2013. „Erlebte Unterrichtspraxis"

16. November: UDV-Fachtagung 2013. „Bild und Film im DaF-Unterricht"

Forschungsprojekte:

CATHEDRA MAGISTRORUM. Lehrerforschung. Lehrer-Denken und Lehrer-Wissen. Werkstatt zur Lehrerforschung im Eötvös Collegium der ELTE. Leiterin: Ilona Feld-Knapp

Personalia:

Patrícia Kertes: Erwerb des PhD-Titels
Ana Andric: ÖAD-Lektorin ab 1. September 2013

Anna Böszörményi: ÖAD-Lektorin ab 1. September 2013
Veronika Rafelt: DAAD-Sprachassistentin ab 1. September 2013

Sonstiges
OTDK- Teilnahme:
3.-5. April 2013, Kaposvár
1. Preis in der Sektion *Fremdsprachendidaktik* und Sonderpreis von Pro Scientia: Nóra Gombos (Betreuerin: Ilona Feld-Knapp)
3. Preis und Sonderpreis in der Sektion *Fremdsprachendidaktik*: Andrea Taczmann (Betreuerin: Ilona Feld-Knapp)
Sonderpreis in der Sektion *Fremdsprachendidaktik*: Emese Schiller (Betreuerin: Ilona Feld-Knapp)

3.-5. April 2013, Debrecen
2. Preis in der Sektion *Germanistische Sprachwissenschaft*: Gabriella Perge (Betreuerin: Ilona Feld-Knapp)

Herausgeberschaft: Zeitschrift „Deutschunterricht für Ungarn" 25 Jahre DufU 2013. Jg. 25. – Chefredakteurin: Boócz-Barna Katalin

Zusammengestellt von Gábor Kerekes

Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen

Veranstaltungen
25.-26. April: Seminar über Literaturgeschichtsschreibung
Lesungen:
Å skrive litteraturhistorie i sen-moderniteten av Prof. Per Thomas Andersen
Romanen, nasjonen og verden. Nordisk litteratur i et postnasjonalt perspektiv av Prof. Elisabeth Oxfeldt
Erfaringer med litteraturhistorieskrivning – ideer og perspektiver av Prof. Anne-Marie Mai.
Legitimering, alternativ, funktion. Historier om litteratur i Sverige, Sápmi och Meänmaa av Dosent Anne Heith
Literariturworkshops mit Skandinavistikstudenten der Universitäten Belgrad, Budapest und Wien

Forschungsprojekte
Skandináv-magyar szépirodalmi fordítások adatbázisa (Datenbank der skandinavisch-ungarischen literarischen Übersetzungen) – Péter Mádl
Schwedisches lexikographisches Projekt – Péter Mádl

Sonstiges
15. Februar: Gastvortrag von Thomas Tangstrøm über die Übersetzung von Fachtexten aus dem Norwegischen. „*Brücke zwischen den beiden Kulturen*"

15. Mai: Vårfest (Frühlingsfest)

18. September: Gastvortrag von Jon Stewart mit dem Titel: *Johan Ludvig Heiberg and The Philosophy of the Danish Golden Age*

5. September: Gastvortrag von Zoltán Gyenge: *Ermittlung in einem Todesfall. Rundtischdiskussion* über die Aktualität von Kierkegaard mit der Teilnahme von Zoltán Gyenge und István Czakó

„Klassisches und modernes skandinavisches Drama auf ungarischen Bühnen" mit der Teilnahme von László Bérczes, Katalin Rák und Tamás Ördög

5. Dezember: Schriftstellerbesuch von Helene Uri (Norwegen) – Gastvortrag mit dem Titel:
Norsk språk i fremtiden, noen friske fabuleringer

14. Dezember: Luciafest
Vakgroep Neerlandistiek

Konferenzen
8. November: Internationale workshop over de receptie van Hendrik Conscience's De Leeuw van Vlaanderen (1838) in Europa in het kader van het CODL-project
Deelnemers: Jan van Coillie (Brussel), Christine Hermann (Wien), Marcin Lipnicki (Poznan), Wilken Engelbrecht (Olomouc), Petra Broomans (Griningen), Roberto Dagigno (Groningen), Judit Gera (Budapest)

Forschungsprojekte
An International Network Studying the Circulation of Dutch Literature (CODL); 2012 – 2015
Prof.dr. Elke Brems (KU Leuven - campus Brussel), Dr. Réthelyi Orsolya, és dr. Ton van Kalmthout (ING Huygens Den Haag) Több mint 100 résztvevő 17 országból, lásd www.codl.nl

Weerkaatsingen: Geschiedenis van de Nederlandse literatuur vanuit Hongaars perspectief /Tükröződések: A holland irodalom története magyar perspektívából; 2014-2017
Prof. dr. Gera Judit és dr. Réthelyi Orsolya
Dr. Daróczi Anikó (KRE) és dr. Pusztai Gábor (Debreceni Egyetem) és más szerzők

Akárki / Elckerlijc estek – 2012-től folyamatosan
Prof. dr. Gera Judit és dr. Réthelyi Orsolya; A projektvezetők és meghívott vendégek

olla vogala / minden madár régi németalföldi irodalmi könyvsorozat – 2012-től folyamatosan
Dr. Daróczi Anikó (KGRE) és dr. Réthelyi Orsolya (ELTE)
néderlandisztika szakos egyetemi hallgatók, meghívott szerzőtársak

Sonstiges
Elckerlijck avond 3: Beatrijs. Het verhaal van een on. Boekpresentatie van de Hongaarse vertaling. 21 maart 2013. Plaats: Írók Boltja. Organisatie Pro Nederlandistica.

Elckerlijc avond 4: Anna Enquist: Contrapunt. Boekpresentatie van de Hongaarse vertaling. 5 december 2013. Plaats: Írók Boltja. Organisatie: Pro Nederlandistica.

Lezingen op de ‚Kulturwoche' 6 november 2013.
Orsolya Réthelyi: Das „letzte Goldzweiglein" in den Niederlanden? Das Arapadenhaus in der Repräsentation der Croy-Familie.
Krisztina Noémi Törő: Die Mehrsprachigkeit als Mittel der Identitätskonstruktion. Zwei mehrsprachige literarische Texte aus Belgien.
Roland Nagy: Niederländische Töne in ungarische Ohre.
Judit Gera: Die Rezeption des Romans von Hendrik Conscience „Der Löwe von Flandrien" (1838) in Ungarn.
Plaats: Instituut voor Germanistiek ELTE

Ringcollege van februari tot mei 2013 met A. Agnes Sneller (Utrecht), Vincent van Heuven (Leiden), Paul Wackers (Utrecht), Katalin Balogh (Antwerpen), Femke Kramer (Groningen) Luc van Dorslaer (Antwerpen-Leuven), Györgyi Dandoy (Amsterdam)
Plaats: Vakgroep Neerlandistiek ELTE

Vertaalwedstrijd. Organisatie: ELTE Vakgroep Neerlandistiek. 1 januari tot 31 december 2013. Organisatie: Vakgroep Neerlandistiek

Zusammengestellt von Zsófia Domsa

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

Forschungsprojekte

Die Integration von Datentypen in der theoretischen Linguistik. (Ungarische Akademie der Wissenschaften) Laufzeit: 2012-2017. Leitung: Prof. Dr. András Kertész

Das Problem der Inkonsistenz in der theoretischen Linguistik (OTKA K 77823, 2009-2013). Leitung: Prof. Dr. András Kertész

STEP II. Vergleichende Forschung der Theatersysteme kleiner europäischer Länder (Niederlande, Irland, Dänemark, Schweiz, Slowenien, Ungarn, Estland). Partneruniversitäten: Groningen, Dublin Trinity College, Aarhus, Bern, Ljubljana, Debrecen, Tartu; Laufzeit: 2010-2014.
Projektleiter: Prof. Dr. Hans van Maanen (Universität Groningen) und Prof. Dr. Andreas Kotte (Universität Bern).
Leiterin der ungarischen Forschungsgruppe Doz. Dr. Balkányi, Magdolna.

Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik (ohne finanzielle Unterstützung). Laufzeit: 2008-2013, Leitung: Dr. Pilarský, Jiří.

„Szak-nyelv-tudás" – Az idegen nyelvi képzési rendszer fejlesztése a Debreceni Egyetemen
(TÁMOP-4.1.2.D-12/1/KONV-2012-0008); Laufzeit: 2013–2015

Teilnehmer: Dr. Darai, Zsuzsanna, Feketéné Balogh, Marianna, Dr. Radványi, Zsuzsanna.

Wissen – Erfahren – Schreiben: Raumkonstruktionen in Reisefiktionen um 1900 und 2000 im Vergleich (HKZF Trier); Laufzeit: ab 2013
Leitung: Prof. Dr. Andrea Geier
Teilnehmer: Dr. Elisa Müller-Adams, Dr. Eszter Pabis, Dr. Andrea Horváth

Personalia

Péter Csatár – Ernennung zum Lehrstuhlleiter für Germanistische Linguistik an der Universität Debrecen (01.07.2013)

András Kertész – Erhält die Ehrenmedaille der Gesellschaft ungarischer Germanisten *Pro Germanistica Hungarica*

Máté Tóth – Ernennung zum Assistenten an der Universität Debrecen im Institut für Germanistik

Forschungsstipendien

Marianna Feketéné Balogh – Campus Hungary-Stipendium, Fachaufenthalt am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft in Marburg (15.06.- 29.06. 2013)

Marcell Grunda – Campus Hungary-Forschungsstipendium für eine Woche an der Universität Trier, 07.2013
Erasmus-Forschungsstipendium für zwei Semester an der Universität Augsburg, 10.2013-07.2014

Andrea Horváth – ÖAD-Forschungsstipendium, 01.07. - 31.07.2013

Natália Kaskó – Partnerschaftsstipendium, Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft (01.10.2013.– 28.02.2014)
Campus Hungary-Stipendium, Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft (Fachspezifisches Praktikum, 01.04.2014 – 31.07.2014)

Kálmán Kovács – Humboldt-Stipendium an der Universität Bielefeld

Eszter Pabis – Dreimonatiges Forschungsstipendium (DAAD) an der Universität in Konstanz
Ab September: Magyary, Zoltán Stipendium für Postgraduierte. Forschungsthema: Fremdheit und interkulturelle Dialogizität in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Erika Thomas – 1. März-30. Juni: Ernst Mach-Stipendium der Aktion Österreich-Ungarn für Doktoranden, Titel des Forschungsprojektes: Phraseologismen in der gesprochenen Sprache

Sonstiges

Wettbewerbe

27.09.2013
Interaktives Spiel für Gymnasiasten mit dem Titel *Geist, Sprache, Metapher* im Rahmen der Nacht der Forscher (Organisation: Dr. Csatár, Péter; Majoros, Krisztián; Tóth, Máté)

Veranstaltungsreihen
17.-20.07.2013
Campus-Festival: Infotheke, Lesungen, Wettbewerbe in der sog. Straße der europäischen Sprachen (Organisation: Majoros, Krisztián; Tóth, Máté; Trippó, Sándor)

Infoveranstaltungen
09.2013
Tag der offenen Türe für Erstsemester

22.-24.03.2013
Studienreise nach Wien (Organisation: Majoros, Krisztián; Tóth, Máté)

18.-28.10. 2013
DAAD-Studienreise Augsburg-München (Organisation: Grunda, Marcell; Kaskó, Natália)

Periodika
Sprachtheorie und germanistische Linguistik 23.1. Münster: Nodus Publikationen, 2013.
Sprachtheorie und germanistische Linguistik 23.2. Münster: Nodus Publikationen, 2013.
Werkstatt. Internet-Zeitschrift für germanistische und vergleichende Kultur- und Literaturwissenschaft. 8/2013 URL: *http://werkstatt.unideb.hu/index.htm*.

Zusammengestellt von Zsuzsanna Darai

Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen
14. Oktober: Gastvortrag von Prof. Dr. Karl Manherz (Germanistisches Institut der Loránd-Eötvös-Universität Budapest) mit dem Titel „Sprache und Kultur der Ungarndeutschen"

Forschungsprojekte
Teilnahme am Projekt „Entwicklung von Lehrmaterialien für den Fachsprachenunterricht". (TÁMOP 4.1.2.D-12/1/KONV). Laufzeit: 2013–2015. Teilnehmer: Márta Murányiné Zagyvai, Tamás Fáy

Personalia
Mihály Harsányi – Lehraufenthalt an der Universität Regensburg im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (27. Mai – 2. Juni)

Sonstiges
1. Februar: Lesewettbewerb für Deutschlernende aus der nordungarischen Region mit Unterstützung des Goethe-Instituts und der Deutschen Botschaft Budapest

22. März-26. April: Gruppenwettbewerb für Deutschlernende zum Thema „1000 Jahre deutsch-ungarische Verbindungen", unterstützt durch „Nemzeti Tehetség Program" (NTP-KTTV-12)
April – Juli: Studienaufenthalte von Germanistikstudenten an den Universitäten Regensburg und Erfurt (ERASMUS)

1.-3. Juli: Ferienlager „Agria Germanistica" zur Förderung begabter Deutschlernender

16. Dezember: Studienausflug von Germanistikstudenten nach Wien

29. Juli-3. August: Márta Murányiné Zagyvai und Éva Varga – Konferenzteilnahmen in Bozen

Periodika:
Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien IX. Eger: Líceum Verlag, 2013, 134 S.

Zusammengestellt von Mihály Harsányi

Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche (KRE) Budapest

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen
24.-25. Januar: Internationale Konferenz: „Inspirationen" II

23.-27 September, Fehérvárcsurgó, Károlyi-Schloss: Interdisziplinäres Symposium für Studenten: „Hagyományok átértelmezése és aktualizálása: Wagner *Ring*je" [Umdeutung und Aktualisierung von Traditionen bezüglich des *Ring* von Wagner]. Gefördert vom NTP-FTNyT-MPA-12-004, Projektleiter: József Fülöp

14.-16. November: Internationale Konferenz: „Wendepunkte in der Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas". Veranstaltet in Kooperation mit der GIG, gefördert vom Kulturforum Österreich

Personalia
Márton Kalász – Kossuth-Preis

Zita Hollós: 9.-12 April: Metalexikografie (EMLex - Modul A1) Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Szilvia Ritz: 27. Mai - 1. Juni Blockseminar an der Universität Potsdam: „Literatur aus Kakanien" im Rahmen des Erasmus-Programms

Sonstiges
15.-26 Oktober: Gastvorlesung von Prof. Dr. August Stahl, Universität des Saarlandes. Gefördert vom Erasmus-Programm

Zusammengestellt von László Klemm

Universität Miskolc (ME)
Institut für Moderne Philologie

Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen

13. Januar: Wirtschaftsdeutsch – Perspektiven und Probleme. Tagung für die Deutschlehrer der Region Borsod-Abaúj-Zemplén

17. April: Gastvortrag von Dr. Silke Gester (Universität Zlín): „Quo vadis, DaF? – Neue Erkenntnisse der Forschung

24. April: Gastvortrag von Lajos Adamik und László Márton: Balladen übersetzen.

19. Mai: „Quo vadis, DaF?“ – Workshop für Deutschlehrer in der Organisation des Lehrstuhls für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

26. September: Gastvortrag von Dr. Barbara Pfeiffer (Österreichisches Kulturforum): Impressionen aus Österreich

1. Oktober: Gastvortrag von Prof. Dr. Katharina Lanzmeier-Ugri Pädagogische Hochschule Steiermark): Neue Methoden im Deutschunterricht

11. November: Gender im Unterricht – eine interdisziplinäre Tagung im Rahmen der VI. Germanistischen Konferenz der Universität Miskolc

Forschungsprojekte

Quo vadis, DaF II?“
Laufzeit: 2012-2014
Projektleiter: Dr. Silke Gester und Dr. Erika Kegyes (in Kooperation mit den Visegrad-Ländern)
Förderer: Wentech Holding und Bosch-Werke

„Studentische Stammbücher an der Schemnitzer Akademie“
Laufzeit: 2009-2013
Projektleiter: Dr. Erika Kegyes
Gefördert von der Studentischen Verwaltung der Universität Miskolc

Forschungsaufenthalte

Dr. Renate Kriston: Magdeburg, 3 Monate, Campus Hungary, Erstellung des Lernwörterbuchs für Logistik

Dr. Erika Kegyes: Hannover und Hildesheim, 2 Monate, Campus Hungary, Erstellung eines Arbeitshefts fürs Erlernen der Fachsprache der Logistik

Sonstiges

Tünde Paksy als Mitarbeiterin der Zeitschrift Műút betreut die deutsche Leseecke der Zeitschrift.
Online: http://www.muut.hu/kikotoihirek/index.html

20. September: „Die Deutschen, die Österreicher und die Schweizer – aber witzig!“ – Vortrag und Lesung im Rahmen des Programms „Nacht der Forscher“

21. Oktober: „Deutsch Lernen und vieles mehr“ – Schülerwettbewerb für die Gymnasien der Stadt Miskolc und der nordungarischen Region

24. April: Balladenwettbewerb – Schülerwettbewerb für die Klassen 7-12 der Gymnasien

Zusammengestellt von Erika Kegyes

Westungarische Universität Universitätszentrum Savaria

Lehrstuhl für Germanistik

Personalia

Dr. Dóra Takács
Oktober 2012- September 2013: Forschungsstipendium der Studienbörse Germanistik – Würzburg

Dr. Dóra Takács
8.-11. Januar: Lehraufenthalt „Theater in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ an der Universität Maribor (Slowenien)

Dr. Mihály Riszovannij
3.-9. Juni: Forschungsstipendium der ÖGfL und des Bundesministeriums für Internationale Angelegenheiten

Dr. Dóra Takács
9.-22. Dezember: Forschungsstipendium der ÖGfL und des Bundesministeriums für Internationale Angelegenheiten

Sonstiges

4. März: Workshop „Kreatives Schreiben“ mit Dr.in Daniela Beuren
Diese Veranstaltung wurde vom Österreichischen Kulturforum Budapest finanziert.

25. und 26. April: Lehraufenthalt: *Deutschsprachige Lyrik vom Sturm und Drang bis zur Moderne* mit Prof. Dr. Matjaz Birk, Universität Maribor im Rahmen des Erasmus-Mobilitätsprogramms

7. Mai: Wissenschaftliche Studierendenkonferenz „StudentInnen forschen“ – Die Veranstaltung wurde von der OeAD. GmbH mit Buchspenden unterstützt

15. Oktober: „Studierende lesen Ödön von Horvath“ im Rahmen der Aktion „Ungarn liest Österreich“

22. Oktober: Lesung mit Krisztián Grecsó und anschließendes Gespräch mit Wilhelm Droste (Autor und Lektor) im Rahmen unserer Kooperation „Literaturfahrten“ mit dem Literaturhaus Mattersburg, im Literaturhaus Mattersburg – Die Veranstaltung wurde vom Literaturhaus Mattersburg unterstützt.

14. November: Filmworkshop „Allgemeine österreichische Filmgeschichte“ mit Frau Mag. Sylvia Deltl – Die Veranstaltung wurde vom Österreichischen Kulturforum Budapest unterstützt.

28. November: Workshop „Lesestrategien im DAF-Unterricht“ mit Dr. Saša Jazbec, Universität Maribor im Rahmen des Erasmus-Mobilitätsprogramms

4. Dezember: Vortrag zu Franz Kafka anlässlich seines 130.Geburtstages mit Dr. Manfred Müller, Präsident der Österreichischen Kafka-Gesellschaft – Die Veranstaltung wurde vom Österreichischen Kulturforum Budapest unterstützt.

Zusammengestellt von Dóra Takács

Pannonische Universität (PE) Veszprém
Institut für Germanistik und Translationswissenschaft

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen

5. März: Gastvortrag in der Reihe „Veszprémer Deutsche Begegnungen“: Prof. Dr. Zoltán Szendi (Universität Pécs): Franz Kafka. Deutungswege zu seiner Erzählkunst

3. Dezember: Vortrag in der Reihe „Veszprémer Deutsche Begegnungen“: Univ.-Doz. Dr. László V. Szabó: Rudolf Pannwitz. Eine Einführung

Personalia

1. Januar: Gründung des Instituts für Germanistik und Translationswissenschaft (nach der Fusion mit dem Institut für Translationswissenschaft an der Pannonischen Universität Veszprém)

2. Dezember: Ernennung von Univ.-Doz. Frau Dr. Gabriella Rácz zur Leiterin des Instituts für Germanistik und Translationswissenschaft

Univ.-Assistentin Dr. Bianka Burka: Forschungsaufenthalt an der Universität Erfurt mit dem Stipendium der Thyssen-Stiftung (ab 1. Juli 2013)

Univ.-Doz. Dr. László V. Szabó: Forschungsaufenthalt an der Universität Wien mit dem Stipendium des OEAD (1.-31. Juli 2013)

Sonstiges
9. April: IV. Deutschlehrertag

Internationales Forschungs- und Nachwuchsnetzwerk für Interkulturelle Germanistik (IFNIG) im Rahmen des Kompetenzzentrums interkulturelle Linguistik/ Germanistik, eine Werkstatt für interkulturell-germanistische Forschungs-, Weiterbildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen (seit 2008); siehe http://german.uni-pannon.hu/index.php?option=com_content&task=view&id=16&Itemid=16/

Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik, Jahrgang 3.

Erasmus-Partnerschaften mit: Universität Antwerpen; Universität Bayreuth; Technische Universität Chemnitz; Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg; Universität Regensburg; Technische Universität Darmstadt

Schülerwettbewerb „Deutschtalente gesucht“, gefördert durch die Előd-Halász-Stiftung

Studentenzeitung Veszprémer Uniblätter (VUB) Jg. 3.; siehe www.germanistik.uni-pannon.hu/vub

Zusammengestellt von László V. Szabó

Katholische Péter Pázmány Universität (PPKE) Piliscsaba Mitteleuropa Institut

Lehrstuhl für Germanistik

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen
15.-19. Juli:
„Langweiler”. Doktorandenworkshop in Kooperation mit der Universität Duisburg-Essen (ung. Teilnehmer: 5 Doktoranden, Dr. Antonia Opitz, Dr. Zsuzsa Bognár)

31. Mai-1. Juni:
Vollversammlung der Gesellschaft ungarischer Germanisten und wissenschaftliche Konferenz „Perspektiven des historischen Blicks”

12.-13. November:
Internationale Konferenz „Mitteleuropäischer Kulturraum. Die Darstellung von Völkern und religiösen Gruppen des Königreichs Ungarn in der deutschsprachigen Literatur und Presse des 16.-19. Jahrhunderts”. Gefördert durch TÁMOP BTK-IDI-II.5.-3.

Forschungsprojekte
Ungarische Autoren in der ausländischen deutschsprachigen Presse zwischen 1900 und 1938

TÁMOP BTK-IDI-I.2.-1; Laufzeit: 2012-2013
Projektleiterin: Dr. Zsuzsa Bognár

Sonstiges

20.-21. März:
Gastvorträge von Mária Kelemen M.A. (Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Finnougristik/ Uralistik):
– „Die Rezeption der ungarischen Literatur in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die ältere ungarische Literatur“
– „Kontrastive Analyse von lyrischen Texten des 19. und 20. Jahrhunderts“
– „Die Rezeption der ungarischen Literatur in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf lyrische und Prosawerke des 20. Jahrhunderts (Attila József, Dezső Kosztolányi)“

12. April-17. Mai:
Gastvorlesungen von Prof. Dr. István Gombocz (University of South Dakota):
– Friedrich Nietzsche und seine Rezeption in Mitteleuropa: „Der Fall Wagner.“
– Der Aufstieg und Fall der Kulturen aus mitteleuropäischer Sicht. Auszüge aus Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“
– Die Jahrhundertwende in Wien. Arthur Schnitzler: Die Weissagung
– Prager deutsche Literatur (Franz Kafka)
– Die Problematik der Minderheiten in Ostmitteleuropa. Auszüge aus Adolf Meschendörfers „Die Stadt im Osten“

23.-27. April:
Studienreise von 15 Studierenden nach Wien, gefördert durch Campus Hungary (organisiert von Dr. Zsuzsa Bognár und Klára Riba)

September:
Blockseminar von Dr. Andrea Schäfer (Universität Duisburg-Essen) mit dem Titel „Kunst im DaF-Unterricht“

September:
Gastvorlesungen und -seminare von Prof. Dr. Werner Jung (Universität Duisburg-Essen) über die Kurzprosa des 19. Jahrhunderts und den deutschen Kriminalroman

6. November:
Alumni-Treffen anlässlich des 20-jährigen Jubiläums des Lehrstuhls für Germanistik

Zusammengestellt von Péter Lőkös

Universität Pécs (PTE)
Germanistisches Institut

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

Wissenschaftliche Veranstaltungen

8.-10. März: „Medialisierung des Zerfalls der Doppelmonarchie in deutschsprachigen Regionalperiodika“ – Internationaler Workshop
Leitung: Prof. Dr. Zoltán Szendi
Fördernde Institution: Österreichisches Kulturforum Budapest

15.-19. September: „Medientheorien von Lessing bis heute“ – Workshop an der Universität Pécs im Rahmen der Institutspartnerschaft zwischen dem Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt am Main und dem Germanistischen Institut der Universität Pécs
Leitung: Jun.-Prof. Dr. Torsten Hoffmann; Dr. Lehel Sata

15.-16. Oktober: „Reisen im Mittelalter“ – Akademische Vorträge; Diskussionen; Musikalischer Workshop; Konzert – Organisation: Germanistisches Institut
Leitung: Susanne Ufer, Peter Wilhelm Sax, Samira Bauerfeind
Fördernde Institutionen: Lenau-Haus Pécs; Goethe-Institut; Österreichisches Kulturforum Budapest; DAAD

Forschungsprojekte

Deutschsprachige Regionalperiodika in der Donaumonarchie. Innerhalb dieses seit mehr als zehn Jahren laufenden Forschungsprojektes als Teilprojekt: Medialisierung des Zerfalls der Doppelmonarchie in deutschsprachigen Regionalperiodika zwischen 1880 und 1914. Laufzeit: 2010-2014.
Projektleiter: Prof. Dr. Zoltán Szendi (Universität Pécs). Projektteilnehmer: Österreichische Akademie der Wissenschaften Wien, Universität Cluj-Napoca, Universität Ljubljana, Universität Maribor, Universität Bratislava, Universität Ústí nad Labem, Universität Piliscsaba, Universität Iasi, Universität Mailand.

Netzwerk-Kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft in Mittel- und Osteuropa
Laufzeit: 2011-2014
Projektleiter: Prof. Dr. Dieter Mersch (Universität Potsdam, Institut für Künste und Medien); Prof. Dr. Wolfgang Beilenhoff (Internationales Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie)

Partnern: Litauen (EHU Vilnius), Tschechische Republik (Akademie der bildenden Künste, Karlsuniversität Prag), Polen (Adam-Mickiewicz Universität Poznań, Schlesische Universität Katowice) und Ungarn (Universität Pécs; Dr. Edina Sándorfi und Dr. Lehel Sata)

Personalia

Dr. Erika Hammer: Forschungsaufenthalt am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München (Juli)

Dr. Krisztina Molnár: Forschungsaufenthalt am Institut für deutsche Sprache, Universität Mannheim mit einem Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung (1. August 2012-31. Januar 2014)

Dr. Lehel Sata: Goethe-Universität Frankfurt am Main: Forschungsaufenthalt mit DAAD-Stipendium im Rahmen der Partnerschaft zwischen dem Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik und dem Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur der Universität Pécs (31. Juli-10. August)

Dr. Edina Sándorfi: Werner Keller-Stipendium der Goethe-Gesellschaft in Weimar (Klassik Stiftung Weimar); (Juli-August)

Dr. Hilda Schauer: Unterricht am Institut für Germanistik der Universität Bordeaux 3 mit dem Thema „Deutschsprachige Gegenwartsliteratur" im Rahmen der Erasmus-Dozentenmobilität (14.–18. Oktober)

Prof. Dr. Zoltán Szendi: Forschungsaufenthalt in Wien auf Einladung der Gesellschaft für Östereichische Literatur (4.–16. November)

Sonstiges

21. März: Lesung der Autorin Sabine Gruber Organisation: Österreich Bibliothek
Leitung: Peter Wilhelm Sax

27. März: Leseabend „Lieben und Vergessen" Organisation: Österreich Bibliothek

17. April: Lesung der Autorin Anna Weidenholzer Organisation: Österreich Bibliothek
Leitung: Peter Wilhelm Sax

29. November: Ausstellung Gustav Klimt – Organisation: Österreich Bibliothek, Universität Pécs
Leitung: Peter Wilhelm Sax

Zusammengestellt von Lehel Sata

Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik

Lehrstuhl für Deutsche Literaturwissenschaft

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen

Konferenz

11.-12. April: Ungarische Akademie der Wissenschaften Szeged.
Aktuelle Tendenzen der Gegenwartsgermanistik. Symposium ungarischer Nachwuchsgermanisten. Organisation: Tamás Kispál, Judit Szabó. Förderer: Österreichisches Kulturforum Budapest; Ungarische Akademie der Wissenschaften Szeged. Vortragende: Mihály Arany, Edit Debróczki V., Marcell Grunda, Kinga Barbara Hajdú, Julia Haußmann, Péter Kappel, Natália Kaskó, Noémi Kordics, Eszter Kukorelli, Dóra Lócsi, Krisztián Majoros, Lajos Mitnyán, Bernadett Modrián-Horváth, Krisztina Mujzer-Varga, Viktória Réka Orha, Emese Pozdena, Olga Surinás, Ufer Susanne, Zoltán Szalai, Máté Tóth, Sándor Trippó, Ferenc Urbán, Anna Zsellér.

Gastvortrag

6. November: Detlef Haberland (Universität Oldenburg): „Theodor Fontanes Graf Petőfy – Ein Ungarisches Drama?"

Forschungsprojekte

Institutspartnerschaft der Alexander von Humboldt-Stiftung; Kooperation mit dem Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen). Titel des Forschungsprojekts: Die kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung. Laufzeit: 1. Jan. 2013 - 31. Dez. 2014. Projektleitung: Márta Horváth (Szeged), Katja Mellmann (Göttingen). Teilnehmer: Endre Hárs, Erzsébet Szabó, Judit Szabó (Szeged), Berenike Herrmann, Gerhard Lauer, Stefanie Luther, Katja Mellmann (Göttingen)

Personalia

Beförderungen, Ernennungen

1. Juli: Endre Hárs wurde Institutsleiter

ab 2013: Károly Csúri wurde Betreuer des Promotionsprogramms für Deutsche Literaturwissenschaft der Universität Szeged
2013: Erzsébet Szabó wurde zum Mitglied der Arbeitsgruppe: Zentrum für Erzählforschung (Bergische Universität Wuppertal)
6. November: Detlef Haberland (Universität Oldenburg), ein häufiger Gastdozent des Instituts wurde mit dem Pro Facultate-Preis der Universität Szeged ausgezeichnet

Erwerb des PhD-Titels

Juni 2013: Csilla Mihály (Dissertation: Figuren und Figurenkonstellationen im „Theater des Selbst". Exemplarische Texterklärungen aus Franz Kafkas mittlerem Erzählwerk)

Gastprofessur
Mai-Juni: Géza Horváth hielt Lehrveranstaltungen an der Universität Kassel (Fachbereich 02, Institut für Germanistik)

Forschungsaufenthalte
Juni: Endre Hárs, Erzsébet Szabó, Judit Szabó – Forschungsaufenthalte im Rahmen der Humboldt-Institutspartnerschaft am Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen)

Juli: Géza Horváth – Forschungsaufenthalt im Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen (Übersetzungsprojekte: Ludwig Tieck: Novellen, Hermann Hesse: In Weihnachtszeiten)

SONSTIGES
Periodika
Seit 2013 gibt es das Germanistische Magazin auch online: www.gema.hu

Neue Hefte des Germanistischen Magazins sind erschienen: 2013/1; 2013/2. Herausgeberinnen: Tünde Katona, Charlotte Klein. Online Ausgabe: URL: http://www2.arts.u-szeged.hu/german/

Workshop
7. Mai: bilateraler Workshop in der Redaktion des Germanistischen Magazins mit elf Kasseler AustauschstudentInnen. Organisation: Tünde Katona uns Charlotte Klein

Theaterbesuch
26. November: Theaterbesuch mit einer studentischen Gruppe in Szekszárd. Organisation: Tünde Katona (Kafka: Die Verwandlung. Aufführung Der Deutschen Bühne Ungarn / Szekszárd)

Studentenaustausch
Im Rahmen des Double-Degree-Programms Empfang von zwei StudentInnen der Universität Kassel

Zusammengestellt von Judit Szabó

Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik

Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen

Internationale Konferenz

25.-28. September: Ungarische Akademie der Wissenschaften Szeged; Humboldt-Kolleg: Prinzip Wiederholung. Zur Ästhetik von System- und Sinnbildung in Literatur, Kunst und Kultur aus interdisziplinärer Sicht. Organisation: Károly Csúri. Förderer: Alexander von Humboldt-Stiftung, Akademie der Wissenschaften Szeged. Vortragende: Sibylle Baumbach, Árpád Bernáth, Orsolya Bubryák, Laura Cheie, Robin Curtis, Dezső Csejtei, Károly Csúri, Hans Esselborn, Franz Fromholzer, Géza Horváth, Márta Horváth, Joachim Jacob, Jadwiga Kita-Huber, Éva Kocziszky, Beatrix Kricsfalusi, Reinhard M. Möller, Manfred Müller, Csilla Mihály, Barbara Neymeyr, Magdolna Orosz, Lehel Sata, Edina Sándorfi, József Sisa, Erzsébet Szabó, Zoltán Szendi, Anna W. Ullrich

Workshop und Projektvorstellung

18.-19. Februar: Annäherungen zur narrativen Motivierung. Organisation: Márta Horváth. Teilnehmer: Endre Hárs, Erzsébet Szabó, Judit Szabó (Szeged) Berenike Herrmann, Gerhard Lauer, Stefanie Luther, Katja Mellmann (Göttingen).

Gastvorträge

30. April: Fatima Naqui (Rutgers University, USA): „It's mental... zu den Filmen Michael Hanekes"; „Thomas Bernhard und die Architektur"

17. September: Marta Wimmer (Adam-Miczkiewicz-Universität Poznan, Polen): „Nationalgefühl hat man, wenn man sich für seine Nation schämt"

1. Oktober: Kurt Bartsch (Universität Graz): Ödön von Horváths Kurzprosa; Österreichische Literatur der 1990er Jahre. Eine Momentaufnahme

Forschungsprojekte

Institutspartnerschaft der Alexander von Humboldt-Stiftung; Kooperation mit dem Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen). Titel des Forschungsprojekts: Die kognitiven Grundlagen narrativer Motivierung. Laufzeit: 1. Jan. 2013 - 31. Dez. 2014. Projektleitung: Márta Horváth (Szeged), Katja Mellmann (Göttingen). Teilnehmer: Endre Hárs, Erzsébet Szabó, Judit Szabó (Institut für Germanistik, Szeged), Berenike Herrmann, Gerhard Lauer, Stefanie Luther, Katja Mellmann (Göttingen)

Personalia

Forschungsaufenthalt

Juni: Márta Horváth – Forschungsaufenthalt im Rahmen der Humboldt-Institutspartnerschaft am Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen)

Sonstiges

Workshop

ab Januar: Österreichische Literatur und Kultur. Workshop mit SchülerInnen des Miklós-Radnóti-Gymnasiums Szeged. Organisation: Attila Bombitz. Mitveranstalter: Grand Café Szeged

Lesung und Buchpräsentation

20. Februar: Krieg und Welt. Ein literarischer Abend mit Peter Waterhouse und Ferenc Szijj. Organisation: Attila Bombitz. Mitveranstalter: Österreichisches Kulturforum Budapest, Grand Café Szeged

Ausstellung und Filmabend

Februar - März: Klimt. Organisation: Edit Bogdány, Elisabeth Peschke. Mitveranstalter: Österreichisches Kulturforum Budapest

Seminar

4. März: Sabine Dengscherz (Universität Wien): Zugänge zum Schreiben. Organisation: Elisabeth Peschke. Mitveranstalter: Österreichisches Kulturforum Budapest

Literarischer Abend

1. Oktober: Ungarn liest Österreich. Ein Abend mit und über Ödön von Horváth anlässlich seines 75. Todesjahres. Organisation: Horváth Márta, Elisabeth Peschke, Judit Szabó. Mitveranstalter: Grand Café Szeged

Zusammengestellt von Judit Szabó

Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik

Lehrstuhl für Germanistische Linguistik

Wissenschaftliche Veranstaltungen, Konferenzen

Konferenz

11.-12. April: Ungarische Akademie der Wissenschaften Szeged. Titel: Aktuelle Tendenzen der Gegenwartsgermanistik. Symposium ungarischer Nachwuchsgermanisten. Organisation: Tamás Kispál, Judit Szabó. Förderer: Österreichisches Kulturforum Budapest; Ungarische Akademie der Wissenschaften Szeged. Vortragende: Mihály Arany, Edit Debróczki V., Marcell Grunda, Kinga Barbara Hajdú, Julia Haußmann, Péter Kappel, Natália Kaskó, Noémi Kordics, Eszter Kukorelli, Dóra Lócsi, Krisztián Majoros, Lajos Mitnyán, Bernadett Modrián-Horváth, Krisztina Mujzer-Varga, Viktória Réka Orha, Emese Pozdena, Olga Surinás, Ufer Susanne, Zoltán Szalai, Máté Tóth, Sándor Trippó, Ferenc Urbán, Anna Zsellér

Gastvortrag

27. November: Karolina Zuchewicz (Humboldt-Universität zu Berlin): Zusammenhang der Modalität und Zeitkonstitution im Polnischen

Forschungsprojekte

„EuroGr@mm“ http://www.ids-mannheim.de/gra/eurogr@mm.html

„EuroGr@mm ist ein Projekt zur typologisch und kontrastiv vergleichenden grammatischen Erforschung und Beschreibung des Deutschen auf europäischer Ebene.**”** An der Arbeit, die vom Institut für Deutsche Sprache – IDS Mannheim geleitet wird, nehmen fünf Projektgruppen (aus Frankreich, Italien, Norwegen, Polen und Ungarn) teil.

Zeitraum: 2007-2012, bzw. 2004-2006: Pilotphase

Leiterin der Projektarbeit: Prof. Dr. Gisela Zifonun

Förderer: die Leibniz-Gemeinschaft (Deutschland)

Die Ergebnisse der Arbeit, die sich z.Z. in der Auslaufphase befindet, sind unter der folgenden Adresse zu erreichen: http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gruwi.ansicht?v_typ=o

Der ungarische kontrastive Teil ist unter http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gruwi.ansicht?v_typ=o&v_id=5528 zu finden.

Mitarbeiter der ungarischen Projektgruppe: Prof. Dr. Péter Bassola, Universität Szeged – SZTE (Leiter); Viktória Dabóczi, Universität Siegen (früher SZTE); Dr. Beáta Gyuris, Institut für Sprachwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (seit Juni 2011); Dr. habil. Attila Péteri, ELTE-

Universität Budapest; Dr. habil. Pál Uzonyi, ELTE-Universität Budapest (seit Juni 2011)
Ehemalige Mitarbeiter: Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné, SZTE (von 2010 bis Juni 2011); Dr. György Scheibl, SZTE (bis Juni 2011); Ágnes Túri, SZTE (bis Juni 2011); Ágota Asztalos (Einheit ‚Prosodie')
Die Nutzergruppen in Ungarn setzen sich in erster Linie aus fortgeschrittenen Lernenden des Deutschen, aus Studierenden der Germanistik sowie aus Deutschlehrern zusammen. Darüber hinaus richtet sich das ungarische landessprachspezifische Modul ebenfalls an Wissenschaftler (v.a. Hochschuldozenten), die die Ergebnisse des „ProGr@mms" aus ungarischer Sicht didaktisch aufarbeiten. Ferner kann das ungarische Modul aber auch als eine Quelle für Wissenschaftler dienen, die sich mit der typologischen und kontrastiven Erforschung des Ungarischen befassen. Das „ProGr@mm Kontrastiv" entsteht als eine **online Grammatik** und bietet daher – im Vergleich mit herkömmlichen Grammatiken – viel differenziertere Zugangsmöglichkeiten und effizientere Anwendungen.

„**Persuasionsstile**": ein internationales Projekt unter der Leitung von Dr. habil. Harmut Lenk (Helsinki). Ungarische Teilnehmer: Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné, Dr. Tamás Kispál (http://blogs.helsinki.fi/persuasionsstile-in-europa)

Personalia

Habilitation

9. Okt. 2013: Ewa Drewnowska-Vargáné erwarb den „dr. habil."-Titel (Habilitationsvorträge: Argumentative Topoi in einem mehrsprachigen Pressediskurs; Linguistische Herangehensweisen an Pressetextsorten: synchrone und diachrone Klassifikations- und Beschreibungsansätze

Forschungsaufenthalt

1. Juli-31. August 2013: Tamás Kispál / DAAD-Forschungsaufenthalt am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim

Sonstiges

Bilaterales Seminar

14.-20. April: Studienreise und bilateraler Kurs am Deutschen Seminar der Georg-August-Universität (Göttingen). Thema des gemeinsamen Seminars: Interkulturelle Germanistik. Organisation: Tamás Kispál (Szeged), Andrea Bogner (Göttingen).

Vortragsreihe

7.-12. Oktober: Horst Liedtke (Georg-August-Universität, Göttingen) hielt eine Vortragsreihe zu den aktuellen Tendenzen der Didaktik für Master-Studenten

Zusammengestellt von Judit Szabó

Universität Szeged (SZTE)
Erziehungswissenschaftliche Fakultät „Gyula Juhász“

Lehrstuhl für Deutsch als Minderheitenkultur

FORSCHUNGSPROJEKTE

Erika Grossmann
Teilnahme am COMENIUS Multilateral Project „Education and Gender (EDGE)“.
Projektnummer: 518097-LLP-1-2011-BE-COMENIUS CMP
(Oktober 2011-September 2014)

GASTVORTRAG

Dr. Zoltán Samu (Friedrich-Schiller-Universität Jena Institut für Erziehungswissenschaft): Die Bedeutung positiver Lernatmosphäre im Unterricht – ein Exkurs aus neuropsychologischer Perspektive (7.-24. März)

SONSTIGES

Ágnes Dibóné Borbély: Lehraufenthalt an der Christlichen Universität Partium Großwardein (Rumänien) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (19.-23. März)

Erzsébet Drahota-Szabó: Gastprofessur am Institut für Germanistik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt im Sommersemester 2012/2013; der gehaltene Kurs: Kontrastive Sprachbetrachtung

Eszter Propszt: Lehraufenthalt an der West-Universität Temeswar (Rumänien) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (11.-16. Mai)

Tünde Sárvári: Lehraufenthalt an der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (21.-27. April und 1.-7. Dezember)

Zusammengestellt von Eszter Propszt

Doktorandenkollegs 2013

Eötvös Loránd Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut

Dissertationen in Arbeit

Ildikó Daróczi: *Merkmale und Funktionen von Okkasionalismen aus kontrastiver Sicht* (Betreuerin: Dr. Brdar-Szabó Rita)

Orsolya Erdődy**:** *Musik und Sprache als Mittel der Kulturdiplomatie* (Betreuerin: Prof. Dr. Erzsébet Knipf)

Katalin Gyuricza: *Textsorten-Intertextualität. Eine linguistische Beschreibung* (Betreuerin: Dr. Roberta V. Rada)

Rita Hackl: *Vergleichende Mediendiskursanalyse* (Betreuerin: Prof. Dr. Erzsébet Knipf)

László Kovács: *Neue Textmuster in digitalen Lehrwerken* (Betreuerinnen: Prof. Dr. Erzsébet Knipf/ Prof Dr. Walter Schreiber)

Judit Kuti: *Eine vergleichende Untersuchung von deutschen und ungarischen verbalen Argumentstrukturen* (Betreuer: Dr. Pál Uzonyi)

Bernadett Modriánné Horváth: *Topik und Thema. Untersuchungen zur Informationsstruktur in deutschen und ungarischen Erzähl- und Berichtstexten* (Betreuer: Dr. Attila Péteri)

Lajos Nagy: *Funktionen von Modus und Tempus in Konditionalsätzen im Deutschen und Ungarischen* (Betreuerin: Dr. Rita Brdar-Szabó))

Odett Paku: *Linguistische Mediendiskursanalyse. Analyse von Berichterstattungen in österreichischen und ungarischen Printmedien „20 Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs* (Betreuerin: Prof. Dr. Erzsébet Knipf)

Bernadett Unger: *Ostmittelbairische Dialekte im westungarischen Raum* (Betreuer: Dr. Koloman Brenner)

Emese Zakariás**:** *Relativkonstruktionen im Deutschen* (Betreuer: Dr. Attila Péteri)

Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen

A képzés célja, hogy a végzett fiatal szakemberek oktatóként, kutatóként magas szinten legyenek képesek foglalkozni a skandináv országok irodalomtudományával, kutatómunkájukat megszervezzék, és aktívan részt vegyenek a hazai és nemzetközi szakmai életben.

Doktorandenschule für Literaturwissenschaft

Kontakt
Prof. András Masát
Dr. Péter Mádl
svea.elte.hu

Dissertationen in Arbeit
Ildikó Annus: *A kanonizáció Svédországban* (Betreuer: Dr. Péter Mádl)

Zsófia Ásó: *Az elbeszélő identitásának narratívára gyakorolt hatása a modern skandináv regényben.* (Betreuer: Prof. András Masát)

Orsolya Csákvári: *Sagaelemek a modern skandináv irodalomban* (Betreuer: Dr. Péter Mádl und Dr. Péter Ács)

Emese Nagy: *Intertextualitás és vizuális narráció a kortárs norvég irodalomban* (Betreuer: Prof. András Masát)

Doktorandenschule für Sprachwissenschaft

Kontakt
Dr. Ács Péter
acs123@ludens.elte.hu

Dissertationen in Arbeit
Csilla Mária Kisár: *Hivatalos tolmácsolás Norvégiában* (Offizielles Dolmetschen in Norwegen; Betreuer: Dr. Péter Ács)

Katalin Nardai: *Irányjelentésű igekötős igék a svédben és a magyarban* (Betreuer: Dr. Péter Ács)

Áron Tési: *Skandináv szinkrón és diakrón dialektológia* (Betreuer: Dr. Péter Ács)

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

Graduiertenkolleg Linguistik

1. Graduiertenkolleg Theoretische Linguistik

Kontakt
Prof. Dr. András Kertész
kertesz.andras@arts.unideb.hu
http://web.t-online.hu/andraskertesz/
Internetadresse: http://denydi.unideb.hu/

2. Graduiertenkolleg Germanistische Linguistik

- Geschriebene und gesprochene Varianten, Grammatik, Pragmatik und Semantik der deutschen Sprache
- Ungarisch-deutsche kontrastive Forschungen
- Übersetzung und Fremdsprachenerwerb

Kontakt
Dr. Zsuzsanna Iványi
gacsi-ivanyi.zsuzsanna@arts.unideb.hu

Kurse
Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft (A. Kertész)
Einführung in die Phonologie (A. Kertész)
Sprachtheorie I-II (A. Kertész)
Das Nominalsystem des Deutschen (Zs. Iványi)
Betreuungsseminar (A. Kertész, Zs. Iványi, P. Csatár)

Dissertationen in Arbeit
Judit Bihari: *Plausible Argumentation in der Grammatikalisierungstheorie* (Betreuerin: Dr. Csilla Rákosi)

Zsófia Haase: *Kohärenzstiftende Funktion von pronominalen indirekten Anaphern in Texten* (Betreuerin: Dr. Edit Dobi)

Krisztián Majoros: *Wissenstransfer und Metapher am Beispiel der molekularen Zellbiologie* (Betreuer: Dr. Péter Csatár)

Kornélia Marinecz: *Die soziale Positionierung und ihre Dynamik in Selbst- und Fremddarstellungen* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Eszter Mózes: *Computerübersetzung* (Betreuer: Dr. Gergely Pethő)

Helga P. Szoboszlai: *Die Grammatik der Ellipse in der Struktur zusammengesetzter Sätze und Wörter* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Mónika Sajgál: *Soziale Positionierung und ihre Handlungsmöglichkeiten im vorgerichtlichen Ermittlungsverfahren* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Tamara Sáfrányos: *Die pragmatischen Dimensionen des Humors. Eine vergleichende Untersuchung der deutschen und der ungarischen Stand-up-comedy-Kultur* (Betreuer: Dr. Péter Csatár)

Erika Thomas: *Phraseologismen in der gesprochenen Sprache* (Betreuerin: Dr. Zsuzsanna Iványi)

Máté Tóth: *Abgrenzungsmöglichkeiten der Metaphern und Metonymie* (Betreuer: Dr. Péter Csatár)

Verteidigte Dissertation

Edit Pappné Forgács: *Erwerb des deutschen Genussystems bei 14-16 jährigen ungarischen Deutschlernern. Eine empirische Untersuchung* (Betreuerin: Dr. Iványi, Zsuzsanna)

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

Graduiertenkolleg Literaturwissenschaft
Graduiertenkolleg Deutsche Literatur

Kontakt

Dr. habil. Kálmán Kovács
kovacs.kalman@arts.unideb.hu
http://gi.unideb.hu/rolunk/tanszekek/nemet-nyelvu-irodalmak-tanszeke/

Kurzbeschreibung

Die Schwerpunkte des Programms "Deutschsprachige Literatur":

- Österreichische Literatur im 20. Jahrhundert
- Dramentheorie und Theaterwissenschaft
- Gattungstheoretische Probleme
- Intermedialität und Interkulturalität
- Komparatistik
- Niederlandistik (Literatur in den Niederlanden)

Kurse:

In der Gegenwartsliteratur: Erinnerung und Geschichte (Prof. Andrea Geier)
Betreuungsseminar (E. Pabis, K. Kovács, K. Katschthaler, M. Balkányi, A. Horváth, B. Kricsfalusi)
Deutsch-deutsche Begegnungen. Kolonialismus-Debatte in der Literatur seit 1989 (Prof. Dr. Andrea Geier)

Dissertationen in Arbeit

Friedrich, Eszter: *Wahrnehmung und Stereotypen der jeweils anderen Nation in der deutschen und französischen Literatur des 19. Jahrhunderts* (Betreuer: Dr. Kálmán Kovács)

Regina Anett Gardosi: *Kriegsdiskurse in der zeitgenössischen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (Betreuerin: Dr. Andrea Horváth)

Marcell Grunda: *Konstruktionen des Rassismus in den Medea-Texten des 20. Jahrhunderts* (Betreuerin: Dr. Andrea Horváth)

Natália Kaskó: *Metafiktion und Autorschaft in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*
(Betreuerin: Dr. Beatrix Kricsfalusi)

Beáta Kovács: *Botschafter des Bolschewismus? – Die Kriegsheimkehrer in den frühen Romanen von Joseph Roth* (Betreuer: Dr. Karl Katschthaler)

Gabriella Lakfalviné Szögedi: *Erfahrung und Selbstbestimmung in der Poesie von Paul Fleming (1609-1640)* (Betreuer: Dr. Kálmán Kovács)

Zsófia Lelkes: *Theaterstruktur und Theaterästhetik im ungarischen Bühnenvolkstanz* (Betreuerin: Dr. Magdolna Balkányi)

Ildikó Szanyi: *Formen und Funktionen der Mundart in der Schweizer Gegenwartsliteratur* (Betreuerin: Dr. Eszter Pabis)

Edit Veczánné Debróczki: *Deutsche Opfernarrative im kulturellen Gedächtnis* (Betreuerin: Dr. Eszter Pabis)

Katholische Péter Pázmány Universität (PPKE) Piliscsaba
Mitteleuropa-Institut
Lehrstuhl für Germanistik

Doktorandenkolleg für Literaturwissenschaft
Doktorandenkolleg für Sprachwissenschaft

Schwerpunkte
– Deutsche Literatur des Mittelalters
– Deutsche Literatur des Barock
– Literarische und theoretische Diskurse der Moderne im 19.-20. Jahrhundert

Kontakt
Dr. Zsuzsa Bognár; bognar.zsuzsa@btk.ppke.hu
Dr. Ágnes Salánki; salanki.agnes@btk.ppke.hu

Wissenschaftliche Veranstaltungen
15.-19. Juli
„Langweiler“. Doktorandenworkshop in Kooperation mit der Universität Duisburg-Essen (ung. Teilnehmer: 5 Doktoranden, Dr. Antonia Opitz, Dr. Zsuzsa Bognár)

Dissertationen in Arbeit
Péter Molnár: *Deutsche Jerusalempilgerberichte aus dem Mittelalter*

Eszter Szabó: *Literaturvermittlung und Literaturrezeption in der Temeswarer Zeitung von 1871 bis 1882*

Imre Szanyi: *Anglizismen in der deutschen Presse*

Universität Szeged
Philosophische Fakultät
Institut für Germanistik

Promotionsprogramm Deutsche Literaturwissenschaft
im Rahmen der Doktorschule Literaturwissenschaft

Kurzbeschreibung

- Poetik der möglichen Welten
- Narratologie
- Literatur und Philosophie
- Deutsche Literatur des Mittelalters und der Neuzeit, der Goethe Zeit, der Jahrhundertwende (Realismus, Naturalismus, Expressionismus)
- Deutsche und österreichische Literatur im 20. Jahrhundert
- Gegenwartsliteratur

Kontakt

Prof. Dr. Károly Csúri (Betreuer des Doktorandenprogramms)
E-Mail: k.csuri@lit.u-szeged.hu

Wissenschaftliche Veranstaltung

11.-12. April
Symposium ungarischer Nachwuchsgermanisten. Aktuelle Tendenzen in der Gegenwartsgermanistik (mit 23 Vortragenden, betreut von Tamás Kispál und Judit Szabó) Tagungsort: Ungarische Akademie der Wissenschaften, Szeged

Dissertationen in Arbeit

Mihály Arany: *Postmoderne österreichische Reiseliteratur*

Márton Holczer: *Mediengeschichte in der Frühen Neuzeit*

Csilla Mihály: *Figuren und Figurenkonstellationen im „Theater des Selbst". Exemplarische Texterklärungen aus Franz Kafkas mittlerem Erzählwerk*

Lajos Mitnyán: *Poetische Erkenntnismöglichkeiten bei dem späten Rilke*

Olga Surinás: *Klosterromane des 18-19. Jahrhunderts in gattungstheoretischer und rezeptionsgeschichtlicher Sicht*

Susanne Ufer: *Wolf Biermanns Lyrik*

Verteidigte Dissertationen

Ágnes Simon-Szabó: *Kulturelle Umdeutungen von Werther-Übersetzungen um 1800 in übersetzungstheoretischer und philologischer Sicht* (Februar 2013)

Csilla Mihály**:** *Figuren und Figurenkonstellationen im „Theater des Selbst". Exemplarische Texterklärungen aus Franz Kafkas mittlerem Erzählwerk* (Juni 2013)

Universität Szeged
Philosophische Fakultät
Institut für Germanistik

Promotionsprogramm Germanistische Linguistik
im Rahmen der Doktorschule Sprachwissenschaft

Im Rahmen des dreijährigen Doktorandenkollegs wird in den ersten 1 bis 3 Semestern ein festes Programm angeboten, ab etwa 3. Semester können die Studierenden unter den Kursangeboten je nach Interesse frei wählen. Die Dissertationsthemen können in einem breiten Spektrum von der deutschen Sprachgeschichte durch Dialektologie und deutsche Grammatik bis hin zur kontrastiven Linguistik u.A. gewählt werden.

Kontakt
Prof. Dr. Péter Bassola
bassola@lit.u-szeged.hu

Dissertationen in Arbeit

Péter Kappel: *Integrationsgrad vorangestellter Adverbialsätze im Neuhochdeutschen (1650-2000)*. (Betreuer: Vilmos Ágel)

Orsolya Rauzs: *Expletive Negation nach Prädikaten negativen Sinnes im Neuhochdeutschen*. (Betreuer: Vilmos Ágel)

Eszter Zóka: *Reflexivität, Medialität und Reziprozität im Deutschen* (Arbeitstitel). (Betreuer: Vilmos Ágel)

Viktória Dabóczi: *Wortarten der Nähe und Distanz. Versuch einer theoretischen Fundierung und empirischen Nachweisung von Wort und Wortarten der gesprochenen und geschriebenen Sprache*. (Betreuer: Clemens Knobloch)

Ágnes Túri: *Probleme der Unterscheidung zwischen Komplementen und Supplementen von valenten Substantiven*. (Betreuer: Péter Bassola und Ewa Drewnowska Vargáné)

Viktória Orha: *Substantivvalenz im historischen Blick* (Betreuer: Péter Bassola)

Verteidigte Dissertationen

Eszter Gombocz (2001): *Zur kontrastiven Wortfamilienanalyse - Deutsch - Ungarisch. Theoretische Grundlegung und praktische Anwendung*. (Betreuer: Péter Bassola)

György Scheibl (2005): *Zwei Senatoren bestechen drei Vestalinnen. Die referentiell-strukturelle Ambiguität im Deutschen.* (Betreuerin: Márta Maleczki)

János Németh (2008): *Buchstabengebrauch in der Ödenburger Kanzleischriftlichkeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (1510-1800)*. (Betreuer: Péter Bassola)

Attila Németh (2009): *Dialekt, Sprachmischung und Spracheinstellungen am Beispiel deutscher Dialekte in Ungarn*. (Betreuer: Csaba Földes)

Tamás Kispál (2010): *Die Konzeptualisierung des Lebens in deutschen metaphorischen Idiomen*. (Betreuer: András Kertész)

Rozália Hum (2010): *Analyse der reziproken Strukturen von valenten Substantiven.* (Betreuer: Péter Bassola)

Dániel Czicza (2011): *Das Sprachzeichen „es" im Neuhochdeutschen.* (Betreuung: Vilmos Ágel)

Gabriella Gárgyán (2011): *Der am-Progressiv heute im Deutschen. Die sprachgeschichtliche und aspektuelle Darstellung des am-Progressivs mit einem kontrastiven Vergleich mit dem Ungarischen*. (Betreuung: Péter Bassola)

Jahresbibliografie 2013

Ács, Péter / Baksy Péter: A skandináv nyelvek történetének vázlata a reformációtól a 20. századig. Budapest, ELTE Germanisztikai Intézet 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 61), 237 S.

Ács, Péter / Baksy Péter: A skandináv nyelvek történetének vázlata a reformációtól a 20. századig. Budapest, ELTE Germanisztikai Intézet 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 61), 237 S.

Balogh, F. András u.a. (Hg.): Nyelv, lelkiség és regionalitás a közép- és kora újkorban. Előadások a VII. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson, Kolozsvár, 2011. augusztus 22-27. Szerk.: Gábor Csilla, Korondi Ágnes, Luffy Katalin, Tóth Zsombor, Balogh F. András. Kolozsvár: Egyetemi Műhely Kiadó 2013.

Balogh, F. András (Hg.): Ungarnbilder im 17. Jahrhundert**.** Studien und Editionen der Texte: Jakob Vogel: *Vngrische Schlacht* (1626) / Kapitel aus Martin Zeillers *Neue Beschreibung des Konigreichs Ungarn* (1664), Salomon Schweiggers *Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung* (1664) und aus Eberhard Werner Happels *Thesaurus Exoticorum* (1688). Herausgegeben und ediert von András F. Balogh in Verbindung mit Orsolya Lénárt und Kinga Barbara Hajdú. Budapest: Eötvös József Collegium 2013, 323. S.

Wien, Ulrich A. / Brandt, Julia und András F. Balogh (Hg.): Radikale Reformation. Die Unitarier in Siebenbürgen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2013 (= Studia Transylvanica, Bd. 44), 397 S.

Balogh, F. András: „Hogy legyen töröknek ellenállni képes.“ A 16. század elejének magyar vonatkozású német röpiratai. In: Nyelv, lelkiség és regionalitás a közép- és kora újkorban. Előadások a VII. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson, Kolozsvár, 2011. augusztus 22-27. Szerk.: Gábor Csilla, Korondi Ágnes, Luffy Katalin, Tóth Zsombor, Balogh F. András. Kolozsvár: Egyetemi Műhely Kiadó 2013, S. 516-532.

Balogh, F. András: Die Provinzen und Landschaften des Gregor von Rezzori. In: Andrei Corbea-Hoișie, Cristina Spinei (Hg.): Gregor von Rezzori: Auf der Suche nach einer größeren Heimat. Studien und Materialien. Iași, Konstanz: Editura Universității Al. I. Cuza und Hartung-Gorre Verlag 2013 (= Jassyer Beiträge zur Germanistik, Bd. 17), S. 51-60.

Balogh, F. András: Die guten Türken im frühen 16. Jahrhundert. Turkophile Berichte über das Osmanische Reich zur Zeit der Eroberungskriege des Sultans. In: Österreich und die Türkei. Kontakte und Wechselbeziehungen. Vorträge des Kolloqui-

ums an der Universität des Saarlandes vom 21. und 22. Juni 2012. Hg. Pierre Béhar und Ralf Bogner. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag 2013 (= Documenta Austriaca. Literatur und Kultur in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie. Bd. 4.), S. 63-77.

Balogh, F. András: Die Vngrische Schlacht des Jacob Vogel. Selbstbilder, Fremdzuschreibungen, Konflikte sowie Mehr- und Minderheiten. In: Ungarnbilder im 17. Jahrhundert**.** Studien und Editionen der Texte: Jakob Vogel: *Vngrische Schlacht* (1626), Kapitel aus Martin Zeillers *Neue Beschreibung des Konigreichs Ungarn* (1664), Salomon Schweiggers *Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung* (1664) und aus Eberhard Werner Happels *Thesaurus Exoticorum* (1688). Herausgegeben und ediert von András F. Balogh in Verbindung mit Orsolya Lénárt und Kinga Barbara Hajdú. Budapest: Eötvös József Collegium 2013, S. 9-18.

Bartha, Csilla / Borbély, Anna / Erb, Maria / Uhrin, Erzsébet: A generációs nyelvátadás mint nyelvmegőrzési univerzálé: egy 21. századi összehasonlító szociolingvisztikai vizsgálat eredményeiből. In: Fedinec, Csilla / Ilyés, Zoltán / Simon, Attila / Vizi, Balázs (Hg.): A középeurópaiság dicsérete és kritikája. Pozsony: Kalligram 2013, S. 557-576.

Bazsóné Sőrés Marianna: Átváltozóművész: Elias Canetti identitáskeresése önéletrajzi műveiben. In: Alabán, Frantisek (Hg.): Az identitás metamorfózisa irodalomban és nyelvben I. Banska Bistrica: Univerzita Mateja Bela Filologická Fakulta Katedra Hungaristiky 2013, S. 34-46.

Bernáth, Árpád: Die Bedeutung Franz von Assisis für Hermann Hesse und Heinrich Böll. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.): Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Praesens 2013, S. 107-117.

Bernáth, Árpád: Párhuzamos gondolatok. Vázlat Nádas Péter Évkönyv c. kötetéről. In: Bengi, László / Hoványi, Márton / Józan, Ildikó (szerk,): „Visszhangot ver az időben". Hetven írás Szegedy-Maszák Mihály születésnapjára. Pozsony: Kalligram 2013, S. 273-279.

Berzeviczy, Klára: Der Freiheitsgedanke in den Dramen Schillers und in den Opern Verdis. In: Atti e Memorie dell'Accademia Nazionale di Scienze, Lettere e Arti (Modena), Serie VIII, Vol. XVI., Fasc. I, 2013 (2013), S. 213-232.

Berzeviczy, Klára: Egyházak és vallás a török kori Magyarországon – németnyelvű útleírások tükrében. In: Gábor, Csilla / Korondi, Ágnes / Luffy, Katalin / Tóth, Zsombor / Balogh F., András (szerk.): Nyelv, lelkiség és regionalitás a közép- és kora újkorban: Előadások a VII. Nemzet-

közi Hungarológiai Kongresszuson. Kolozsvár: Egyetemi Műhely Kiadó – Bolyai Társaság 2013, S. 533-543.

Berzeviczy, Klára: Gesandtschaftsreise und geschichtlicher Roman. In: Franciszek Grucza (Hg.): Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010: Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit, Bd. 8, Frankfurt a M, Berlin, Bern: Peter Lang 2012, S. 89-94.

Berzeviczy, Klára: Gli ideali di libertà nei drammi di Schiller e nelle opere di Verdi. In: Atti e Memorie dell'Accademia Nazionale di Scienze, Lettere e Arti (Modena), Serie VIII, Vol. XVI., Fasc. I,2013 (2013), S. 233-253.

Berzeviczy, Klára: Német felvilágosodás és klasszika irodalma. Egyetemi jegyzet. Budapest: Pázmány Péter Katolikus Egyetem Bölcsészet- és Társadalomtudományi Kar 2013, ISBN 978-963-308-085-6. URL: https://btk.ppke.hu/uploads/articles/4090/file/berzeviczy_klara-nemet_felvilagosod%C3%A1s_es_klasszika_irodalma.pdf

Berzeviczy, Klára: Zur Rezeption der Schillerschen Dramen in Ungarn bis zur Revolution 1848-1849. In: Friedrich Schiller in Europa. Konstellationen und Erscheinungsformen einer politischen und ideologischen Rezeption im europäischen Raum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Anne Feler, Raymond Heitz und Gilles Darras. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2013, S. 285–301. (= Beihefte zum Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte Heft 76.)

Bikics Gabriella: Tanártovábbképzés Németországban. In: Falus, Iván (Hrsg.): Pedagógus-továbbképzés: Nemzetközi áttekintés. Eger: Líceum Kiadó 2013, S. 251-312.

Bognár, Zsuzsa: Bewältigungsstrategien kritischer Lebensereignisse: Die Toten schweigen und Der Tod des Junggesellen von Arthur Schnitzler. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens Verlag 2013, S. 65-76. (= Österreich-Studien Szeged 7.)

Bognár, Zsuzsa: Ludwig Hatvany: Das Verwundete Land. Eine kulturgeschichtliche Ungarn-Apologie nach dem Vertrag von Trianon. In: Collins Donahue, William / Vogt, Jochen (Hg.): andererseits 3: Yearbook of Transatlantic German Studies. Duisburg: Universität Duisburg 2013, S. 171-183.

Bognár, Zsuzsa: Völkerbilder und Völkerkontakte im Pester Lloyd während des Ersten Weltkriegs. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Medialisierung des Zerfalls der Doppelmonarchie in deutschsprachigen Regionalperiodika zwischen 1880 und 1914: Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland Bd. 9. Wien: LIT-Verlag 2013, S. 135-150.

Bombitz, Attila: O kom víme, koho jsme nikdy nevidéli (nad *Harmonií cœlestis* Pétera Esterházyho). Přeložila Marta Pató. In: Souvislosti 1 (2013), S. 30-37.

Bombitz, Attila: Österreichisch-ungarische Geschichten. Die Präsenz moderner österreichischer Autoren in der ungarischen Gegenwartsliteratur. In: Haslmayr, Harald / Corbea-Hoişie, Andrei (Hg.): Pluralität als kulturelle Lebensform. Österreich und die Nationalkulturen Südosteuropas. Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, Bd. 8. Wien: LIT-Verlag 2013. S. 69-90.

Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7).

Boócz-Barna, Katalin: Überlegungen zur transferbasierten Reflexion im Unterricht des Deutschen als Zweitsprache. „Archäologie meiner Wörter". In: 25 Jahre DufU. Deutschunterricht für Ungarn. Budapest: Ungarischer Deutschlehrerverband 2013, S. 108-116.

Boócz-Barna, Katalin: Zur Erneuerung der Interaktion im Unterricht des Deutschen als Fremdsprache. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 70), S. 249-256.

Bartha, Csilla / Borbély, Anna / Erb, Maria / Uhrin, Erzsébet: A generációs nyelvátadás mint nyelvmegőrzési univerzálé: egy 21. századi összehasonlító szociolingvisztikai vizsgálat eredményeiből. In: Fedinec, Csilla / Ilyés, Zoltán / Simon, Attila / Vizi, Balázs (Hg.): A középeurópaiság dicsérete és kritikája. Pozsony: Kalligram 2013, S. 557-576.

Böröczky, Tamás (szerk.). 'Beszélgetés Dimitri Verhulst regényeiről.' A beszélgetés résztvevői: Kálmán C. György, Németh Gábor, Szita Szilvia, Réthelyi Orsolya és Törő Krisztina Noémi. *Élet és Irodalom*. LVII. évfolyam, 4. szám, 2013. január 25, S. 7.

Böröczky, Tamás / Gera, Judit (szerk.). 'Beatrijs – Egy apáca története. Beszélgetés az Írók Boltjában.' A beszélgetés résztvevői: Daróczi Anikó, Gera Judit, Nádasdy Ádám, Rakovszky Zsuzsa, Réthelyi Orsolya, Seláf Levente. *Élet és Irodalom*. LVII. évfolyam, 25. szám, 2013. június 21, S. 7.

Brdar, Mario / Brdar-Szabó, Rita: Some reflections on metonymy and word-formation. In: ExELL. Explorations in English Language and Linguistics 1.1, 2013, S. 40-62.

Brdar, Mario / Brdar-Szabó, Rita: Kik lehettek és kik lehetnek *Kazinczyék* vagy *Karinthyék*? A tulajdonnévi aszszociatív többes *-ék* szerkezet értelmezésének útjai. In: Kugler, Nóra / Laczkó, Krisztina / Tátrai, Szilárd (Hg.): A megismerés és az értelmezés konstrukciói: Tanulmányok Tolcsvai Nagy Gábor tiszteletére. Budapest: Tinta Könyvkiadó 2013, S. 204-223.

Brdar, Mario / Brdar-Szabó, Rita: Translating (by means of) metonymy. In: Rojo, Ana / Iraide Ibarretxe-Antuñano (Hg.), Cognitive Linguistics and Translation: Advances in Some Theoretical Models and Applications (Applications of Cognitive Linguistics 23). Berlin, Boston: De Gruyter Mouton 2013, S. 199-226.

Csúri, Károly: Das 'Spiel' als narratives Konstruktionsprinzip. Über Arthur Schnitzlers Fräulein Else. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7), S. 38-54.

Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7).

Dingeldein, Heinrich J. / Erb, Maria / Unger, Bernadett: Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). Band 1 in zwei Halbbänden: Südungarn. Register. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013. 76 S.

Drahota-Szabó, Erzsébet: Realien − Intertextualität − Übersetzung. Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, Sonderheft 19. Landau: Verlag Empirische Pädagogik 2013, 288 S.

Drahota-Szabó, Erzsébet: Egy magyar-német igei kollokációs szótár szükségességéről. [Über die Notwendigkeit eines ungarisch-deutschen Kollokationswörterbuches] In: Tóth, Szergej (Hg.): Társadalmi változások − nyelvi változások. Alkalmazott nyelvészeti kutatások a Kárpát-medencében. [Gesellschaftliche Veränderungen – sprachliche Veränderungen. Angewandte Linguistik im Karpatenbecken] A XXII. MANYE Kongresszus előadásai, Szeged, 2012. április 12-14. (MANYE, Vol. 9) Szeged: Szegedi Egyetemi Kiadó, Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó 2013, S. 100-104.

Dingeldein, Heinrich J. / Erb, Maria / Unger, Bernadett: Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). Band 1 in zwei Halbbänden: Südungarn. Register. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013. 76 S.

Dringó-Horváth, Ida: Innovation im Schulwesen – das Projekt „Schule im Wandel". In: DUfU (Deutschunterricht für Ungarn) 25/2013, S. 199-209.

Dringó-Horváth, Ida / N. Császi, Ildikó (Hg.): Digitális tananyagok – Oktatásinformatikai kompetencia a tanárképzésben [Kompetenzen fürs

Unterrichtsmaterial Informatik in der Lehrerausbildung – Konferenzband]. Budapest: L'Harmattan 2013.

Dringó-Horváth, Ida: Pädagogische IKT-Kompetenzen in der DaF-LehrerInnenausbildung in Ungarn und in Österreich – ein Vergleich. In: ÖDaF-Mitteilungen 1/2013, S. 132-148.

Bartha, Csilla / Borbély, Anna / Erb, Maria / Uhrin, Erzsébet: A generációs nyelvátadás mint nyelvmegőrzési univerzálé: egy 21. századi összehasonlító szociolingvisztikai vizsgálat eredményeiből. In: Fedinec, Csilla / Ilyés, Zoltán / Simon, Attila / Vizi, Balázs (Hg.): A középeurópaiság dicsérete és kritikája. Pozsony: Kalligram 2013, S. 557-576.

Fáy, Tamás: „Fordítani annyi, mint az illatot aromává változtatni". A fordítás metaforái és hasonlatai. In: Fordítástudomány 15 (2013) H. 1, S. 63-75.

Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Mujzer-Varga, Krisztina / Uzonyi, Pál / Vargyas, Anna / V. Rada, Roberta: Satz und Text. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2013 (=Budapester Beiträge zur Germanistik 65), 167 S.

Feld-Knapp, Ilona: DaF als Fremdsprachendidaktik im Dienste des DaF-Unterrichts. In: 25 Jahre DufU. Deutschunterricht für Ungarn. Budapest: Ungarischer Deutschlehrerverband 2013, S. 9-20.

Feld-Knapp, Ilona: Cathedra Magistrorum. Tanárakadémia. In: Gángó, Gábor (Hg.): A kincset csak fáradsággal hozhatjuk napvilágra. Tanulmánykötet Báró Eötvös József születésének 200. évfordulójára. Budapest: ELTE Eötvös József Collegium 2013, S. 391-399.

Feld-Knapp, Ilona: Berufliches Selbstverständnis von DaF-LehrerInnen in Ungarn im Spiegel einer empirischen Untersuchung. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 70), S. 257-262.

Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz, Magdolna (Hg.): Habsburg bewegt. Topografien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Frankfurt/M.: Peter Lang, 2013, 293 S.

Földes, Csaba: Sprachliche Praktiken im Spannungsfeld von Variation und Mehrsprachigkeit: Ein Beitrag zur Empirie. In: Schneider-Wiejowski, Karina / Kellermeier-Rehbein, Birte / Haselhuber, Jakob (Hg.): Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache. Berlin/Boston: De Gruyter 2013, S. 119-142.

Földes, Csaba: Deutschunterricht im didaktischen Bezugsraum zwischen Mutter-, Fremd- und Zweitsprache. Fachgeschichtliche und sprachenpolitische Reflexionen anhand des Beispiels Ungarn. In: Grucza, Franciszek (Hg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Band 18: Fachsprachen in Theorie und Praxis. Geschichte des Deutschen als Fremdsprachenunterricht weltweit/Geschichte von DaF weltweit, Theorie und Geschichte der Translationswissenschaft. Frankfurt a.M. [etc.]: Peter Lang 2013 (= Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik, IVG / 18), S. 225-233.

Földes, Csaba: Das Europa der 23 Amtssprachen. Translation in Organen der Europäischen Union. In: Enell-Nilsson, Mona / Faber, Benedikt / Nikula, Henrik (Hg.): Mit Wörtern bewegen. Festschrift für Mariann Skog-Södersved zum 60. Geburtstag. Vaasa: Univ. 2013 (= Acta Wasaensia 278, Sprachwissenschaft 45, Germanistik), S. 99-114.

Földes, Csaba / Lober, Lisa: Die europäische Mehrsprachigkeit in der politischen Kommunikation: Das „Barcelona-Prinzip“ in Reden der deutschen Bundesministerin für Bildung und Forschung Annette Schavan. In: Business. Education. Law. Bulletin of Volgograd Business Institute, Nr. 25 (4/2013), S. 25-37.

Fülöp, József (Hg.): Caius Suetonius Tranquillus, *Ceasarok élete* [Kaiserbiographien]. Budapest: Holnap, 2013.

Fülöp, József: Színét vagy fonákját? Történeti megfontolások a művészettörténet oktatása kapcsán [Die rechte oder die linke Seite? Historische Überlegungen zum Unterricht der Kunstgeschichte]. In: Dringó-Horváth, Ida / N. Császi, Ildikó (Hg.): Digitális tananyagok − Oktatásinformatikai kompetencia a tanárképzésben [Kompetenzen fürs Unterrichtsmaterial Informatik in der Lehrerausbildung – Konferenzband]. Budapest: Károli Gáspár Református Egyetem – L’Harmattan 2013, S. 182-192.

Gera, Judit: Narratieve patronen van vrouwelijke ontwikkeling: Beatrijs en haar latere zusters’. In: Ton van Kalmthout / Orsolya Réthelyi / Remco Sleiderink (ed.): *Beatrijs de wereld in: Vertalingen en bewerkingen van het Middelnederlandse verhaal Lage Landen Studies 6.* Gent: Academia Press, 2013. S. 369-384.

Gera, Judit: ‚De Hongaarse, Nederlandse en Vlaamse receptie van De straat van de vissende kat van de Hongaarse schrijfster Jolán Földes’. In: Kris Heuckelom / Carl De Stryker / Dietmar Bruyn (ed.): *Van eeden tot heden: Literaire dwarsverbanden tussen Midden-Europa en de Lage Landen. Lage Landen Studies 5.* Gent: Academia Press, 2013, S. 199-218.

Gera, Judit: ‚Neerlandistiek in Hongarije'. *Neerlandia. Nederlands-Vlaams Tijdschrift voor Taal, Cultuur en Maatschappij*. Jaargang 117, nummer 3, 2013, S. 34-36

Böröczky, Tamás / Gera, Judit (szerk.). 'Beatrijs – Egy apáca története. Beszélgetés az Írók Boltjában.' A beszélgetés résztvevői: Daróczi Anikó, Gera Judit, Nádasdy Ádám, Rakovszky Zsuzsa, Réthelyi Orsolya, Seláf Levente. *Élet és Irodalom*. LVII. évfolyam, 25. szám, 2013. június 21, S. 7.

Gera, Judit: Böröczky Tamás és Gera Judit (szerk.). 'Beatrijs – Egy apáca története. Beszélgetés az Írók Boltjában.' A beszélgetés résztvevői: Daróczi Anikó, Gera Judit, Nádasdy Ádám, Rakovszky Zsuzsa, Réthelyi Orsolya, Seláf Levente. *Élet és Irodalom*. LVII. évfolyam, 25. szám, 2013. június 21, S. 7.

Gera, Judit: Gera Judit (szerk.): 'Egy munkaterápia dokumentumai.' Beszélgetés Anna Enquist Ellenpont című regényéről. A beszélgetés résztvevői: Kálmán C. György, Preiszner Miklós, Varga Orsolya, Varga Anna. A beszélgetést vezette Réthelyi Orsolya . *Litera. Az irodalmi portál*. 2014 február 18. URL: *http://www.litera.hu/hirek/egy-munkaterapia-dokumentumai*

Haase, Zsófia: Textaufbau. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik, Band 1. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 25-50.

Haase, Zsófia: Textsorten. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik, Band 1. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 51-86.

Haase, Zsófia: Das Satzäquivalent. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik, Band 2. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 804-813.

Haase, Zsófia: Übungsteil. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik, Band 3. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 945-949.

Haase, Zsófia: Übungsteil. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik, Band 3. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 1083-1085.

Harsányi, Mihály: Zur Serialisierung des infiniten Feldes neuhochdeutscher Nebensatzprädikate. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: Pátria (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Loránd-Eötvös-Universität) 2013, S. 41-47.

Harsányi, Mihály: Zur Serialisierung des Finitums neuhochdeutscher Nebensatzprädikate. In: Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien IX. Eger: Líceum Verlag 2013, S. 97-122.

Hárs, Endre: Kulturgeschichte der Bekehrungen. Postkoloniale (Selbst-) Kritik in Herders Adrastea. In: Babka, Anna / Dunker, Alex (Hg.): Postkoloniale Lektüren. Perspektivierungen deutschsprachiger Literatur. Bielefeld: Aisthesis 2013, S. 13-31.

Hárs, Endre: Sémafogalom a narratológiában. Brigitte Rath Narratives Verstehen. Entwurf eines narrativen Schemas című könyvéről. In: Helikon 2 (2013), S. 273-278.

Hillenbrand, Rainer: Reaktionäre Parlamentskritik in Detmolds Piepmeyer-Satire. In: Literatur im Umfeld der Frankfurter Paulskirche 1848/49. Hg. v. Robert Seidel u. Bernd Zegowitz, Bielefeld 2013, S. 233-257.

Hillenbrand, Rainer: Realistische Romantik in Tiecks letzter Novelle *Waldeinsamkeit*. In: Realism and Romanticism in German Literature. Realismus und Romantik in der deutschsprachigen Literatur. Hg. v. Dirk Göttsche u. Nicholas Saul, Bielefeld 2013, S. 33-74.

Hillenbrand, Rainer: Grimmelshausens *Bart-Krieg* als rhetorische Satire. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 250 (165. Jg. 2013), S. 271-287.

Hillenbrand, Rainer: Mörikes *Göttliche Reminiszenz* und die augustinische Erinnerungstheologie. In: Euphorion 107 (2013), S. 437-461.

Goldhahn, Dirk / Hollós, Zita: Word forms and their frequencies. In: Quasthoff, Uwe / Fiedler, Sabine / Hallsteinsdóttir, Erla (eds.): Frequency Dictionary Hungarian.[Magyar gyakorisági szótár]. Leipzig 2013, S. 1-9.

Hollós, Zita: Interferenzkandidaten in zweisprachigen Lernerwörterbüchern, insbesondere im deutsch-ungarischen Kollokationslexikon KolleX. In: Lexicographica 29. Tübingen 2013, S. 92-116.

Horváth, Andrea: Noch vor der Grenze. Das Bild der eigenen Kultur in Ilija Trojanows „Die Welt ist groß und Rettung lauert überall“. In: Lichtmann, Tamás / Katschthaler, Karl (Hg.): Interkulturalität und Kognition. Frankfurt am Main: Peter Lang 2013, S. 23-28.

Horváth, Andrea: Weibliche Vielschichtigkeit im Werk der Lou Andreas-Salomé. In: Wiedemann, Kerstin / Müller-Adams, Elisa (Hg.): Wege aus der Marginalisierung: Geschlecht und Erzählweise in deutschsprachigen Romanen von Frauen 1780-1914. „Echapper à la marginalisation: genre (gender) et discours narratifs dans le roman féminin de langue allemande 1780-1914“. Nancy: Presses universitaires de Nancy – Editions Universitaires de Lorraine 2013, S. 253-267.

Horváth, Géza / Haberland, Detlef (Hg.): Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Prasens 2013, 399 S.

Horváth, Géza: Das Glasperlenspiel. Gipfel eines Lebenswerkes. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.): Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Internationale Tagung aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters. Wien: Praesens 2013, S. 32-45.

Horváth, Géza: Grußwort bei der Eröffnung des Abendkonzertes. In: Haberland, Detlef, Horváth, Géza (Hg.): Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Internationale Tagung aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters. Wien: Praesens 2013, S. 32-45.

Horváth, Géza: Hermann Hesse karácsonya. [Hermann Hesses Weihnachten]. In: Hermann Hesse: Karácsony. Elmélkedések, költemények a szerző akvarelljeivel. [Hermann Hesse: In Weihnachten. Betrachtungen und Gedichte mit den Aquarellen des Verfassers. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Volker Michels]. Budapest: Helikon 2013, S. 85-93. (Nachwort)

Horváth, Géza: Valse Brillante. Hermann Hesse versei Kerék Imre és Németh István Péter tolmácsolásában. In: Kerék, Imre / Németh, István Péter: Valse Brillante. Hermann Hesse versei a szerzőpáros fordításában. [Valse Brillante. Hermann Hesses Gedichte in der Übersetzung von Imre Kerék und István Péter Németh]. Tapolca 2013, S. 43-44.

Horváth, Géza: Vorwort. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.): Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Internationale Tagung aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters. Wien: Praesens 2013, S. 7-8.

Horváth, Katalin: Epistemische Modalität im Deutschen und Ungarischen. Budapest: Germanistisches Institut der Loránd-Eötvös-Universität 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik / 66).

Horváth, Katalin: Funktionale Faktoren bei der Wahl von epistemischen Adjektiven gegenüber Satzadverbien im Deutschen. In: Böhme, Dorothea / Szendi, Zoltán (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2012. Budapest/ Bonn: GuG/DAAD 2013, S. 145-164.

Horváth, Katalin: Sind reportative Modalverben epistemisch? In: Abraham, Werner / Leiss, Elisabeth (Hg.): Funktionen von Modalität. Berlin/ Boston: de Gruyter 2013 (= Linguistik – Impulse & Tendenzen / 55), S. 131-156.

Horváth, Márta / Szabó, Erzsébet (szerk.): Kognitív poétika. [Kognitive Poetik.] Helikon 2 (2013).

Horváth, Márta / Szabó, Erzsébet: Kognitív irodalomtudomány. Bevezető [Kognitive Literaturwissenschaft. Einführung] In: Helikon 2 (2013), S. 139-150.

Horváth, Márta: Lesen und Mentalisieren. Strukturelemente der Detektivgeschichte in Arthur Schnitzlers Erzählung „Der tote Gabriel". In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7), S. 102-113.

Huber, Ágnes: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein junger Ungarndeutscher. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: ELTE 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 70), S. 135-141.

Huber, Ágnes: Identität und Sprachgebrauch junger Ungarndeutscher. In: Kerekes, Gábor (Hg.): Bewahrte Traditionen und neue Horizonte. Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft 2. Budapest: Ad Librum 2012, S. 17-29.

Illésné, Kovács Mária / Kegyesné, Szekeres Erika: A logisztikai szakcikkek szövegszerveződési jellegzetességei a német nyelvű logisztikai szaksajtó tükrében. In: XXVII. microCAD International Scientifie Conference. Miskolc: Miskolci Egyetem, CD. 2013, pp.8.

Illésné, Kovács Mária / Kegyesné, Szekeres Erika: Menedzsernők, női vállalkozók és üzletasszonyok: A nőkép szociometriája német üzleti magazinok tükrében In: XXVII. microCAD International Scientifie Conference. Miskolc: Miskolci Egyetem, CD. 2013, pp.9

Juhász Valéria / Kegyesné, Szekeres Erika (Hg.): Társadalmi nem és nyelvhasználat II. Válogatott szemelvények az angol és a német szakirodalomból. Szeged: Szegedi Egyetemi Kiadó 2013.

Katona, Tünde: Zu Hermann Hesses Mittelalterrezeption. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.): Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Praesens 2013, S. 99-106.

Katschthaler, Karl (Hg.): Gustav Mahler – Arnold Schönberg und die Wiener Moderne. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, 330 S.

Lichtmann, Tamás / Katschthaler, Karl (Hg.): Interkulturalität und Kognition. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, 111 S.

Katschthaler, Karl: Mahlers „großer Hammer" als Instrument und Symbol bei Alban Berg und Wolfgang Rihm. In: Katschthaler, Karl (Hg.): Gustav Mahler – Arnold Schönberg und die Wiener Moderne, Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, S. 91-104

Katschthaler, Karl: Ethnologie als transkultureller Übersetzungsprozess? „Dichte Beschreibung" vs. (Zwischen-)Raum-Geben. In: Lichtmann, Tamás / Katschthaler, Karl (Hg.): Interkulturalität und Kognition. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, S. 29-42.

Kegyesné, Szekeres Erika: Markenkommunikation, Firmennamen und Firmenbezeichnungen: Die lexikologischen Strategien von Marken- und Firmeninszenierung. In: Kášová, Martina (Hg.):Wege zu Sprache und Literatur Festschrift Anlässlich des 70. Geburtstages von Ladislav Sisák. Presov: Filozofická fakulta Prešovskej univerzity 2013, S. 147-166.

Juhász, Valéria / Kegyesné, Szekeres Erika (Hg.): Társadalmi nem és nyelvhasználat II. Válogatott szemelvények az angol és a német szakirodalomból. Szeged: Szegedi Egyetemi Kiadó 2013.

Illésné, Kovács Mária / Kegyesné, Szekeres Erika: A logisztikai szakcikkek szövegszerveződési jellegzetességei a német nyelvű logisztikai szaksajtó tükrében. In: XXVII. microCAD International Scientifie Conference. Miskolc: Miskolci Egyetem, CD. 2013, pp.8.

Illésné, Kovács Mária / Kegyesné, Szekeres Erika: Menedzsernők, női vállalkozók és üzletasszonyok: A nőkép szociometriája német üzleti magazinok tükrében In: XXVII. microCAD International Scientifie Conference. Miskolc: Miskolci Egyetem, CD. 2013, pp.9

Kerekes, Amália / Teller, Katalin: „Aki másnak vermet ás…" A bécsi és budapesti lapok rejtvényrovata 1916-ban [„Wer dem anderen eine Grube gräbt ..." Die Rätselecken in Wiener und Budapester Zeitungen im Jahr 1916]. In: Sic itur 63 (2013), S. 167-177.

Kerekes, Amália / Robnik, Drehli / Teller, Katalin (Hg.): Film als Loch in der Wand. Kino und Geschichte bei Siegfried Kracauer. Wien: Turia + Kant, 2013, 218 S.

Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz, Magdolna (Hg.): Habsburg bewegt. Topografien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Frankfurt/M.: Peter Lang, 2013, 293 S.

Kerekes, Gábor: Werfel Lektüren. Franz Werfel über Ungarn. In: Knafl, Arnulf (Hg.): Die Avantgarde und das Heilige. Wien: Praesens 2013, S. 80-96.

Kerekes, Gábor: Die Rezeption der Werke Hans Keilsons in Ungarn. In: Schröder, Simone / Weymann, Ulrike / Widmann, Andreas Martin (Hg.): „Die vergangene Zeit bleibt die erlittene Zeit." Untersuchungen zum Werk von Hans Keilson. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 261-271.

Kerekes, Gábor: Der Neuanfang der ungarndeutschen Literatur. In: Spiegelungen Heft 3 8 (62) Jahrgang 2013, S. 267-276.

Kerekes, Gábor: Rolle und Funktion der Mundart in der ungarndeutschen Literatur. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta: Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. Budapest: ELTE 2013, S. 127-133.

Kerekes, Gábor: Wer hat Angst vor heißen Eisen? Ein Vergleich von Thomas Glavinic' Roman „Der Kameramörder" und seiner Verfilmung durch Robert Adrian Pejo. In: Germanica. Littértature dans l'espace germanophone contemporain. 53/2013, S. 197-210.

Kerekes, Gábor: Bühne in der Dämmerung. In: Kerekes, Gábor / Korb, Angéla (Hg.): „Bretter die die Welt bedeuten" 200 Jahre deutsches Theater in Pesth. Budapest: Ad Librum 2013 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft 3), S. 97-112.

Kerekes, Gábor: Ajtók csapódtak. Eginald Schlattner: Vörös kesztyű. In: Élet és irodalom. 26 (2013), S. 21.

Kerekes, Gábor: Verspätet, abgebrochen, erschwert, unwillig und rational. Studien zur Rezeption deutscher Literatur und Kultur in Ungarn im 20. Jahrhundert. Budapest: Ad Librum 2012, 123 S.

Kerekes, Gábor / Korb, Angéla: „Bretter die die Welt bedeuten" 200 Jahre deutsches Theater in Pesth. Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft 3. Budapest: Ad Librum 2013, 113 S.

Kerekes, Gábor (Hg.): Bewahrte Traditionen und neue Horizonte. Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft 2. Budapest: Ad Librum 2012, 181 S.

Kerekes, Gábor: Literatur diesseits und jenseits des Rennweg. Budapest: Ad Librum 2013, 127 S.

Kertész, András, Rákosi, Cs.: Paraconsistency and Plausible Argumentation in Generative Grammar: A Case Study. Journal of Logic, Language and Information 22 (2013), S. 195-230.

Kertész, András / Kiefer, F.: From Thought Experiments to Real Experiments in Pragmatics. In: Capone, A., Lo Piparo, F., Carapezza, M. (eds.): Perspectives on Pragmatics and Philosophy. Berlin, Heidelberg & New York: Springer 2013, S. 53-86.

Kertész András / Rákosi, Cs.: Az adattípusok integrációjának tudomány-módszertani problémái az elméleti nyelvészetben. In: Kugler, N. / Laczkó, K. / Tátrai, Sz.: A megismerés és az értelmezés konstrukciói. Tanulmányok Tolcsvai Nagy Gábor tiszteletére. Budapest: Tinta Kiadó 2013, S. 63-74.

Király Edit: Mit eigenen Augen reisen. Buchfahrten auf der Donau im 19. Jahrhundert. In: Orosz, Magdolna / Fenyves, Miklós / Kovács, Bálint (Hg.): Habsburg bewegt. Topografien der Moderne. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, S. 15-24.

Kispál, Tamás: Methodenkombination in der Metaphernforschung. Metaphorische Idiome des Lebens. Frankfurt: Peter Lang 2013 (= Metalinguistica, 25), 308 S.

Kispál, Tamás: Deutsch als fremde Wissenschaftssprache im Germanistikstudium. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, 53 (2013), S. 73-83.

Kispál, Tamás: Lexikographie der Jugendsprache in neueren deutschen Lernerwörterbüchern. In: Aussiger Beiträge, 7 (2013), S. 87-101.

Klemm, László: Worüber erzählen die erhaltenen Textbücher des Festungstheaters in der Dekade vor der Märzrevolution? In: Kerekes, Gábor / Korb, Angéla (Hg.): „Bretter, die die Welt bedeuten" – 200 Jahre Deutsches Theater in Pesth. Budapest: Ad Librum 2013, S. 33-44.

Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Mujzer-Varga, Krisztina / Uzonyi, Pál / Vargyas, Anna / V. Rada, Roberta: Satz und Text. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 65), 167 S.

Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest, ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70).

Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Elisabeth: Sprachinselwörterbuch im 21. Jahrhundert – Das Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Lachout, Martin (Hg.): Aktuelle Tendenzen in der Sprachwissenschaft. Ausgewählte Beiträge zu den GeSuS-Linguistiktagen an der Metropolitan Universität Prag, 26.-28. Mai 2011. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2013, S. 59-72.

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Betrachtungen zum Wortbildungswandel in der Minderheitensprache. In: Harnisch, Rüdiger (Hrsg.). Strömungen in der Entwicklung der Dialekte du ihrer Erforschung. Beitrage zur Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau 2010. Regensburg: edition vulpes, S. 234-246.

Kriston Renáta: Hagyományos szakszótár és a tanulói szakszótár közötti különbség bemutatása egy készülő logisztikai szótár példáján keresztül. In: *GÉP* **64:**(1), *S. 59-62.*

Kurdi, Imre: Arthur Schopenhauer: Az alap tételéről. Kant filozófiájának kritikája. [Vom Satz vom Grunde. Kritik der Kantischen Philosophie. Übers.] – Budapest: L'Harmattan 2013.

Lichtmann, Tamás / Katschthaler, Karl (Hg.): Interkulturalität und Kognition. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, 111 S.

Lőkös, Péter: Lexikonartikel „Károly Szász von Szemerja", „Polixénia Szász von Szemerja". In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 14., 64. Lieferung, Hg. von der Öst. Akad. d. Wiss., Wien 2013, S. 122; 122-123.

Lőkös, Péter: Magyarországkép Hieronymus Ortelius Chronologia Oder Historische Beschreibung aller Kriegsemporungen und Belägerungen… c. krónikájában illetve az Ortelius redivivus et continuatusban. In: Nyelv, lelkiség és regionalitás a közép- és kora újkorban. Előadások a VII. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson Kolozsvár, 2011. augusztus 22-27. A kötetet szerk. Gábor Csilla [et al.], Egyetemi Műhely Kiadó – Bolyai Társaság, Kolozsvár 2013, S. 49-506.

Lőkös, Péter: „Ponam thronum eius sicut dies coeli": Egy 17. századi német prédikáció I. József magyar királlyá koronázásáról és Eger 1687-es visszafoglalásáról. In: Magyar Könyvszemle, 129 (2013), S. 336-356.

Németh, Attila / Maitz, Péter: Nyelvtörténet és nyelvi komplexitás: Pidzsinizációs folyamatok a nyelvi változásban. In: Magyar Nyelv 109 (2013), S. 420-435.

Majoros, Krisztián: Metapher und Kookkurrenz. Eine alternative „Trichter"-Methode zur korpusbasierten Untersuchung metaphorischer Ausdrücke in öffentlich zugänglichen elektronischen Zeitungskorpora am Beispiel der Wissenschaftsberichterstattung im Bereich der Zellbiologie. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 23.1 (2013), S. 65-110.

Majoros, Krisztián: Metafora és kollokáció. In: Váradi, Tamás (Hg.) Alknyelvdok7. Doktoranduszok tanulmányai az alkalmazott nyelvészet köréből. Budapest: MTA Nyelvtudományi Intézet 2013, S. 131-142.

Bos, Ellen / Masát, András et al. (Hg.): Andrássy Studien zur Europaforschung, Band I-VI, Baden-Baden: Nomos Verlag 2013.

Bos, Ellen / Masát, András et al. (Hg.): Der Donauraum in Europa, Andrássy Studien zur Europaforschung, Baden-Baden: Nomos Verlag 2013, 419 S.

Masát, András: Deutsch in Mitteleuropa vor und nach der Wende: eine Zwischenbilanz. In: Mayer, Tilman / Paqué, Karl-Heinz et al. (Hg.): Modell Deutschland, Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, Nr. 103, Berlin: Druncker & Humblot 2013, S. 171-181.

Masát, András: Europa und der Donauraum zwischen Tradition und Neudefinition. Tätigkeitsfeld für ein internationales Hochschulmodell in Budapest. In: Bos, Ellen / Eckardt, Martina et al. (Hg.): Der Donauraum in Europa, Baden-Baden: Nomos Verlag 2013, S. 11-19.

Molnár Krisztina: AcI-Konstruktionen bei Wahrnehmungsverben. In: Deutsche Sprache 3/2013. S. 220-241.

Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Mujzer-Varga, Krisztina / Uzonyi, Pál / Vargyas, Anna / V. Rada, Roberta: Satz und Text. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (=Budapester Beiträge zur Germanistik 65), 167 S.

Murányiné Zagyvai, Márta: Kurzwörter und Stoffnamen in der Chemie. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: Pátria (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Loránd-Eötvös-Universität) 2013, S. 223-229.

Müller, Márta / Knipf-Komlósi, Elisabeth: Sprachinselwörterbuch im 21. Jahrhundert – Das Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Lachout, Martin (Hg.): Aktuelle Tendenzen in der Sprachwissenschaft. Ausgewählte Beiträge zu den GeSuS-Linguistiktagen an der Metropolitan Universität Prag, 26.-28. Mai 2011. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2013, S. 59-72.

Müller, Márta: „Kaasfus, kaupfmoos, kotsnschtiegn: Bildhaftigkeit in den Werischwarer Handwerk-Fachwortschätzen (Werischwar/Pilisvörösvár, Ungarn)". In: Harnisch, Rüdiger (Hg.): Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau September 2010. Regensburg: Edition Vulpes 2013, S. 255-268.

Müller, Márta: Bajor utcanevek egy magyarországi német településen. In: Névtani Értesítő 2013/35, 2013, S. 97-107.

Müller, Márta: Zur aktuellen Lage des ungarndeutschen Bildungwesens. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013, S. 375-380. (= Budapester Beiträge zur Germanistik Bd. 70)

Müller, Márta: Bajor utcanevek revitalizációja egy magyarországi németajkú településen. In: Tóth, Szergej (szerk.): Társadalmi változások – nyelvi változások. Alkalmazott nyelvészeti kutatások a Kárpát-medencében. A XXII. MANYE Kongresszus előadásai, 2012. április 12-14. Budapest-Szeged: Manye – Szegedi Egyetemi Kiadó Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó 2013, S. 355-358.

Müller, Márta: A nyelvi diverzitás kérdése a nemzetiségi német nyelv oktatásában. In: Ruda, Gábor / Szabó-

mihály, Gizella (Hg.): Nemzetkép és identitás a nemeztiségi iskolák tankönyveiben. Esztergom/Komarno u.a.: PPKE-VJK/Selye János Egyetem u.a. 2013, S. 147-152.

Müller, Márta: Typische Bausteine der Handwerk-Fachwortschätze – exemplifiziert an einem ostdonaubairischen Korpus. In: Kerekes, Gábor (Hg.): Bewahrte Traditionen und neue Horizonte. Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft 2. Budapest: Ad Librum 2012, S. 7-16.

Németh, Attila / Maitz, Péter: Nyelvtörténet és nyelvi komplexitás: Pidzsinizációs folyamatok a nyelvi változásban. In: Magyar Nyelv 109 (2013), S. 420-435.

Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz, Magdolna (Hg.): Habsburg bewegt. Topografien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Frankfurt/M.: Peter Lang 2013, 293 S.

Orosz, Magdolna: „Alles gelungen". Exotismus, Fremdheit und Identität in der Operette der k.u.k. Monarchie (Mitautorin: Gabriella Rácz). In: Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz, Magdolna (Hg.) Habsburg bewegt. Topografien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Frankfurt/M.: Peter Lang 2013, S. 167-183.

Orosz, Magdolna: Erzählen und Kognition: Überlegungen zur Anwendbarkeit kognitiver Modelle in der Textanalyse. In: Lichtmann, Tamás / Katschtaler, Karl (Hg.): Interkulturalität und Kognition. Frankfurt/M.: Peter Lang 2013, S. 57-72.

Orosz, Magdolna: Verabschiedung und Fortsetzung der Romantik im Frühwerk von Theodor Storm. Eine intertextuelle Analyse der Novelle „Immensee". In: Göttsche, Dirk / Saul, Nicholas (eds.): Realism and Romanticism in German Literature – Realismus und Romantik in der deutschsprachigen Literatur. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2013, S. 149-168.

Orosz, Magdolna: „Zauber der höchsten Poesie". Hermann Hesses Romantik-Lektüren. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.): Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Praesens 2013, S. 85-98.

Orosz, Magdolna: „Es ist wirklich und zugleich doch ein Traum". Der Sekundant – eine andere Traumnovelle Arthur Schnitzlers. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7), S. 24-37.

Orosz, Magdolna: Voyages racontés: Malte voyageur à travers des temps et des espaces. In: Itty, Michel / Schau-

der, Silke (éd.): Rainer Maria Rilke. Inventaire – Ouvertures. Villeneuve d'Ascq: Presses Universitaires du Septentrion 2013, S. 161-173.

Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest, ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70).

Pabis, Eszter: Svájc mint elbeszélés. A nemzeti és a narratív identitás kérdései Max Frisch műveiben. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó 2013 (Orbis Litterarum sorozat).

Pabis, Eszter: „(…) denn das Fremdeste, was man erleben kann, ist das Eigene einmal von außen gesehen." Dimensionen der Fremdheit in Max Frischs Werk. In: Text+Kritik 47/48, 13/XII. (2013), S. 128-144.

Pabis, Eszter: „Es bleibt nichts als Lesen". Narration und Kognition in Max Frischs Der Mensch erscheint im Holozän. In: Lichtmann, Tamás / Katschthaler, Karl (Hg.): Interkulturalität und Kognition. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013, S. 73-86.

Pabis, Eszter: A határátlépés poétikája. Ilma Rakusa: Rengeteg tenger. In: Tanítványi Disputa. In honorem Berta Erzsébet (2013), S. 41-43.

Paksy, Tünde: Kikötői hírek: Német. In: *MŰÚT* online (04.29.2013)

Paksy, Tünde: Kikötői hírek: Német. In: *MŰÚT* online (07.22.2013)

Paksy, Tünde: Kikötői hírek: Német. In: *MŰÚT* online (10.14.2013)

Vince, Máté / Szabó, Marcell / Paksy, Tünde / Lukácsi, Margit / Gilbert, Edit / Menczel, Gabriella: Kikötői hírek. In: *MŰÚT* 58:(1), S. *90-96.*

Péteri, Attila: Satztypen und Sprachkontrast. In: Meibauer, Jörg / Steinbach, Markus / Altmann, Hans (Hg.): Satztypen des Deutschen. Berlin, New York: De Gruyter 2012, S. 874-901.

Péteri, Attila: Wortstellung und Satztypmarkierung im Deutschen und im Ungarischen. Parallelen und Diskrepanzen. In: Gunkel, Lutz / Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin, New York: De Gruyter 2012, S. 363-382.

Péteri, Attila: wahrscheinlich – vielseitiges modales Satzadverb im Sprachkontrast. In: Abraham, Werner / Leiss, Elisabeth (Hg.): Funktionen von Modalität. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. 251-278.

Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest, ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70).

Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik. 3 Bände. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Pres 2013. 1181 S.

Propszt, Eszter: Vom imaginären Charakter der menschlichen Selbstfindung. Terézia Moras Ophelia-Monolog. In: Grucza, Franciszek (Hg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. Bd 6. Nationale und transnationale Identitäten in der Literatur; Ich, Individualität, Individuum: Kulturelle Selbst-Vergewisserung in der Literatur. Frankfurt am Main: Peter Lang 2012, S. 315-319.

Propszt, Eszter: Narratív identitáskonstrukció Elmer István „Paraszt-barokk“ című művében [Die narrative Konstruktion der Identität in István Elmers „Volksbarock“] In: Tiszatáj (2013), H. 10, S. 62-72.

Propszt, Eszter: A „sváb“ emlékezet szemiotikájáról Balogh Robert „Vagon“ című drámája kapcsán. [Über die Semiotik des „schwäbischen“ Gedächtnisses anhand Robert Baloghs „Waggon“] In: Pölcz, Ádám (Hg.): Emlékezet: ünnep – fesztivál. [Gedächtnis: Fest-Festival] (Semiotica Agriensis 9.) Magyar Szemiotikai Társaság: Budapest, 2013, S. 131-136.

Propszt, Eszter: Ha a szöveg testté lesz – Reprezentáció Hajdu Szabolcs „Bibliotheque Pascal“-jában. [Wenn der Text Fleisch wird – Repräsentation in „Bibliotheque Pascal“ von Hajdu Szabolcs] In: Balázs, Géza (Hg.): A test szemiotikája – Testjelek a mindennapokban és a művészetben. [Semiotik des Körpers – Körperzeichen im Alltag und in der Kunst] (Semiotica Agriensis 10.) Magyar Szemiotikai Társaság: Budapest 2013, S. 181-186.

Radek, Tünde: Zu den deutschsprachigen Handschriften der ‚Weltchronik' des Johannes de Utino aus dem 15. Jahrhundert. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, (2013), H. 1., S. 45-55.

Radek Tünde: Középkori történetírás és képi ábrázolás: Johannes de Utino „Világkrónikájának" német nyelvű kéziratai (15. század). In: Liber decorum. Wehli Tünde köszöntése. Szerk. Boreczky Anna, Szakács Béla Zsolt. Ars Hungarica, (2013), H. 1-2., S. 174-187.

Radek Tünde: Johannes de Utino „Világkrónikájának" kéziratai (14-15. század) és a német nyelvű kéziratok provenienciája. In: Magyar Könyvszemle, (2013), H. 1., S. 1-22.

Radványi, Zsuzsanna: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik, 23.2. (2013), S. 214-217.

Radványi, Zsuzsanna: Die Präposition. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik Band 2. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 707-717.

Radványi, Zsuzsanna: Das Adverb. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik Band 2. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó/Debrecen University Press 2013, S. 772-791.

Orosz, Magdolna / Rácz, Gabriella: „Alles gelungen." Exotismus, Fremdheit und Identität in der Operette der k.u.k.-Monarchie. In: Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Orosz, Magdolna (Hg.): Habsburg bewegt. Topografien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2013 (= Budapester Studien zur Literaturwissenschaft / Bd. 17.), S. 167-183.

Rácz, Gabriella: Die Macht der Musik – Schönbergs Streichquartette bei Arnold Zweig und Hartmut Lange. In: Katschthaler, Karl (Hg.): Gustav Mahler – Arnold Schönberg und die Wiener Moderne. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2013, S. 139-150.

Reder, Anna: Wörter miteinander verbinden – Kollokationen im Wortschatzerwerb. In: Deutschunterricht für Ungarn. Budapest: Ungarischer Deutschlehrerverband. 25 (2013), S. 78-93.

Reder, Anna: Digitális jegyzetkészítés. In: Dringó-Horváth, Ida / N. Császi, Ildikó (Hg.): Digitális tananyagok – Oktatásinformatikai kompetencia a tanárképzésben. Budapest: L'Harmattan 2013, S. 169-181.

Réthelyi, Orsolya / Ton van Kalmthout / Remco Sleiderink (Hg.): *Beatrijs de wereld in* [Beatrijs a nagyvilágba], Gent: Academia Press, 2013. 416 S.

Réthelyi, Orsolya / Ton van Kalmthout / Remco Sleiderink. Beatrijs de wereld in. Inleiding [Bevezető]. In: Ton van Kalmthout / Orsolya Réthelyi / Remco Sleiderink (Hg.). *Beatrijs de wereld in* [Beatrijs a nagyvilágba]. Gent: Academia Press 2013, S. 5-18.

Réthelyi, Orsolya: "Beatrijzen op de planken. Nederlandstalige toneelbewerkingen van het Beatrijs-verhaal in de eerste helft van de twintigste eeuw" [Beatrijsek a színpadon. A Beatrijs-legenda színpadi feldolgozásai a holland nyelvterületen a 20. század első felében] In: Ton van Kalmthout / Orsolya Réthelyi / Remco Sleiderink (Hg.), S. 263-295. *Beatrijs de wereld in*. Gent: Academia Press, 2013

Réthelyi, Orsolya: „Mary, Queen of Hungary," Mary Hays, *Female Biography / or, Memoirs of Illustrious and Celebrated Women, of All Ages and Countries* (1803). *Chawton House Library Series: Women's Memoirs*, ed. Gina Luria Walker, *Memoirs of Women Writers Part II* (Pickering & Chatto: London, 2013), vol. 9, S. 479-83, editorial notes, S. 582-84.

Ritz, Szilvia: „Wir wissen verdammt wenig von den Eintagsfliegen". Grenzüberschreitung und Wahrnehmungsveränderung. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013, S. 55-64.

Rózsa, Mária: Magyar és német irodalmi kapcsolatok a Pester Sonntagsblattban 1853–1855. I. In: Magyar Könyvszemle 129. 2023/1. S. 70–76.

Rózsa, Mária: Magyar és német irodalmi kapcsolatok a Pester Sonntagsblattban 1853–1855. II. In: Magyar Könyvszemle 129. 2023/2. S. 178–195.

Rózsa, Mária: Pesti német nyelvű folyóiratok a kultúraközvetítés szolgálatában a reformkorban és az 1850-es években. Budapest: Argumentum Kiadó: 2013 (= Irodalomtörténeti füzetek 173), 296 S.

Rózsa, Mária: Wiener und Pester Blätter des Vormärz und ihre Rolle an der Kulturvermittlung : Kontakte, Parallelen, Literaturvermittlung, Redakteure und Mitarbeiter. Herne: Gabriele Schäfer Verlag, 2013 (= Studien zur Literaturwissenschaft 6), 278 S.

Sáfrányos, Tamara: *Sprechakt und Äußerung*. In: Pilarský, Jiří (Hg.): Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik, Band 3. Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó / Debrecen University Press 2013, S. 837-866.

Sándorfi, Edina: Az archívum színes árnyai – avagy a rezgés mediális archeológiája (Thomas Bernhard Goethe mekhal című írásának margójára In: Kép, látvány, szöveg – Studia Litteraria Irodalom- és kultúratudományi folyóirat 2013/1-2. S. 60-78.

Sántáné-Túri, Ágnes: Schnittstelle Text. Humboldt-Kolleg am Institut für Germanistik der Universität Szeged 12.-15. Dezember 2012. In: Deutsche Sprache 4 (2013) (Jg. 41), S. 379-384.

Sárvári, Tünde: Személyközpontú módszerek alkalmazása a (nyelv) tanárképzésben. [Anwendungsmöglichkeiten der teilnehmerorientierten Techniken in der (Fremdsprachen) Lehrerausbildung] In: Karlovitz, János Tibor / Torgyik, Judit (Hg.): Oktatás, kutatás és módszertan. [Bildung, Forschung und Didaktik] Komárom: International Research Institute 2013, S. 189-195.

Sárvári, Tünde: A CLIL módszer alkalmazási lehetőségei a kisiskoláskori német mint idegennyelv-tanításban. [Anwendungsmöglichkeiten der CLIL-Methode im frühen DaF-Unterricht] In: Cs. Bogyó, Katalin (Hg.): Tanulmánykötet. Gyakorlóiskolák VIII. Országos Módszertani Konferenciája. Szeged: Gyakorlóiskolák Szövetsége 2013, S. 363-380.

Sárvári, Tünde: Anwendungsmöglichkeiten der dramapädagogischen Arbeit im frühen DaF-Unterricht. In: Boócz-Barna, Katalin (Hg.): DUfU – Deutschunterricht für Ungarn. Band 2013. Budapest: UDV 2013, S. 168-178.

Sárvári, Tünde: Sprache und Bewegung – Dramapädagogik für Sprachanfänger in der Grundschule. In: Frühes Deutsch. Fachzeitschrift für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (2013), H. 28, S. 50-53.

Sárvári, Tünde: „Fantasie und Fantadu, schließe deine Augen zu!“ – Überlegungen zur Rolle der Fantasiereisen im frühen DaF-Unterricht. In: Frühes Deutsch. Fachzeitschrift für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (2013), H. 29, S. 3-16.

Sárvári, Tünde: Zwei Fliegen mit einer Kappe – Überlegungen zur Rolle der Aussprachesschulung im frühen Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht. In: Frühes Deutsch. Fachzeitschrift für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (2013), H. 30, S. 9-16.

Sárvári, Tünde: Überarbeitung von Motta, Giorgio, Wir. Ein DaF-Lehrwerk für die Grundschule. Lehrbuch 4. Wir. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Tankönyv 4. Budapest: Klett Kiadó 2013. 158 S.

Sárvári, Tünde: Überarbeitung von Motta, Giorgio, Wir. Ein DaF-Lehrwerk für die Grundschule. Arbeitsbuch 4. Wir. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Munkafüzet 4. Budapest: Klett Kiadó 2013.

Sárvári, Tünde: Überarbeitung von Motta, Giorgio, Wir. Ein DaF-Lehrwerk für die Grundschule. Lehrerhandbuch 4. Wir. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Tanári kézikönyv 4. Budapest: Klett Kiadó 2013. 83 S. *http://wir.e-klett.hu/download/wir4/wir_4_lhb.pdf*

Sárvári, Tünde / Gyuris, Edit: Jegyre megy! Német 5. [Eine bessere Note in Deutsch. Klasse 5] Budapest: Klett Kiadó 2013, 88 S.

Sárvári, Tünde / Gyuris, Edit: Jegyre megy! Német 6. [Eine bessere Note in Deutsch. Klasse 6] Budapest: Klett Kiadó 2013, 95 S.

Scheibl, György: Numerusklasse und Transposition. Sprachkontrastive und -typologische Perspektivierung eines nominalen Klassifikationssystems. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 23.1., S. 23-64.

Szabó, Erzsébet: „Wie eine Gliederpuppe". Über die doppelte Welt von Arthur Schnitzlers Novelle „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg". In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7), S. 113-121.

Horváth, Márta / Szabó, Erzsébet (szerk.): Kognitív poétika. [Kognitive Poetik.] Helikon 2 (2013).

Horváth, Márta / Szabó, Erzsébet: Kognitív irodalomtudomány. Bevezető [Kognitive Literaturwissenschaft. Einführung] In: Helikon 2 (2013), S. 139-150.

Szabó, Judit / Kovács, Bálint: Der Reisefilm der Zwischenkriegszeit. Die Kamera im Dienste der Autoindustrie. In: Fenyves, Miklós / Kerekes, Amália / Kovács, Bálint / Ororsz, Magdolna (Hg.): Habsburg bewegt. Topografien der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Frankfurt am Main: Peter Lang 2013 (= Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 17), S. 203-214.

Szabó, Judit: Eugenik und Domestikation. Inszenierung von 'Abnormitäten' in Kasimir und Karoline. In: Maske und Kothurn 3 (2013). Horváth lesen. S. 103-112.

Szabó, Judit: „Dort auf dem Schiff fahre ich davon". Scham als Metapher in Arthur Schnitzlers Komödie der Verführung. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7), S. 92-101.

Szabó, Judit: Narráció és érzelmek. Válogatás az utóbbi évek elméleti terméséből. In: Helikon 2 (2013), S. 247-256.

Szatmári, Petra: Zweitglieder im Sprachvergleich: *-freundlich/-barát.* In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest: ELTE 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70), S. 55-61.

Böhme, Dorothea / Szendi, Zoltán (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2012. Budapest/Bonn: Gondolat Kiadói Kör, 2013. 323 S.

Szendi, Zoltán: Hermann Hesses Lyrik und die Moderne des Fin de Siècle. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.) unter Mitwirkung von Tünde Katona und Judit Szabó: Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und

Politik. Beiträge der internationalen Tagung aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters vom 2. bis 5. Mai 2012 am Germanistischen Institut der Universität Szeged. Wien: Praesens 2013. S. 234-249.

Szendi, Zoltán: Zur Gefühlsrhetorik in der Lyrik Nikolaus Lenaus. In: Jahrbuch der Österreich-Bibliothek in St. Petersburg. Österreichische Literatur gestern und heute. Bd. 10, 2011/2012. Hg. von Alexander W. Belobratow. St. Petersburg: Verlag „Peterburg. XXI Vek", 2013. S. 9-18.

Szendi, Zoltán: Jelinek als Herausforderung – auch in Ungarn. In: Haslmayr, Harald / Corbea-Hoişie, Andrei (Hg.): Pluralität als kulturelle Lebensform. Österreich und die Nationalkulturen Südosteuropas. Reihe: Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, Band 8. Berlin, Wien: LIT-Verlag, 2013, S. 91-99.

Szendi, Zoltán: *Das weite Land* – „ein weites Feld". Zur Dramaturgie der Schnitzlerschen Entlarvungspsychologie. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Hrsg. von. Wien: Praesens 2013. S. 83-91.

Tóth, József: Kontrastivität in der Semantik: Überlegungen zur Repräsentation der Bedeutung inhaltsarmer Verben im Deutschen und Ungarischen. In: Karagiannidou, Evangelia / Papadopoulou, Charis-Olga / Skourtou, Eleni (Hg.): Sprachenvielfalt und Sprachenlernen: Neue Wege zur Literalität. Akten des 42. Linguistischen Kolloquiums in Rhodos 2007. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2013, S. 617-626.

Bartha, Csilla / Borbély, Anna / Erb, Maria / Uhrin, Erzsébet: A generációs nyelvátadás mint nyelvmegőrzési univerzálé: egy 21. századi összehasonlító szociolingvisztikai vizsgálat eredményeiből. In: Fedinec, Csilla / Ilyés, Zoltán / Simon, Attila / Vizi, Balázs (Hg.): A középeurópaiság dicsérete és kritikája. Pozsony: Kalligram 2013, S. 557–576.

Dingeldein, Heinrich J. / Erb, Maria / Unger, Bernadett: Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). Band 1 in zwei Halbbänden: Südungarn. Register. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013. 76 S.

Uzonyi, Pál: *Das Paradigma von Zustandsaktiv und anderen Zustandsformen. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest:* ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70), S. 33-39.

Uzonyi, Pál: Pädagogische Grammatik. In: Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online. 2013. Berlin, Boston: De Gruyter. Retrieved 24 May. 2013, from *http://www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_6190*

Uzonyi, Pál: Prädikatsteil. In: Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online. 2013. Berlin, Boston: De Gruyter. Retrieved 24 May. 2013, from *http://www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_6125*

Uzonyi, Pál: Terminale Intonation. In: Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online. 2013. Berlin, Boston: De Gruyter. Retrieved 24 May. 2013, *from http://www.degruyter.com/view/WSK/wsk_id_wsk_artikel_artikel_8050*

Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Mujzer-Varga, Krisztina / Uzonyi, Pál / Vargyas, Anna / V. Rada, Roberta: Satz und Text. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 65), 167 S.

Varga, Orsolya: Twee vertalingen van *Journey of the Magi* van T.S. Eliot: door Martinus Nijhoff en István Vas. In: *Lage Landen Studies* 5. 2013, S. 81-94.

Varga, Orsolya: Dostojevski in Nederland. Boekbespreking. Boulogne, Pieter, Het temmen van de Scyth. De vroege Nederlandse receptie van F.M. Dostoevskij. Amsterdam, Pegasus, 2011. In: *Internationale Neerlandistiek* 51e jaargang 2013/oktober, S. 277-280.

Varga, Orsolya: Annie M.G. Schmidt: Titi a parkban. [Pluk van de Petteflet] Budapest: Pagony 2013, 141 S. [Übersetzung]

Varga, Orsolya: Annie M.G. Schmidt: Titi és az Időjós. [Pluk redt de dieren] Budapest: Pagony 2013, 79 S. [Übersetzung]

János-Szatmári, Szabolcs / Nagy, Ágota / Varga, Péter (Hg.): Sprache, Literatur und Kultur in Grenzräumen. Studien aus den Bereichen der Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft, , Großwardein / Oradea: Partium Verlag / Editura Partium 2012, 263 S.

Gantner, Eszter B. / Varga, Péter (Hg.): „Transfer - Interdisziplinär!" Akteure, Topographien und Praxen des Wissenstransfers. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2013, 234 S.

Varga, Péter: Die Rolle der deutschsprachigen Literatur und Kultur in der Assimilation des ungarischen Judentums. In: Wechselwirkungen II. Hg. von Zoltán Szendi. Wien Praesens 2012, S. 282-292.

Varga, Péter: „vers les origines“ – zu den Ursprüngen. Ungarische Juden im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Spiegel einiger Autobiographien. In: János-Szatmári, Szabolcs / Nagy, Ágota / Varga, Péter (Hg.): Sprache, Literatur und Kultur in Grenzräumen. Studien aus den Bereichen der Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft. Großwardein / Oradea: Partium Verlag / Editura Partium 2012, S. 141-158.

Varga, Péter / Kristina Monika Hinneburg: Fremdheitserfahrungen in Leben und werk Melchior Lengyels. In: Gantner, Eszter B. / Varga, Péter (Hg.): „Transfer – Interdisziplinär!“ Akteure, Topographien und Praxen des Wissenstransfers. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 2013, S. 149-162.

Varga, Péter: Antisemitismus vs. jüdischer Selbsthass. Rezzoris antisemitisches Narrativ. In: Gregor von Rezzori. Auf der Suche nach einer größeren Heimat. Hg.: Andrei Corbea-Hoisie, Cristina Spinei. Iaşi : Editura Universitatii „Al. I. Cuza“ / Konstanz: Hartung-Gorre Verlag, 2013, S. 287-294.

Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Mujzer-Varga, Krisztina / Uzonyi, Pál / Vargyas, Anna / V. Rada, Roberta: Satz und Text. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 65), 167 S.

Vaskó, Ildikó: Helene Uri „A legjobbjaink” [Übersetzung]. L’Harmattan Kiadó 2013, 260 S.

V. Rada, Roberta: „Und man zieht aus diesem Bruch stilistischen Gewinn.” – Stilistisch motivierte typologische Intertextualität in deutschen und ungarischen Gebrauchstexten. Budapest, ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 64).

Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest. Budapest, ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70).

V. Rada, Roberta: Intertextualität im Diskurs. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Öhl, Peter / Péteri, Attila / V. Rada, Roberta (Hg.): Dynamik der Sprache(n) und der Disziplinen. 21. internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Spracheund Sprachen in Budapest. Budapest, ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 70), S. 89-95.

V. Rada, Roberta: Kulturelle Aspekte in der Phraseologieforschung. In: Bartoszewicz, Iwona / Hałub, Marek / Małyszek, Tomasz (Hg.): Auswertung und Neubewertung. Wrocław: Wydawnyctwo Uniwersytetu Wrocławskiego 2013 (= Germanica Wratislaviensia / 38), S. 113-128.

Fekete, Ágnes / Knipf-Komlósi, Elisabeth / Mujzer-Varga, Krisztina / Uzonyi, Pál / Vargyas, Anna / V. Rada, Roberta: Satz und Text. Eine Aufgabensammlung. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2013 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 65), 167 S.

V. Szabó, László: *Taedium vitae*. Zu Hermann Hesses Schopenhauer-Rezeption. In: Haberland, Detlef / Horváth, Géza (Hg.): Hermann Hesse und die Moderne. Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Beiträge der internationalen Tagung aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters vom 2. bis 5. Mai 2012 am Germanistischen Institut der Universität Szeged. Wien: Praesens 2013, S. 130-143.

V. Szabó, László: Platón és a Mediterráneum Rudolf Pannwitz olvasatában [Platon und das Mediterraneum gelesen von Rudolf Pannwitz]. In: Mediterrán Világ (Veszprém) 21 (2012), S. 35-43.

V. Szabó, László: *Hungri vocati sunt*. Joseph Victor von Scheffels Anmerkungen zu *Ekkehard* zwischen Philologie und Historie. In: Metz, Bernhard / Zubarik, Sabine (Hg.): Den Rahmen sprengen – Anmerkungspraktiken in Literatur, Kunst und Film. Berlin: Kulturverlag Kadmos 2012, S. 106-123.

Varga, Éva: Kooperatív tanulás a főiskolai gyakorlatban. In: MANYE XXIII. Nyelv – Társadalom – Kultúra. Interkulturális és multikulturális perspektívák. Az előadások összefoglalói. Budapest: ELTE BTK 2013, S. 91-92.

Varga, Éva: Kooperatív tanulás a tanárképzésben és az iskolai németórákon. In: XIII. Országos Neveléstudományi Konferencia, Eger, 2013. november 6-9. Változó életformák – régi és új tanulási környezetek. Absztraktkötet. Magyar Tudományos Akadémia - Pedagógiai Tudományos Bizottság. Eger: Líceum Kiadó 2013. S. 523.

Varga, Éva: Schon wieder kooperativ? Immer noch kooperativ? – Kooperatives Lernen im Lehramtsstudium. In: Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien IX. Eger: Líceum Verlag 2013, S. 125-131.

Zsámbékiné Dr. Domsa Zsófia**:** Nordic noir, avagy a skandináv krimi fénykora. PSAT (PSAT – Pro Scientia Aranyérmesek IX. Konferenciája, 2012) Budapest: Pros Scientia Aranyérmesek Társasága 2013, S. 279-283.

Zsigmond, Anikó: Fremdheitkonstruktionen in Terezia Moras Erzählungen. In: Eruditio 3 (Komarno) 2013, S. 29-47.

Autorinnen und Autoren

Scanned with CamScanner

Prof. Dr. Elke Ronneberger-Sibold
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät
Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft
Universitätsallee 1
D-85072 Eichstätt
elke.ronneberger@ku.de

Dr. Imre Gábor Majorossy
Katholische Péter-Pázmány-Universität
Piliscsaba
Institut für Romanistik
Französischer Lehrstuhl
Egyetem u. 1.
H-2097 Piliscsaba
majorossy.imre@btk.ppke.hu

Dr. Péter Lőkös
Katholische Péter-Pázmány-Universität
Piliscsaba
Mitteleuropa-Institut
Lehrstuhl für Germanistik
Egyetem u. 1.
H-2097 Piliscsaba
lokos.peter@btk.ppke.hu

Prof. Dr. István Gombocz
The University of South Dakota
Department of Languages and Linguistics
Slagle Hall 306. Vermillion SD 57069, USA
Istvan.Gombocz@usd.edu

Dr. Henriett Lindner
Katholische Péter-Pázmány-Universität
Piliscsaba
Mitteleuropa-Institut
Lehrstuhl für Germanistik
Egyetem u. 1.
H-2097 Piliscsaba
sirhenri@gmx.de

Dr. habil. Kálmán Kovács
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
H–4010 Debrecen, Pf. 47
kovacs.kalman@arts.unideb.hu

Univ.-Doz. Dr. habil. Karl Vajda
János-Selye-Universität
Lehrstuhl für Moderne Philologie
Bratislavská cesta 3322, 94501 Komárno
vajdak@selyeuni.sk

Annika Knöpfle
Mühldorfer Straße 2., D-68165 Mannheim
AnnikaKnoepfle@googlemail.com

Dr. László V. Szabó
Pannonische Universität Veszprém
Fakultät für moderne Philologie und Soziologie
Institut für Germanistik und Translationswissenschaft
Pf. 158. Füredi u. 2., H-8201 Veszprém
vszabol@freemail.hu

Dr. Erika Hammer
Universität Pécs
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Ifjúság útja 6., H-7624 Pécs
hhamerika@yahoo.de

Katalin Gyuricza
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi u. 5., H-1088 Budapest
gyuricza.kati@freemail.hu

Bernadett Modrián-Horváth
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5., H-1088 Budapest

Tímea Berényi-Nagy, M.A.
Universität Pécs
Philosophische Fakultät
Sprachwissenschaftliche Doktorandenschule
Ifjúság útja 6., H-7624 Pécs
berenyitimi@gmail.com

Dóra Pantó-Naszályi (Budapest)
Madách Imre Gimnázium Budapest
Dorozsmai utca 216., H-1142 Budapest

DEBRECENI EGYETEM
Germanisztikai Intézet
KÖNYVTÁR

Scanned with CamScanner